Princeton University Library
32101 067520336

Johannes Trojan

Von

Einem zum Andern

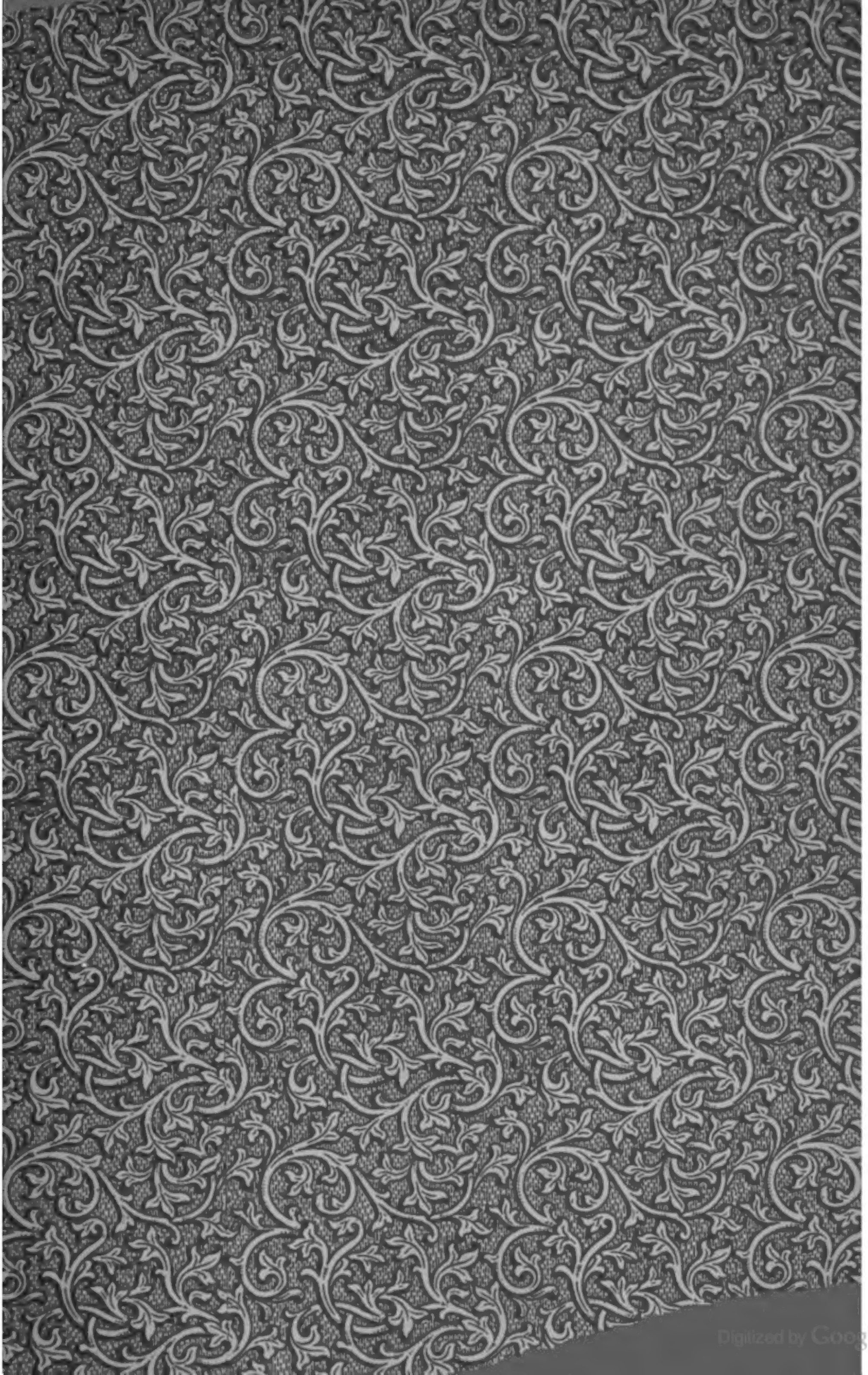
Digitized by Google

3493
45
.394

Library of

Princeton University.

Elizabeth Foundation.


Digitized by Google

Von Einem

zum Andern.

Gesammelte Erzählungen

von

Johannes Trojan.

UNIVERSITY

Berlin, 1893.

Verlag von Freund & Jeckel.
(Carl Freund.)

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung wird vorbehalten.

UNIVERSITY
OF MICHIGAN
LIBRARY

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Ein Kaufmann von alter Art	1
Der Heimathgarten	73
Saxifraga Hirculus	82
Die alte Schulzin	92
Der Schmuckkasten	99
Ostererinnerungen	105
Wie man die See ansieht	112
Duchen	119
Grob wider Grob	121
Die neue Straße	132
Von der Weichbildgrenze	141
Was reden sie miteinander	149
Am Wahltisch	153
Einmal Grundbesitzer	161
Beim alten Schiffer	169
Am Seestrand	178
Der alte Kirchhof	184
Willershagen und Magister Johannes	188
Jahrmarkt in der Heide	196
Die Winsener Thierschau	206
Der Circus im Dorf	214
Gnomenwirthschaft und Hexenhäuschen	224
Der Ort ohne Sperling	232
Die Schorfheide	235
Zwölf Treiber und doch nichts	246
Die Stadt der vollkommnen Leute	254
Seltsames Abenteuer	260

(RECAP)

3493
.45
.394

MAR 16 1912 263630

Digitized by Google

Digitized by Google

Ein Kaufmann von alter Art.

I.

Vor mir ſchwebt ein Bild, das ich erfaſſen und feſthalten möchte. Es tritt vor mich hin ſeit vielen Jahren, im Wachen und im Traume, auf einſamer Wanderung durch die Heide oder im Gebirge wie im Gedränge der großen Stadt, wo man mitten unter Menſchen auch ſo einſam hingehen kann wie durch Gras und Farnkraut. Oft ſchon dachte ich daran, es aufzuzeichnen, wenn ich aber ernſthaft daran ging, verließ mich der Muth, und ich gab es wieder auf. Zu meinem Kummer ſah ich, wie viel mir dazu fehlte, ein auch nur einigermaßen ausgeführtes Bildniß zu Stande zu bringen, und daß mein Vorrath nur hinreichte zu einer Skizze. Außerdem hielt eine gewiſſe Scheu mich zurück, wie der ſie empfindet, der etwas lange im Buſen Getragenes vor Fremden ausbreiten ſoll, und das geliebteſten Todten gegenüber, ach, ſo ſchmerzliche Gefühl unabzahlbarer Schuld, das jene Scheu vermehrte. Wenn ich es jetzt doch unternehme, das Bild, wenn auch in leichten Strichen nur, aufzuzeichnen, ſo treibt mich dazu der immer nachdrücklicher mahnende Gedanke, daß es Zeit dazu ſei, wenn es überhaupt geſchehen ſolle. Nicht als ob ich das

Digitized by Google

liebe Bild nicht länger noch frisch im Herzen bewahren könnte, aber ich sehe, wie mein Leben hingeht, wie kurz die Zwischenräume werden zwischen dem ersten und dem letzten Schnee, zwischen den ersten Blumen, die der Lenz streut und den letzten, die der Herbstfrost abbricht.

Das Bild, das ich zu zeichnen versuchen will, ist das meines Vaters. Ich sehe ihn, wie er im Vorstübchen seines Kontors am Fenster sitzt. Ueber den Beischlag kommt man durch die Hausthür, die den Tag über offen steht, in den gewaltig hohen Hausflur. Geradeaus geht es zum Kontor, dessen Fenster vom Hof her ihr Licht empfangen. Zur rechten Hand im Hausflur stehen ein paar große Schränke aus Nußbaumholz, auf den Schränken blaue holländische Vasen. Von diesem Hausflur sind auf der rechten Seite zwei Zimmer übereinander abgetrennt, das erwähnte Vorstübchen, das bis zur halben Höhe des einen der beiden großen Flurfenster reicht, und darüber die sogenannte Hangestube, die auch einfach „die Hangel" genannt wird. Man gelangt zu ihr durch die Treppe, welche im Hintergrunde des Hausflurs zu den Wohnräumen und zwar zunächst zu einer in halber Höhe des Flures angebrachten offenen Galerie führt. In dem Hause, von dem ich rede, führt die Hangestube nicht ganz mit Recht ihren Namen, denn sie hängt nicht wie anderwärts, wo das Vorstübchen fehlt, aber man nennt sie doch so. Und das hat sie mit den anderen gemeinsam, daß der Fußboden das Fenster schneidet, was auf einen Fremden, der zum ersten Mal ein solches Gemach betritt, einen eigenthümlichen Eindruck macht.

Das besagte Vorstübchen war eine Art Heiligthum, das keiner betreten durfte außer dem Chef des Hauses und denjenigen, die der Chef dorthin einlud. Mein Vater zog sich

Digitized by Google

von seinem Platze im Kontor, wo er sonst an dem mächtigen Pult stand, in dieses Stübchen zurück, wenn er mit irgend jemand etwas Besonderes zu bereden hatte. Es kamen aber viele Leute zu ihm, um sich Hilfe oder Rath von ihm zu erholen, denn er war ebenso klug wie von Herzen gut. Ich habe es oft als Kind sagen hören, es ginge niemand von ihm, dem er nicht durch Rath oder That geholfen hätte.

Ich sehe ihn vor mir am Fenster des Vorstübchens in lebhaftem Gespräch mit einem, der ihm gegenübersitzt. Er sieht sehr ernst aus, es ist sicherlich eine schwierige Sache, die vorliegt. Auf einmal lächelt er, alle Fältchen um seine Augen gerathen in Bewegung und sein Gesicht strahlt von Freundlichkeit. Gewiß, er hat einen Ausweg gefunden, und es wird alles gut.

In der Zeit, aus welcher ich dieses Bild meines Vaters habe, war derselbe ungefähr sechzig Jahre alt. Es hätte ihn aber jeder wohl, der ihn sah, für jünger gehalten. Er hatte noch reichliches braunes Haar, das etwas gelockt und so weich war wie die feinste Seide. Uns Kindern war es eine Lust, es anzufühlen und zu streicheln, wenn wir das durften. Seine Augen waren von dem Blau, das nicht häufig im Menschenauge vorkommt, von dem des Bachvergißmeinnichts. Im übrigen zeigte sein Gesicht starke und kräftige Züge. Er war hoch gewachsen, ziemlich korpulent und hatte schön gebildete Hände. Wenn er auf der Börse vor dem Artushof bei den andern Kaufleuten stand, fiel er auf durch das Stattliche seiner Erscheinung.

Es lag aber, als er den behaglichen Sitz am Fenster des Vorstübchens einnahm, hinter ihm schon ein schicksalreiches Leben.

Digitized by Google

Mein Vater, Karl Gottfried in der Taufe genannt, ist am 8. Februar 1795 im Dorfe Ohra bei Danzig, das im Volksmunde „die Aur" heißt, geboren worden. Man könnte Ohra beinahe zu den Vorstädten Danzigs rechnen, denn es schließt sich mit seinen Häusern unmittelbar an die südliche Vorstadt an. Die Lage des Ortes ist anmuthig in hohem Grade. Er liegt auf der Grenze zwischen Höhe und Niederung: auf der westlichen Seite ziehen sich, vom Höhenlande herantretend, in langer Reihe reizende mit Wald geschmückte Hügel hin, von den unten liegenden Ortschaften getrennt durch den Kanal, welcher die neue Radaune heißt; auf östlicher Seite geht der Blick nach der Mottlau und Weichsel zu in die fruchtbare Niederung hinein, deren Ohra zunächst gelegener Theil, das „Ohraer Niederfeld", als ein einziger ungeheuerer Obst- und Gemüsegarten erscheint. Ich habe das friedliche Dorf häufig auf Spaziergängen mit meinem Vater besucht, aber das Haus, in dem er geboren ist und seine Kinderzeit verlebt hat, konnte er mir nicht zeigen, weil bei der Belagerung Danzigs im August 1813 die Ortschaft von den Russen niedergebrannt und vollständig zerstört worden ist. Mein Großvater, Johann Gottfried Trojahn — so schrieb er sich — war ein Handwerker, Maler und Wagenlackirer seines Zeichens, meine Großmutter, Anna Katharina, eine Tochter des Eigengärtners Trauschke in Ohra. Von meinem Großvater habe ich nur erfahren, daß er ein harter Mann gewesen sei. Als er frühzeitig gestorben war, ernährte die Wittwe, eine stille, gute und arbeitsame Frau, sich und ihr einziges Kind mit dem Plätteisen. Mein Vater besuchte die Dorfschule in Ohra und hat anderen Unterricht nie genossen. Er war aber noch sehr jung, als er schon Fortschritte machte, die seinen Schulmeister

Digitized by Google

in Verlegenheit ſetzten. Dieſer rief ihn eines Tages zu ſich und ſprach zu ihm ſo: „Hör' an, Karlchen, du kannſt von mir nichts mehr lernen. Ich will dir nur ſagen, daß du ſchon viel mehr weißt als ich. Aber weiſt du was, du kannſt mir helfen. Du ſollſt die kleinen Mädchen lehren — willſt du das?“ Mit Freuden ging mein Vater auf dieſen Vorſchlag ein, und, ſelbſt noch ein Kind, übernahm er den Unterricht der weiblichen Dorfſchuljugend von Ohra. Die Zuſtände waren damals noch ſo einfach und natürlich, daß es dazu einer obrigkeitlichen Genehmigung nicht bedurfte. Es genügte, daß er es verſtand und konnte, und feſt bin ich überzeugt davon, daß er ſeine Sache ſehr gut gemacht hat. Ich ſtelle ihn mir vor nach den Bildern kleiner Jungen auf den Zeichnungen von Daniel Chodowiecki. Gewiß iſt es, daß ſeine Mutter ihn immer nett und ſauber gehalten hat, ſo arm ſie war. Ich denke mir auch, daß er ſich früh ſchon mit offenen Augen in der anmuthigen Landſchaft umgeſehen hat, in der er emporwuchs, denn alten Urſprungs ſchon mußte ſeine große Liebe zur Natur ſein. Ich ſehe ihn, wie er im Herbſt ausgeſchickt wird, um in den Hecken Fliederbeeren zu ſammeln, aus denen dann ſeine Mutter für ſich und ihn mit ein wenig Zuckerzuſatz billige Suppen kochte. Er gedenkt in einem Liede mit Zärtlichkeit ſeiner Mutter. Gewiß hat dieſe ihn zur Rechtſchaffenheit erzogen und früh ſchon in ſein Herz eingepflanzt, was allein einen Menſchen vornehm macht: ohne Bedenken zu thun, was anſtändig und recht iſt.

Meines Vaters erſte Jugend fiel in eine ſehr ſtürmiſche Zeit. Zwei Jahre vor ſeiner Geburt hatte Danzig aufgehört, eine freie Stadt unter polniſcher Oberherrlichkeit zu ſein. Zwanzig Jahre hindurch war die Stadt auf wahrhaft raffi-

Digitized by Google

nirte Weiſe von preußiſcher Seite gequält und gepeinigt worden, damit ihre Unabhängigkeit ihr verleidet werde. Als ſie dann im Jahre 1793 auf gewaltſamem Wege dem preußiſchen Staat einverleibt wurde, war das eine Erlöſung aus unerträglichen Zuſtänden. Ja, es war ein glückbringendes Ereigniß. Denn ſoviel Anlaß die preußiſche Staatsraiſon zu haben glaubte, Danzig, ſo lange es noch frei war, zu benachtheiligen und zu drangſalen, ſoviel mußte der Regierung daran gelegen ſein, die Stadt, nachdem ſie endlich gewonnen war, zu begünſtigen und in die Höhe zu bringen. Damit wurde denn auch ſofort vorgegangen. Sogleich nach geſchehener Einverleibung fing der Handel Danzigs, der durch die preußiſchen Zollmaßregeln zu Grunde gerichtet war, wieder an aufzublühen, und der Wohlſtand, der ſehr gelitten hatte, hob ſich wieder. Das erkannten bald die Danziger Bürger und wußten es zu ſchätzen, wenn auch lange Zeit noch alles, was preußiſch hieß, bei ihnen in keinem guten Geruch ſtand und überaus abfällig beurtheilt wurde. Davon habe ich alte Leute noch ſprechen hören. Lieber Himmel, es war den Danzigern nicht ganz zu verdenken, daß ſie nicht ſofort entzückt und hin waren, nachdem der preußiſche Staat ſo lange Zeit mit einem ſo außerordentlichen Aufwand von Unliebenswürdigkeit um ihre Neigung geworben hatte.

Dieſem neuen Aufblühen der alten Stadt machte die Kataſtrophe von 1806 ein jähes Ende. Zu Anfang des Jahres 1807 ſchon erſchienen vor Danzig die erſten franzöſiſchen Truppen. Vor den anrückenden Feinden floh, gleich anderen Bewohnern der Vorſtädte, auch meine Großmutter mit ihrem Kinde in die Stadt hinein, Schutz ſuchend hinter den Wällen derſelben. Nicht lange darnach gingen die auf

Digitized by Google

der Höhe belegenen Vororte Danzigs in Flammen auf. Ein so hartes Schickſal war diesmal dem Dorfe Ohra noch nicht beſchieden, ſondern nur das Waſſer wurde ihm auf den Hals geſchickt. Zu Zwecken beſſerer Vertheidigung der Stadt durchſtach man den Damm des Mottlaufluſſes, deſſen Waſſer darauf die ganze Niederung bis zu den Thoren der Stadt überſchwemmte. In großer Eile wurde die Feſtung, deren Werke verfallen waren und der es an allem gebrach, was zum Ertragen einer langen Belagerung nöthig war, in Vertheidigungszuſtand geſetzt. In dieſer Zeit der Schmach zeigte Danzig ſich unverzagt. In der drangvollen Lage, in die ſie gerathen war, bewährte die Stadt ihren alten, in zahlloſen ehrenvollen Kämpfen erworbenen Ruf. Die Haltung der Bürgerſchaft war nicht weniger heldenmüthig als die der Beſatzung. Nur durch den gänzlichen Mangel an Proviant und Munition wurde Danzigs Vertheidiger, der tapfere Kalckreuth, am 24. Mai zur Kapitulation gezwungen, die unter ehrenvollen Bedingungen ihm bewilligt wurde. Mit klingendem Spiel zog die Beſatzung ab, und die arme Stadt blieb wehrlos zurück als Beute eines übermüthigen und unbarmherzigen Siegers. Damit begannen für Danzig ſieben Jahre unſäglichen Leidens. Es erſcheint als ein grauſamer Scherz Napoleons, daß er die Stadt Danzig mit zwei Lieues im Umkreiſe zum Freiſtaat machte. Ein Staatsweſen war es, das nicht leben noch ſterben konnte. Und obgleich die beſte Erwerbsquelle der Stadt, der Handel, durch die Kontinentalſperre vernichtet war, folgte doch im Lauf dieſer ſieben Unglücksjahre unaufhörlich eine Gelderpreſſung der andern. Die Stadt war zu vergleichen einer Fliege, die von einer Spinne dermaßen ausgeſogen wird, daß nur ein dünnes leeres Ge-

Digitized by Google

häuſe noch zurückbleibt. Als zu Anfang des Jahres 1814 die Peiniger abzogen, war Danzig vollſtändig verarmt und dazu noch mit einer ungeheuern Schuldenlaſt behaftet.

Nicht lange nach der Kapitulation der Stadt begannen auch für meinen Vater ſieben ſchwere Jahre. Er trat als Lehrling in das Raubertſche Leinwandgeſchäft auf dem Kohlenmarkt in Danzig ein, unter der Vertragsbedingung, welche nach damaligem Brauch lautete: „Sieben Jahre auf Kleider.“ Das hieß ſo viel, als daß dem Lehrling für ſieben Jahre, auf die er ſich verpflichten mußte, außer freier Wohnung und Koſt auch Kleidung gewährt wurde. Was wohl heutzutage junge Leute des Handlungsweſens ſagen würden, wenn ihnen zugemuthet würde, auf dergleichen Bedingungen in ein Geſchäft zu treten! Aber damals war das ſo üblich, und man fand es ganz in der Ordnung. Die ganzen 7 Jahre hindurch bekamen die jungen Leute kein Geld, ausgenommen zu Weihnachten. Dann erhielt jeder von ihnen einen Gulden, damit konnte er auf den Weihnachtsmarkt gehen und ſich kaufen, was er wollte, war aber verpflichtet, von dieſem Gelde auch nicht einen Pfennig wieder nach Hauſe zurückzubringen. Der Weihnachtsmarkt aber war in Danzig ſehr ſchön. Auf dem Langen Markt waren zahlreiche Buden aufgebaut, in denen unſäglich verlockende Dinge feilgeboten wurden, Thorner Pfefferkuchen z. B., die unter Spiegelglas daſtanden. So bildſchön ſahen ſie aus, ſo köſtlich in ihrer geſchmackvollen Mandelverzierung, daß man ernſthaft gar nicht an ſie zu denken wagte. Aus dem Rathskeller ſchallte Muſik, da ſaßen die wohlhabenden Bürger, tafelnd und bechernd, fröhlich und unbeſorgt um den andern Morgen. Das, glaube ich faſt, haben ſie auch gethan in den furchtbaren Jahren von 1807

Digitized by Google

bis 1814 trotz der großen Geldnoth. Denn wahr ist es, ein leichtlebiges Volk ist bei uns oben an der See zu Hause, und so mit dem Groschen zu Rathe zu gehen, wie die Märker es thun und die Schlesier — ganz von den Sachsen zu schweigen — ist uns nicht gegeben.

Da gingen nun die armen Handlungslehrlinge auf dem Weihnachtsmarkt umher, starrten die schönen Sachen an, wischten sich mit den Fausthandschuhen die geblendeten Augen, und von Bude zu Bude gehend wurden sie immer unsicherer darüber, was nun von den vielen Herrlichkeiten sie zuletzt sich erwählen sollten. Und nachdem sie lange geschwankt hatten, trugen sie endlich ein paar unnütze Sachen nach Hause, die ihnen gar keine Freude machten. Dazu gehört gewöhnlich ein Apfelmann, d. h. eine Figur, gebildet aus einer Anzahl auf Stöcke gespießter Aepfel, die auf einer Seite vergoldet waren. Auch hierdurch erwuchs wenig Befriedigung, weil der Geschmack der Aepfel durch das Aufspießen sehr gelitten hatte.

II.

In schwerer Zeit und in ungünstigen Verhältnissen begann mein Vater seine kaufmännische Laufbahn. Welche Aussichten in die Zukunft eröffneten ihm die „sieben Jahre auf Kleider“? Keine glänzenden sicherlich! Und wie weit konnte er wohl kommen mit der Dorfschulbildung, die er in Ohra als Schüler und zuletzt als Lehrer der kleinen Mädchen erworben hatte? Aber mein Vater gehörte zu der Art von Pflanzen, die unter ungünstigen Bedingungen sich emporzubringen verstehen. Es geräth manchmal durch Zufall eine seltene Pflanze unter andere, in deren Gesellschaft

Digitized by Google

ſie nicht hineingehört und auf einen Boden, der ungeeignet für ſie iſt. Dann verkümmert die eine und geht aus, eine andere aber behauptet ſich. Sie hat in ſich lebendige Kraft, die ſie nicht verkommen läßt. Sie holt Nahrung von unten her, indem ſie tief ſich einwurzelt, ſie holt ſich Licht von oben, indem ſie hoch emporſteigt. Sie macht ſich Platz ringsum, weit ſich ausbreitend. Daran dachte ich erſt neulich wieder bei der Nicandra, von der mein Freund und Gönner, der Faktor in der Druckerei der „National-Zeitung", Herr Rupertus, mir einen großen in Papier gehüllten Zweig überſandte mit der Frage: „Was iſt das?" Er hatte aber ſelbſt ſchon die Pflanze ganz richtig beſtimmt als Nicandra physoloides aus Amerika. Ein Korn war, wer weiß woher, in ſein Gärtchen in Steglitz geflogen und dort aufgegangen, und weil er das ihm unbekannte Pflänzchen hatte ſtehen laſſen, um abzuwarten, was daraus werden wollte, ſo war daraus ein großmächtiges fremdländiſches Gewächs mit vielen ſeltſamen blauen Blumen geworden. Zu ſolcher Art lebenskräftiger Pflanzen gehörte auch mein Vater. Während er ſeine ſieben ſchweren Jahre in dem Geſchäft auf dem Kohlenmarkt abdiente, war ſein ganzes Sinnen darauf gerichtet, durch eigene Anſtrengung es ſo weit zu bringen, daß er nach Ablauf der ſiebenjährigen Dienſtzeit befähigt ſei, in ein Geſchäft höheren Ranges einzutreten. Und das gelang ihm. Zunächſt aber war ſeine Stellung ſehr untergeordneter Art. Er hatte nicht nur im Laden die Kunden zu bedienen, ſondern wurde auch von dem Prinzipal und der Prinzipalin zu allerhand häuslichen Geſchäften herangezogen, und wenn er einen Auftrag ſolcher Art nicht ganz zur Zufriedenheit ſeiner Herrin ausführte, bekam er Worte ſo herben Tadels zu hören, daß

Digitized by Google

er dieſelben auch in ſeinem ſechzigſten Lebensjahre noch nicht vergeſſen hatte.

Die Raubertſche Leinwandhandlung hatte ihre Hauptkundſchaft in dem polniſchen Landvolk, das an den Markttagen nach Danzig kam, um ſeine Einkäufe zu machen, und für die in dem Geſchäft Angeſtellten war die Kenntniß der polniſchen Sprache unerläßlich. Ich weiß nicht, ob mein Vater ſchon etwas mit dem Polniſchen bekannt war um die Zeit, da er als Lehrling nach Danzig kam. Andernfalls wird er ſich raſch ſo viel davon angeeignet haben, als er nöthig hatte. Später war er der polniſchen Sprache durchaus mächtig.

Außer dem Polniſchen nahm er während ſeiner ſieben Lehrlingsjahre noch eine ganze Anzahl andrer neuerer Sprachen auf eigene Hand in Angriff. Da das Geſchäft ihm eigentliche Muße zum Lernen nicht übrig ließ, ſo mußte er auf liſtige Weiſe ſich zu helfen ſuchen. Er ſchrieb eine Menge franzöſiſcher und engliſcher Vokabeln auf kleine Zettel und befeſtigte dieſe Zettelchen überall im Laden. Während er dann umherlief und die Kunden bediente, warf er ſeine Blicke bald auf dieſen, bald auf jenen der kleinen Anſchläge und prägte ſich ſo im Laufe des Tages einen Vorrath fremder Worte mit ihrer Bedeutung ein, der ſich mit jedem Tag vermehrte. Nicht lange nach Beendigung ſeiner Lehrlingszeit, im vierundzwanzigſten Jahre, war er ſchon mehr oder weniger vertraut mit ſechs oder ſieben fremden Sprachen. In dieſen Studien hat mein Vater niemals nachgelaſſen, und es gereichte ihm ſpäter zu großem Vortheil, daß er faſt jeden fremden Mann, der zur See nach Danzig kam, in deſſen eigener Sprache begrüßen konnte.

Ich habe mir manchmal im Geiſte die Räume ausgemalt,

Digitized by Google

in denen mein Vater damals hantirte. Natürlich waren sie sehr beschränkt, der Laden, den ich mir nach hinten hinausgelegen dachte, ziemlich enge, auch nicht besonders hell und die Luft darin nicht die beste. An der Wand Repositorien, deren Fächer mit weißem und buntgestreiftem Leinenzeuge vollgestopft sind. Vor der Tonbank die beschafpelzten Kunden und die buntröckigen Kundinnen, lebhaft gestikulirend und so leicht nicht zufrieden zu stellen. Das war das Reich des armen Lehrlings in den Jahren, als das Leben ihm aufgehen sollte, und es ging ihm auf von innen heraus. Ich sehe meinen Vater, wie er im Laden die Kundschaft bedient, so gut er es machen kann. So oft er aber ein Stück Zeug herunterholen muß, wirft er einen verstohlenen Blick auf einen der kleinen Zettel mit den Vokabeln. Er schrieb eine deutliche Hand und hatte scharfe Augen; das war ihm von Nutzen bei der Sache.

Mein Vater muß Gelegenheit gefunden haben, sich Bücher zu leihen. Darauf deutet, abgesehen von seinen Sprachstudien, auch anderes hin. Zum Theil mag er zu Büchern durch einen Onkel gekommen sein, der in Danzig Weinmakler war, einen Bruder seiner Mutter. Dieser nahm sich des armen Knaben an, der bald völlig verwaist war, denn auch seine Mutter starb kurze Zeit nach der Uebersiedlung in die Stadt.

Ich deutete schon an, daß mein Vater es bei dem Studium fremder Sprachen nicht bewenden ließ. Er war darauf bedacht, auch auf dem Gebiet der schönen Literatur sich Kenntnisse zu erwerben. Da er sich nun Bücher nicht kaufen, sondern nur borgen konnte, beschloß er, sich aus den geborgten Büchern eine kleine Bibliothek selbst zusammenzuschreiben und führte diesen Vorsatz aus. In den Jahren 1810 bis 1815 hat er sich auf diese Weise zwei Sammlungen angelegt, von

Digitized by Google

denen die eine „Die zusammengeworfenen Papiere", die andere „Thalia und Melpomene" betitelt war. Beide umfaßten zahllose Bändchen. Dieselben sind hergestellt aus grobem Papier, das aber nach Jahrhunderten noch ebenso wohlerhalten sein wird, wie es diesen Tag ist. Auch die Schrift ist in den achtzig Jahren nicht verblichen. Von den „Zusammengeworfenen Papieren" habe ich achtzehn Bändchen gerettet. Jedes derselben ist geziert mit einem kolorirten Titelbilde, in dem ein ausländischer Volkstypus dargestellt ist, z. B. „Ein Chinesser", „Eine Tänzerin auf Tahiti", „Ein Mädchen aus Tscherkask", „Ein Kamtschadale" u. s. w. Die Bilder sind alle offenbar nach Originalen eines und desselben illustrirten Werkes gemacht. Der Inhalt der achtzehn Bändchen ist sehr bunt. Es finden sich darin Schillers „Glocke" und „Kindesmörderin", daneben Gedichte von Gleim, Pfeffel, Hagedorn, Langbein, Kosegarten, Salis, Bürger und Schubart. Damit wechseln Auszüge aus Millers „Moralischen Schilderungen", aus Gellerts „Moralischen Vorlesungen", Albertis „Briefen von dem neuesten Zustande der Religion und der Wissenschaften" und den „Blumen der Lebensphilosophie." Dann kommt ein Aufsatz „Ueber die Unreinlichkeit der Lappen", ein Bericht „Ueber den Fang eines Schwertfisches am Strande von Heubude bei Danzig." Zwischenein wieder eine Abhandlung über das fünfzehnte Jahrhundert und kleine Erzählungen aus „Raffs Naturgeschichte". Mehrere hübsche russische Volkslieder finden sich vor, und von deutschen Liedern manches aus der guten alten Zeit, wie Balthasar Anton Dunkers „Mein Herr Maler, will er wohl" und das einstmals berühmte Gedicht von Joachim Lorenz Evers, in dem

Digitized by Google

auf die Frage: „Was ist der Mensch?“ die nicht ganz unrichtige Antwort ertheilt wird: „Halb Thier, halb Engel.“ Zahllos sind, was für die damalige Zeit bezeichnend ist, die Anekdoten aus dem unglücklichen Kriege Preußens gegen Napoleon. An einzelnen Sachen findet sich einiges Interessante vor, z. B. ein „Komisches Intelligenzblatt“, ein „Zettelträger-Lied beim italienischen und deutschen Theater zu Dresden“, in dessen Text die Titel aller damals beliebten Theaterstücke hineinverflochten sind, und ein nach der Weise des „Landesvaters“ gedichtetes Lied, welches die für den gelehrten Beruf bestimmten jungen Danziger sangen, wenn sie Abschied von ihrer Vaterstadt nahmen, um die Reise zur Universität anzutreten. Den deutschen Sachen sind in den letzten Bändchen der „Zusammengeworfenen Papiere“ auch einige französische zugesellt. Verschiedene Zeitungen und Zeitschriften seiner Zeit hat mein Vater bei der Zusammenstellung der Bändchen vor Augen gehabt; in keinem der Büchlein fehlen Räthsel, Charaden, Anagramme und dergleichen mehr Belustigungen des Verstandes und Witzes. Hie und da hat mein Vater in diese Sammlung verschämt etwas aus eigener Feder hineingestreut, ein kleines Gedicht, einige Epigramme und Räthsel. Bei einem Gedicht aus dem Jahr 1814 hat er die Bemerkung hinzugefügt, daß es sein erstes Gedicht sei. Es ist eine Elegie „Auf den verödeten Birkenhain in Ohra“. Als im Kriege der Ort von den Russen zerstört wurde, sank auch unter den Aexten der unholden Freunde ein Birkenwäldchen zusammen. Mit Wehmuth denkt mein Vater des einst ihm so lieb gewesenen Haines, in dem er an Freundesarm manche Erholungsstunde genossen hatte. Er sagt von ihm:

Digitized by Google

„Das mördriſche Beil verſchonte dich nicht,
Geführt von liebloſer Hand
Verkehrt' es dein heiliges Dunkel in Licht,
Wo oft Entzücken ich fand."

So viel von den „Zuſammengeworfenen Papieren". Von „Thalia und Melpomene", einer Sammlung von Schauſpielen, wie ſchon der Titel beſagt, beſitze ich leider nur zwei Bändchen, das achte und das zwölfte. Dieſelben enthalten Leſſings „Juden" und außerdem „Romeo und Julie, ein bürgerliches Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Weiſe".

Die vielen gelb und roth gebundenen Büchlein fand ich als Kind ſchon in dem großen Bücherſchrank, deſſen vielfältiger Inhalt mir ohne jede Beſchränkung zu Gebote ſtand, und ſtudirte ſie mit großem Eifer. Ich wurde durch ſie veranlaßt, eine ähnliche Sammlung anzulegen; da ich aber an Büchern keinen Mangel hatte, ſo beſchränkte ich mich auf Sachen, die von mir ſelbſt verfaßt waren. Deshalb gedieh meine Sammlung nur bis zu wenigen Bändchen, und nur eines von dieſen, das in treue Freundeshand gefallen war, iſt mir erhalten geblieben. Daſſelbe enthält ein Singſpiel „Edward und Klärchen", das unverkennbar nach Goetheſchem Muſter gearbeitet iſt. In der Vorrede, die vom 1. Februar 1849 datirt iſt, wird der damalige Direktor des Danziger Stadttheaters, Genée, unſeres Rudolf Genées Vater, erſucht, die in dem Stückchen erhaltenen Geſänge ſchön komponiren zu laſſen und daſſelbe alsdann ungeſäumt zur Aufführung zu bringen.

Von ſeinem Großvater, welcher Maler war, wenn auch als Handwerker nur, hatte mein Vater frühe ſchon ein bischen zeichnen und tuſchen gelernt, auch das Werkzeugliche, das

Digitized by Google

dazu nöthig ist, in die Hände bekommen. Das zeigt sich in den Titelbildern zu den „Zusammengeworfenen Papieren“ und auch sonst. Als 1812 in Danzig etwa 80 000 Mann für den russischen Feldzug von Napoleon zusammengezogen wurden, erregten diese fremden Kriegsvölker meines Vaters Aufmerksamkeit in hohem Grade. Er machte sich daran, zeichnete Soldaten der einzelnen Regimenter und malte sie an nach der Natur, so gut er konnte. Auf der Rückseite jedes Einzelnen hat er das Regiment bezeichnet, zu dem derselbe gehörte. Es war darunter Volk aus aller Welt, alte französische Garde, Westphalen, Neapolitaner, Polen, Neger sogar. Auf der Rückseite eines schwarzhäutigen Offiziers des 7. Neapolitanischen Infanterie-Regiments hat mein Vater bemerkt: „Unter diesem Regiment befanden sich viele Mohren, die alle fertig Französisch sprachen.“ Alle diese Soldaten sind auf grobem Papier ziemlich roh, ohne Zweifel aber genau gezeichnet und getuscht. Was mir von ihnen übrig geblieben ist, habe ich vor einigen Jahren durch Fritz Werner leihweise einmal einem Pariser Maler überlassen, der sie zu Uniformstudien für die Napoleonische Zeit benutzt hat.

Was mir von ihnen übrig geblieben ist, mußte ich leider sagen. Uns Kindern wurden nämlich diese Soldaten an Sonntagen zum Spielen überlassen, und dabei ist doch endlich, so sehr uns auch Schonung ans Herz gelegt wurde, ein nicht geringer Theil von ihnen verspielt worden und verloren gegangen. Sie erlitten in milderem Maße das Schicksal, von dem die große Armee auf ihrem Rückzuge aus Rußland ereilt wurde. Als ich selbst fleißig zu zeichnen und zu tuschen anfing, waren mir die französischen Soldaten, die wir von unserem Vater hatten, willkommene Vorbilder, und ich ver-

Digitized by Google

fertigte nach diesen Mustern ansehnliche Armeen zum Spiel für mich und meine jüngere Schwester. Besonders bei den Soldaten der alten Garde Napoleons gab ich mir große Mühe, denn diese betrachtete ich mit einer Art von Ehrfurcht. Wir brauchten aber auch für unsere Spiele Soldaten, die dem Tode geweiht waren. In den Schlachten, die wir lieferten, wurden viele Krieger mit der Scheere mitten durchgeschnitten. Auch dachten wir uns für solche, die sich feige benahmen, besonders empfindliche Todesstrafen aus: einige wurden verbrannt, andere ertränkt, andere lebendig begraben. Für diese Zwecke stellte ich zahlreiche Individuen her, die nur ganz obenhin gezeichnet und angetuscht waren. Denn um solche Schlachtopfer sich viele Mühe zu geben, erschien mir mit Recht als Zeitvergeudung.

Gegen Ende des Jahres 1812 gelangten nach Danzig die jammervollen Ueberbleibsel der großen Armee, und bald darauf begann für die vielgeprüfte Stadt eine Zeit, so schrecklich, wie nur je eine Stadt sie erlebt hat. In ihr lagen als feindselige Vertheidiger ein Jahr lang bis weit über die Leipziger Schlacht hinaus die Franzosen, welche keinen Grund hatten, die Bürger zu schonen; vor ihr die Russen als freundliche Angreifer und Befreier, aber auch nur von dem Bestreben erfüllt, möglichst viel Zerstörungen anzurichten. Was in diesem Jahre die unglückselige Stadt erlitt, erscheint unbeschreiblich furchtbar. Von dieser Zeit der schweren Noth hat mein Vater viel erzählt, aber wenn er davon erzählte, hörte man doch immer heraus, wie er damals jung, lebenslustig und heiteren Gemüthes war. So kann ich mir denken, wie er in Noth und Hunger sich und andere bei gutem Humor erhalten hat, bis dann endlich doch die erbarmungslosen

Digitized by Google

Peiniger ſich genöthigt ſahen, die halb zerſtörte Feſtung den Verbündeten zu übergeben.

Nur wenige ſind noch am Leben, die es ſelbſt erlebt haben, daß über unſer Vaterland der Krieg in ſeiner ganzen Schrecklichkeit hinwegging, aber wir Aelteren haben noch aus Lebender Munde davon berichten hören. Ich denke zurück an meine Kindheit. Wie ſchauderten wir, wenn greuliche Geſchichten aus der Belagerungszeit erzählt wurden. Und wenn ich im Sommer auf den Anhöhen in der Umgebung der Stadt Blumen ſuchte, dachte ich manchmal an die Kämpfe, die um dieſe Höhen gewüthet hatten, und wie viele Todte hier und da verſcharrt lagen unter dem Raſen und dem blutrothen Mohn. Es war eine Stelle, die hieß „das ruſſiſche Grab". Ein einſamer Ort war es, aber ich ging gern dorthin, denn dort ſtanden allerhand hübſche Blumen, und von oben konnte man hinüberblicken nach der blauen See.

III.

Furchtbares Leiden war durch die zweite Belagerung, die faſt ein Jahr gedauert hatte, über die arme Stadt Danzig ergangen. Mit großer Tapferkeit hatten die Franzoſen unter Rapp den Ort behauptet, auch nach der Leipziger Schlacht noch, als er doch ein verlorener Poſten war. Es war am zweiten Januar 1814, als ſie endlich abzogen. Dieſes Ausharren bis zum Aeußerſten aber brachte auch das Elend der Bürger auf den höchſten Grad; denn auf dieſe, in welchen ſie ihre heimlichen Feinde ſahen, nahmen die Vertheidiger der Stadt nicht die geringſte Rückſicht, vielmehr war ihr Beſtreben darauf gerichtet, ſo lange es ging, ſo viel wie möglich

Digitized by Google

aus ihnen herauszuquetſchen. Die Bürger wurden bearbeitet wie Trauben, die unter die Preſſe kommen und ſo lange gedrückt werden, bis nur noch die trockenen Schalen und Kerne übrig ſind. Dann werden auch dieſe noch einmal vorgenommen, und auch aus ihnen wird noch etwas herausgepreßt.

Man kann ſich nur ſchwer noch eine Vorſtellung von dem Greuel aller Art machen, den dieſes Belagerungsjahr mit ſich brachte. Von 18000 Kranken der Beſatzung ſtarben im Lauf des Jahres 15000 am Typhus. Die Todten verſcharrte man vor der Stadt zwiſchen den Bergen, viele ſchob man unter das Eis, andere verſteckte man hier und da, denn man wußte nicht mehr, wohin mit ihnen, zumal in den Wintermonaten, als harter Froſt herrſchte. Die mörderiſche Krankheit, welcher die Beſatzung erlag, warf ſich auch auf die Bürger und raffte auch von dieſen Tauſende dahin. Um nicht weniger als fünfundzwanzig Tauſend iſt die Einwohnerſchaft Danzigs in den Jahren 1806—1814 zurückgegangen. Als die Stadt wieder unter das preußiſche Scepter zurückkehrte, befand ſie ſich in einem traurigen Zuſtande. Eine große Anzahl der Häuſer und Speicher waren zerſtört, die Vororte, die Landhäuſer der Bürger lagen in Schutt und Aſche. Weithin war die Umgebung ausgeplündert und verheert. Handel und Gewerbe waren zu Grunde gerichtet. Auf der Stadt lag eine Schuldenlaſt von über 37 Millionen Gulden. Nur langſam erholte ſich meine Vaterſtadt von dieſen ſchweren Schlägen, noch viele Jahre nach den Befreiungskriegen herrſchte dort, ſtatt der früheren Wohlhabenheit, Armuth und Knappheit.

Für meinen Vater aber trat eine Beſſerung ſeiner Verhältniſſe ein. Es mag 1816 oder 1817 geweſen ſein, als

Digitized by Google

er seine sieben Jahre abgedient und seine Lehrlingszeit beendet hatte. Sein Abgangszeugniß wird nicht schlecht gewesen sein, denn er erhielt alsbald eine Stellung im Geschäft des Getreidefaktors August Lemke. Dies war für meinen Vater insofern von besonderer Bedeutung, als er dadurch aus der „Kramer-Sozietät" heraus in die Kreise der „Kaufmannschaft" — wie damals nur der Großhandel genannt wurde — hineingelangte. Welchen Nutzen ihm aber seine Kenntnisse brachten, das geht daraus hervor, daß er nach zwei Jahren schon zum ersten Kontoristen („head clerk", wie die Engländer sagen) sich aufgeschwungen hatte. Als solcher bezog er ein Gehalt von 600 Thalern. Ueber diese Zeit, während welcher mein Vater dem Lemkeschen Geschäft angehörte — es mögen zwölf Jahre oder mehr gewesen sein — liegt mir nichts Schriftliches vor, als eine Reihe von Gedichten, von denen die meisten seinem Prinzipal und dessen Gattin zu ihren Geburtstagen gewidmet sind. Aus ihnen ist deutlich zu ersehen, wie sich im Laufe der Jahre seine Stellung gegenüber seinem Chef veränderte. Durch seine Klugheit und Liebenswürdigkeit gewinnt er sich diesen mehr und mehr, aus einem Untergebenen wird er zum Freunde, aus einem Gehilfen zum Vertrauten. In allen Gedichten, deren Sprache mit der Zeit immer freier und sicherer wird, rühmt er das gute Herz seines Prinzipals, dessen Wohlthätigkeit gegenüber den Armen und Bedrängten.

Als im Anfang des Jahres 1814 die Stadt frei geworden war, traten die jungen Männer dort zum Landsturm zusammen. Als ich vor wenigen Jahren in Danzig war, erzählte mir eine daselbst noch lebende hochbejahrte Cousine meines Vaters, daß sie als ganz junges Mädchen ihn gesehen habe, wie er im langen Mantel und mit einer Pike bewaffnet umherging und auf diese

Digitized by Google

Ausrüſtung ſtolz war. Er kam aber nicht mehr dazu, gegen den Feind zu ziehen.

Das Erſte, was er that, als er anfing, Geld zu verdienen und ſich freier bewegen konnte, war die Gründung eines belletriſtiſchen Vereins unter ſeinen Berufsgenoſſen. Zu dieſem wurde von ihm herbeigezogen, wer ihm dazu geeignet ſchien. Unter den Mitgliedern befand ſich auch ein Jüngling, bei dem ich ein wenig verweilen will.

In dem für Danzig ſo unglückſeligen Jahre 1813 war Johann Karl Gehrt, mein Großonkel, Vorſteher des ſtädtiſchen Spendhauſes, in welchem verwaiſte Kinder aufgezogen wurden. Als im Auguſt des Jahres die Noth in der Stadt auf das Höchſte geſtiegen und für die hundertfünfzig Zöglinge des Spendhauſes kein Brot mehr aufzutreiben war, übernahm es ihr Vorſteher, ſie aus der Stadt hinauszuführen. Durch die franzöſiſchen Poſten kam er auch glücklich mit ſeiner Schar hindurch, als er aber an die ruſſiſchen kam, erfuhr er zu ſeinem Schrecken, daß der Befehlshaber der Belagerungsarmee, der Herzog Alexander von Würtemberg, die ſtrengſte Ordre gegeben habe, niemand paſſiren zu laſſen. Zurück konnten ſie auch nicht, weil nun auch die franzöſiſchen Poſten ſie nicht durchließen. Am 24. Auguſt war der Auszug aus Danzig geſchehen, und vierzehn Tage irrte der arme Mann mit den Kindern in dem verödeten Landgürtel zwiſchen den Vorpoſten umher. Da endlich gelang es den Fürbitten des ruſſiſchen Generals Löwis, das Herz des Herzogs von Würtemberg zu erweichen, daß er die Unglücklichen, „ſo viele noch von ihnen übrig waren", durchzulaſſen befahl. Unterdeſſen aber war Gehrts Kraft durch Noth, Sorge und Gram gebrochen worden. Nachdem er ſeine Schutzbefohlenen in preu-

Digitized by Google

ßischen und pommerschen Orten, wo gutherzige Menschen sich ihrer annahmen, geborgen hatte, legte er sich hin und starb. Dieses Mannes Sohn, dem dasselbe Jahr auch die Mutter raubte, war Karl Eduard Gehrt, jener Jüngling, von dem ich sprach, der sieben Jahre jünger war als mein Vater. Mit diesem vereinten ihn Bande der Freundschaft zuerst, später auch der Verwandtschaft. Wie mein Vater war auch er als Kaufmannslehrling für „sieben Jahr auf Kleider" verdungen worden. Auch er war beseelt von höherem Streben, auch er mußte hübsche Verse zu machen. Damit erregte er die Aufmerksamkeit der Leute, und als seine sieben Jahre um waren, boten Verwandte, die etwas übrig hatten, ihm an, ihn studiren zu lassen. Freudig ging er auf dies Anerbieten ein, kehrte als zwanzigjähriger in die Quarta des Gymnasiums zurück und wurde schnell mit dieser und den übrigen Klassen fertig. In der Prima saß er als Bräutigam. Dann studirte er drei Jahre in Königsberg, und als er nach Beendigung des Studiums eine Pfarre in Pröbbernau auf der Danziger Nehrung erhielt und sich einen eigenen Herd gründete, war er immer noch in jungen Jahren.

Diesen forderte 1819, als er noch Handlungslehrling war, mein Vater auf, seinem neugegründeten belletristischen Verein beizutreten, und von dieser Zeit her stammte ihre Freundschaft.

Im belletristischen Verein wurden Vorträge gehalten über Literatur und Kunst, und wer selbst etwas leisten konnte auf dem Gebiet der Dichtkunst, gab das zum Besten. In einem hübschen Liede, das mein Vater am Schluß des Jahres 1820 in seinem belletristischen Verein vortrug, richtete er an seine Genossen aus dem Handelsstande die Worte:

Digitized by Google

„Dieſer Kreis, in dem Minerva thronet,
Dieſer Kreis, in dem Apollo wohnet,
Den der Muſen Huld beglückt,
Möge er ein dauernd Denkmal bleiben,
Daß Merkur der edlern Blüthen Treiben
Nicht in Gedana erſtickt."

Dazu ſei bemerkt, daß Gedana oder Gedanum der alte lateiniſche Name Danzigs iſt.

Mein Vater fand bald noch andere Kreiſe, in denen er ſein poetiſches Talent verwerthen konnte: die Liedertafel und die Reſſource „Concordia", deren Mitglied er wurde, gaben ihm manche Gelegenheit dazu. Außerdem aber hatte er einen engen Freundeskreis, in welchem die Literatur der Hauptgegenſtand der Unterhaltung war. Man kam zuſammen in der Wohnung des einen oder des andern, und während man ſich unterhielt und geleſen wurde, rauchte man lange Pfeifen. Getrunken wurde dazu, wenn man etwas zu trinken hatte. Vielleicht hatte man damals mehr Vergnügen bei ſolchen Zuſammenkünften, als heutzutage das Skatſpiel bereiten kann, das an die Stelle derartiger altmodiſcher Beluſtigungen getreten iſt. Ich bin im Beſitz mehrerer Gedichte meines Vaters, die in dieſem vertrauteſten Freundeskreiſe vorgetragen ſind. In allen liegt eine gewiſſe Schwärmerei und Schwermuth, kaum eines ſchließt ohne den Hinweis auf eine beſſere Welt jenſeits der bethränten Hügel. In einer ſeiner „Epiſteln" an die Freunde ſchildert mein Vater, was das Ziel ſeiner Wünſche ſei. Es iſt natürlich nichts weiter, als mit einem lieben Weibchen ein Hüttchen zu haben, das, fern vom Prunk ſtolzer Zinnen, an einem grünen Hügel im ſtillen Thal ſein freundliches Dach erhebt. Dieſer Wunſch wurde ihm auch erfüllt, obſchon nicht ganz in der durch ſein Lied angegebenen Form.

Digitized by Google

Es gehörte aber diesem engen Freundeskreise auch einer an, der nicht nur Verse machte, sondern auch malte, ohne Unterricht genossen zu haben, auf eigene Hand. Weil seine Bilder unerwarteten Beifall fanden, kam er zu dem Entschluß, die Künstlerlaufbahn zu betreten. Er ging nach Dresden, wo er von befreundeten Menschen Unterstützung zu finden erwarten konnte, um sich dort als Künstler auszubilden. Mit Sorge sahen seine Freunde, zumal mein Vater, ihn scheiden. Er war ein Mensch von lebhafter Phantasie, der leicht von dieser oder jener Idee sich hinreißen ließ, während mein Vater bei tiefem Empfinden doch die Seelenruhe bewahrte, die ich als bestes Erbtheil von ihm empfangen zu haben glaube.

Als mein Vater für diesen Freund das zum Vortrage im engsten Kreise bestimmte Abschiedsgedicht machte, überkam doch seine neidlose Seele etwas, das — nein, Neid war es nicht, aber ein wenig Grollen mit dem eigenen Schicksal, daß es ihn „mit schweren Ketten an eine Bahn angeschmiedet habe, der nimmer wohl sich Rosendüfte nahn", während der Freund in die Freiheit zöge. Es klingt rührend, wenn er von dem spricht, was ihm einst die Jugend rosig umsäumte, er, der seine Jugend unter den kümmerlichsten Verhältnissen verlebt hatte. Und doch hatte er Recht damit. Als dann aber nach nicht langer Zeit der Freund mit gebrochenen Hoffnungen aus Dresden zurückkehrte, war mein Vater unermüdlich darin, ihm Trost und Ermuthigung zuzusprechen.

IV.

Meines Vaters Jünglingsjahre fielen in die Zeit, als die Poesie der Freundschaft noch nicht ganz abgeblüht war.

Digitized by Google

Die Saiten, die gerührt worden waren in den Tagen der Freundschaftstempel und der bekränzten Urnen, klangen noch nach. In dem Bannkreise dieser Dichtungsart, welche die Schwärmerei für das Ideale, verbunden mit einer sanften Schwermuth, kennzeichnet, lebte auch mein Vater, als er zum Mann ward. Dabei war er heiterer Gemüthsart und für alles Erfreuende, was das Leben bringt, empfänglich. Man darf nie vergessen, daß die Dichter älterer Zeit, die so leicht in Wehmuth zerschmolzen, im gemeinen Leben oft die frischesten und lustigsten Gesellen waren.

Aus dem engeren Freundeskreise, in dem mein Vater lebte, bildete sich ein engster heraus, „das Kleeblatt" genannt, weil nur ihrer drei dazu gehörten. Der Bund wurde in feierlicher Form gestiftet, indem die drei Freunde einander einen Eid schworen, bis zum Tode und über den Tod hinaus einander treu zu bleiben, auch im jenseitigen Leben einander zu begegnen wie auf Erden. Als dieses Kleeblatt nach wenigen Jahren ein Blättchen verlor, wurden statt dessen zwei neue hinzugefügt und dem Ganzen der Name „Vierkleewer", wie im Plattdeutsch meiner Heimath das vierblättrige Kleeblatt heißt, gegeben. Das Stiftungsfest des „Vierkleewers" fand statt am 30. September 1823. Zu dem Vierblatt gehörten außer meinem Vater und dessen einstigem Berufsgenossen Gehrt, der darauf Theologie studirte und Prediger wurde, zwei Kaufleute Namens Blech und Kaufmann. Für Blech, der ins Ausland ging und nicht wiederkehrte, wurde später ein Stellvertreter in dem Kaufmann Bulcke ernannt. Die Mitglieder des „Vierkleewers" hatten unter einander ausgemacht, daß sie alljährlich, wenn es ihnen irgend möglich wäre, am 30. September an einem bestimmten Ort zusammenkommen wollten. Der dann etwa

Digitized by Google

Fehlenden ſollte von den anweſenden Freunden gedacht werden. Die ungedruckten und ungeſchriebenen Statuten des Bundes ſtimmten vollkommen überein mit denjenigen des alten „Kleeblattes“, das dem „Vierkleewer“ vorangegangen war. Alles war begründet auf Einem: auf durch nichts in der Welt irrbarer Treue. Als Ort der jährlichen Zuſammenkunft war beſtimmt ein bewaldeter Berg bei Pulvermühl in der Gegend von Oliva.

Unter all den reizenden Sitzen, welche die mit klugen Augen um ſich ſchauenden Ciſterzienſer ſich ausgewählt haben, iſt einer der reizendſten Oliva, das Kloſter zum Oelberg. Der Reiz der Lage beruht in der Art, wie es ſich an die bewaldeten Hügel lehnt, von denen man auf die nahe See blickt. Zwiſchen den Hügeln aber ziehen ſich liebliche Thäler hin. Um die Jugendzeit meines Vaters reſidirte dort noch der letzte Abt, ein Fürſt Joſeph von Hohenzollern-Hechingen in dem Schloß, das um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einer ſeiner Vorgänger neben dem Kloſter gebaut und mit einem prachtvollen Garten umgeben hatte. Als ich Kind war, gab es keinen Abt von Oliva mehr; das Schloß war, wie noch jetzt, Eigenthum des Königs, und der Garten, deſſen Pflege in tüchtiger Hand lag, hieß der königliche Garten. Ich ſollte dort die Gärtnerei lernen, ſo war meines Vaters Wunſch, dem ich nicht nachkam.

In der Erinnerung meiner Kinderzeit ſpielt Oliva eine große Rolle. Aber weniger die landſchaftlichen Schönheiten des Ortes zogen mich an als die Merkwürdigkeiten des Schloßgartens: der künſtliche Waſſerfall, die Schallgrotten und ein Meiſterſtück altmodiſcher Gartenkunſt, das auf Täuſchung der Augen berechnet iſt. Zwiſchen hohen ge-

Digitized by Google

ſchorenen Lindenhecken führt ein breiter Gang anſcheinend unmittelbar auf die See zu, deren Strand doch eine halbe Stunde entfernt iſt. Das wirkt außerordentlich überraſchend. Im Uebrigen aber ging mir die landſchaftliche Schönheit des Ortes, den ich unzählige Male beſucht hatte, erſt ſpäter in der Erinnerung auf und wirkte dann, als ich vor nicht langer Zeit dieſes Stück meiner Heimath, das ich in zwanzig Jahren nicht geſehen hatte, wiederſah, mit bezwingender Macht auf mich. Es war aber um die Jahreszeit, in welcher der Schmelz des jungen Grüns dieſer Landſchaft einen Reiz verleiht, mit dem ſich im vielbewunderten Süden nichts vergleichen läßt.

Unmittelbar hinter der Kloſterkirche erhebt ſich ein bewaldeter Hügel, der nach dem Fürſten Karl von Hohenzollern, dem Vorgänger Joſephs in der Abtſchaft, der Karlsberg genannt iſt. Von den Höhen deſſelben blickt man hernieder auf das in Grün gebettete Kloſter, auf die Häuſer und Häuschen des Marktfleckens Oliva mit ihren Gärten, darüber hinaus über Wald und Heide auf die blaue See, die von der Halbinſel Hela begrenzt iſt. Nach Weſten zu aber hat man den Einblick in ein entzückendes Thal. Zwiſchen ſchimmernden Wieſen hindurch geht ein Bach, der Mühlräder und Hämmer in Bewegung ſetzt. Das Pochen der Eiſenhämmer ſchallt hinauf zu den Höhen der Waldberge, die das Thal begrenzen. Dorthin kam das alte Eiſen, von dem ſo viel an unſerm Hauſe in der Vorſtadt Langefuhr vorbeigefahren wurde; von dorther kamen die Wagen, beladen mit Eiſenſtangen, die beim Fahren an einander ſchlagend das furchtbare Getöſe machten, das mir noch heut in den Ohren klingt. Das Thal aber ſah unbeſchreiblich friedlich aus trotz der Eiſenhämmer. Von den Bergen nun, die es einrahmten, war einer, nahe

Digitized by Google

bei dem Anbau Pulvermühl gelegen, derjenige, auf dem der Vierkleeverbund allherbstlich seine Zusammenkunft abhielt. Ich habe eine Zeichnung aus dem Jahr 1836, die von einem der vier Bundesbrüder herrührt und sie darstellt, wie sie oben auf dem Berge um einen plumpen Tisch aus rohem Holze versammelt stehen, singend und mit einander anstoßend. Sie haben Mäntel an mit großen Kragen und vielen Knöpfen und Litzen, auf dem Kopf haben zwei von ihnen sonderbare Schirmmützen, die andern beiden ebenso merkwürdige hohe Hüte. Auf der Mitte des Tisches steht eine Laterne, um dieselbe herum dickbäuchige Flaschen — es scheinen Champagnerflaschen zu sein. Ein Tabaksbeutel und ein paar aufgeschlagene Bücher liegen dazwischen. Sie singen. Es waren immer dieselben Lieder, die sie bei diesen Zusammenkünften sangen, doch eins nur davon ist mir bekannt. Es ist eines, das trotz seines altmodischen Tones sich immer noch in unsern Liederbüchern, sogar in den Kommersbüchern der Studenten erhalten hat, Zschockes nach einer „Volksweise" gesungenes Lied, das mit den Worten anfängt:

„Im Kreise froher kluger Zecher
Wird jeder Wein zum Göttertrank."

Nie habe ich als Student dieses Lied mitgesungen, ohne dabei der Heimath und des Vierkleewers zu denken. Außer den fest bestimmten Liedern sangen aber die Bundesbrüder auf ihrem Berge gewöhnlich noch eins, das von einem aus ihrer Mitte besonders für die Gedächtnißfeier gedichtet war. Solcher Lieder besitze ich eine Anzahl..

In den fünfziger Jahren begegnete dem Vierkleewer etwas, das große Betrübniß bei ihm erregte: die Freunde

Digitized by Google

fanden den Wald, unter deſſen grünem Zweigdach ſie bis dahin ſich verſammelt hatten, zu Boden geſchlagen. Die mitleidloſe Axt, die in unſerer ohnehin ziemlich waldarmen Provinz ſo vieles Land ſchon, das in lieblichſtem Reiz prangte, wüſt gelegt, verſchonte auch dieſes Heiligthum der Freundſchaft nicht. Wie obdachlos kamen die vier Männer ſich vor, als ſie auf den kahlen Berg ſteigen und oben zwiſchen den Baumſtümpfen ihr Feſt feiern mußten. Dazu waren ſie ja auch alt geworden und mehr als früher des Schutzes bedürftig, den der Wald gewährt. Manchmal war ja doch am 30. September das Wetter nicht das beſte, wenn auch ſonſt auf den Herbſt bei uns ziemlich Verlaß iſt. Ich erinnere mich der Klagen, die über die Abholzung des Waldes erſchollen, und mir ſelbſt erſchien ſie als eine große Unthat, einerſeits weil der ſchöne Wald nun vernichtet war, andererſeits weil man damit dem Vierkleewerbund, dem er eigentlich doch gehörte, ſeinen Tempel und ſein Heiligthum zerſtört hatte. Denn in meinen Augen war dieſes Feſt von einem geheimnißvollen Zauber umgeben. Von unſerm Landhauſe in Langefuhr aus wurde die Fahrt nach Oliva unternommen, bei uns wurde der Korb gepackt mit den gebratenen Rebhühnchen und den verſchiedenen Flaſchen edlen Weines, mit den ſchönen Gläſern und anderm mehr. Dieſen Vorbereitungen folgte ich mit Andacht ohne Begehrlichkeit, nur mit großer Sorge wegen des Wetters, wenn es nicht ganz ſicher ſchien.

Mehr als fünfzig Mal haben die Bundesbrüder, zuletzt freilich nur in verringerter Zahl, ihr Feſt auf dem Berge bei Pulvermühl gefeiert. Manchmal fehlte einer von ihnen, dann wurde für ihn ein Stellvertreter aufgeboten, bis es zuletzt auch an Stellvertretern fehlte. Das fünfzigjährige Stiftungs-

Digitized by Google

feſt feierten am 30. September 1873 noch zwei von ihnen, Karl Gehrt und Eduard Kaufmann. Mein Vater lag damals ſchon elf Jahre unter der Erde. Von da ab habe ich keine Nachrichten mehr. Ein paar Mal mögen die beiden Letzten noch auf dem Berge das Erinnerungsfeſt gefeiert haben. Eigen zu Muth muß es ihnen geweſen ſein, wenn ſie da ſtanden auf dem abgeholzten Berge, ihre Lieder ſangen und der alten Zeit und der Todten gedachten. Ob einer von ihnen einmal noch ganz allein dort oben geweſen iſt, weiß ich nicht. Der eine ſtarb 1878, und der andere zwei Jahre darauf. Damit hatte der Vierkleewerbund ein Ende. Auf dem Berge war alles ſtill.

Eine Erinnerung an den Bund hat ſich aber in der Gegend erhalten. Die alljährlich wiederkehrende Feier und daß es ihrer vier waren, die dort zuſammen kamen und ſangen, fiel den Leuten auf; ſie nannten den Berg danach „Vierkleewerberg“. Dieſer Name beſteht noch heute, er iſt auch in den Schilderungen der Landſchaft und auf den Spezialkarten zu finden.

V.

Wohl für jeden jungen Mann kommt eine Zeit, da er düſter ins Leben hineinblickt oder vermeint, das Leben ſähe ihn mit unfreundlichen Augen an. Das iſt die Zeit, da die erſte Jugend vergangen iſt mit ihrer holden Einfalt, mit ihren angenehmen Träumen und Schwärmereien, und alles auf einmal einen proſaiſchen Anſtrich gewonnen hat. Die Welt ſieht plötzlich merkwürdig abgeblüht und verarmt aus, als könnte gar nichts Gutes mehr kommen. So denkt der junge Gelehrte, wenn die Studentenzeit vorbei iſt mit den goldenen Tagen

Digitized by Google

der Freiheit und er ins Philisterium wandern muß. Aehnliches empfindet der junge Kaufmann. Ist das nun das Leben, so fragt er sich, daß man Tag für Tag am Pult vor dem Buche sitzt, Zahlen einträgt, Geschäftsbriefe schreibt, an die Börse geht und sich um die Course bekümmert oder mit Leuten in fettigen Röcken über Lieferungen verhandelt? Ist der Weizenpreis wirklich dasjenige, um das alles im Leben sich dreht? Und so viel Mühsal um so geringen Lohn, so wenig Aussicht, daß es besser wird!

So denkt der junge Mann und hat von seinem Standpunkt aus Recht. Er kann nicht sehen, was ihm die Zukunft noch bringen wird. So liegt für uns hinter hohen Bergen der Süden, und wer die Berge nicht überstiegen hat, kann sich von dem, was dort zu sehen ist, keine Vorstellung machen, mag er auch noch so viel schon davon gehört und gelesen haben. Der junge Mann glaubt eben nicht, daß hinter den Bergen noch etwas sei. Da begiebt sich etwas, das mit einem Schlage die ganze Lage verändert und dem Leben einen nie geahnten Inhalt verleiht. Ich stelle mir einen jungen Buchhalter vor mit den Zügen meines Vaters, wie er im Kontor hinter dem Pult sitzt. Auf dem weißen, mit dem schönen Wasserzeichen gezierten Papier, das vor ihm liegt, sieht er eines Tages ein allerliebstes Gesichtchen von Locken umrahmt, umgeben von einem Blumenkranz. Und wo sind sie, die trocknen Zahlen? Da kommen sie schon fünf von rechts, fünf von links und führen ein niedliches Tänzchen auf. Indem der junge Buchhalter auf diesem Bildchen seine Augen haften läßt, hört unwillkürlich seine Feder auf zu schwirren, und das erregt die Aufmerksamkeit der anderen im Kontor. Noch mehr macht sie irre an ihm. Er sitzt manchmal, die Feder

Digitized by Google

ſtill in der Hand haltend, da und blickt verklärt um ſich. Und doch ſieht er nichts mehr als die halbblinden Scheiben des großen nach dem Hof hinausgehenden Fenſters, als die Spinnweben an der Decke, und an den Wänden die mit Geſchäftspapieren gefüllten Kiſten, auf denen ſchön und deutlich die Jahreszahl aufgemalt iſt. Sieht er aber gerade vor ſich über den Firſt des Pults hinüber, ſo begegnen ſeine Blicke denjenigen ſeines Prinzipals, in denen unzweifelhaft der Ausdruck der Befremdung liegt. Dies zu ſehen, macht ihm großes Vergnügen, und er lacht lautlos in ſich hinein, während er ſich zugleich wieder in das Geſchäft vertieft. Nach einiger Zeit erkundigt er ſich in theilnahmvollſter Weiſe nach den Londoner Courſen, welche die neueſte Eſtafette überbracht hat. Welch ein Heuchler! Wenn in demſelben Augenblick die Nachricht einträfe, daß England mit Mann und Maus untergegangen ſei, ich glaube, er würde im Grunde ſeines Herzens nur ein mäßiges Bedauern empfinden.

Sein Benehmen wird immer ſonderbarer. Zwiſchen den Geſchäftsbriefen ſchreibt er kleine Briefchen, in denen, wie ein Pultnachbar erſpäht hat, das Wort „himmliſch“ vorkommt. Den Ausdruck „himmliſch“ aber gebraucht man nie in Geſchäftsbriefen, weder von Menſchen noch von Gegenſtänden. Für wen alſo waren dieſe Briefchen beſtimmt? Auffallend iſt auch, daß er verſchiedene Male in größeren Mengen Veilchen gekauft hat, mit denen ſich doch ihrer geringen Haltbarkeit wegen nicht ſpekuliren läßt.

All dergleichen kommt dem Prinzipal zu Ohren, der ſich allmälich über ſeinen Buchhalter zu wundern anfängt, bis ihm plötzlich eine Erinnerung aus ſeiner eigenen Jugendzeit einfällt und er ſofort die Diagnoſe ſtellt: der junge Mann iſt verliebt.

Digitized by Google

Als mein Vater in ſchwermüthigen Verſen es ausſprach, daß wohl nie Roſendüfte ſeiner Bahn ſich nahen würden, hatte er ſeine Rechnung ohne den Faktor gemacht, von dem im Vorhergehenden die Rede geweſen iſt. Denn auf einmal ſieht er ſich überſchüttet mit Roſen und zwar mitten im harten Winter, zu Anfang des Jahres 1823. Meinen Vater, deſſen Augen und Herz den Schönheiten der Natur geöffnet waren, zog vor allem das liebliche Oliva an. Dort erging er ſich gern nach ſeinen Geſchäften, obgleich es damals noch nicht ſo leicht war, von Danzig nach Oliva zu kommen wie heutzutage, wo die Eiſenbahn dort eine Station hat. Auch die „Journalieren", die in meiner Jugendzeit von Danzig nach Zoppot über Oliva fuhren, gab es damals noch nicht. Er mußte, wenn er nicht zufällig eine Fahrgelegenheit antraf, die zwei Wegſtunden zu Fuße zurücklegen. Doch war er oft da, allein und mit Freunden, im Sommer und im Winter. Oft blieb er die Nacht dort und herbergte bei der Müllerin, denn die Olivaer Mühle war damals im Beſitz einer Frau. In dieſe Gegend legte das Schickſal ihm ein Idyll, das er nicht las oder dichtete, ſondern durchlebte. In Oliva lebte in ſtiller Zurückgezogenheit ſeit ihres Mannes Tode eine Frau Kloß aus angeſehener Danziger Familie mit zwei Kindern, einer Tochter und einem Sohn. Die Tochter war achtzehn Jahre alt, als mein Vater in dieſe Familie eingeführt wurde. Das Befreunden ging ſchnell von ſtatten. In dieſem traulichen Familienkreiſe las er ſeine Gedichte vor, dann hörte das Mägdlein ihm zu, mit Verſtändniß zuerſt, dann mit noch etwas mehr. Aber auch in ihm geht etwas Beſonderes vor ſich, das ſich in dem veränderten Charakter ſeiner Poeſien zu erkennen giebt. Sie gelten nicht mehr wie früher der ganzen Menſchheit, ſondern

Digitized by Google

wenden ſich an eine beſtimmte Perſönlichkeit, und ganz beſtimmte Hoffnungen und Wünſche geben ſich kund in ihnen. Dieſes iſt am Ende der Bildungsgang, den jeder versmachende Menſch einſchlägt und einzuſchlagen ſich genöthigt ſieht, wenn er nicht ganz von Gott verlaſſen iſt. Das war aber mein Vater nicht, darum ging auch er dieſen Weg.

In meinen Händen iſt eine Anzahl von Gedichten meines Vaters, die er an ſeine Geliebte gerichtet hat. Eines iſt überſchrieben: „D. 14. December 1822. Mitternachts.“ Davon lautet die dritte Strophe:

„O wüßteſt du, wie ich für dich nur lebe,
Wie überall dein theures Bild mir lacht,
Wie ich den Blick jetzt zu den Sternen hebe
Und dein nur denke in der ſtillen Nacht,
Wie ich ſo ganz, ſo einzig darnach ſtrebe,
Dich mein zu nennen, trotz des Schickſals Macht!
O könnt' ich dir, du reine Seele, ſagen,
Daß dir nur gilt des warmen Herzens Schlagen.“

Ein anderes Gedicht trägt die Ueberſchrift: „D. 22. Februar 1823. Mitternachts. (Bei der Müllerin gedichtet.)“ Es beginnt mit dieſen Verſen:

„Sei mir gegrüßt in ſtiller Geiſterſtunde,
Mein holdes Mädchen, ſei mir hoch gegrüßt!
Dein ſüßer Kuß glüht noch auf meinem Munde,
Ich fühl' es noch, wie mich zum reinen Bunde
Dein trauter Arm ſo liebevoll umſchließt.
Denkſt du noch mein? Umgaukelt dich im Traume
Vielleicht mein Bild mit leiſem Geiſterwehn?
Führt Phantaſie in goldner Zukunft Raume
Dich jetzt vielleicht auf grün bekränzte Höhn?

Aus den Verſen wurden bald Betheuerungen und Erklärungen in Proſa, und im Jahre 1823 führte mein Vater

Digitized by Google

ſein Mädchen heim. Er hatte damals als erſter Buchhalter im Lemkeſchen Geſchäft 600 Thaler Jahresgehalt. Das habe ich aus ſeinem Munde gehört und mir wohl gemerkt. Danach ſtand es für mich feſt, daß man mit 600 Thalern Jahreseinkommen heirathen könnte, und als ich ſelbſt 600 Thaler als feſtes Gehalt hatte, habe auch ich geheirathet. War ich doch auch ſchon ein Jahr älter als mein Vater, da er heirathete, und ſeit zwei Jahren ſchon heimlich verſprochen. Freilich dachte ich nicht daran — wer kann an alles denken! — daß 600 Thaler im Jahre 1823 in Danzig doch ein Theil mehr waren als dieſelbe Summe 1866 in Berlin. Trotzdem iſt es auch mir gut gegangen.

Eins aber konnte ich meinem Vater nicht nachmachen. Zur Begründung eines Hausſtandes gehörte damals in Danzig als ſelbſtverſtändlich ein eigenes Haus. So iſt es ja auch das Richtige, ſich ein Neſt zu bauen, in das niemand hineinſehen kann. Aber wie ſoll man ſich das in Berlin erwerben, wo die Bewohner, die Wohlhabenden ſogar, bis auf wenige Glückliche, zufrieden ſein müſſen, in Kaſernen untergebracht zu ſein? Meinem Vater war es damals nicht ſchwer, zu einem eigenen Hauſe zu kommen, denn die alten Häuſer Danzigs ſind klein und ſtanden zu Anfang der zwanziger Jahre nicht hoch im Preiſe. Wenn ich erwäge, was noch zwanzig Jahre darauf gutgelegene Häuſer in Danzig galten, ſo komme ich zu dem Schluß, daß meinem Vater ſein erſtes Haus wohl kaum mehr als 4000 Thaler gekoſtet haben mag. Auch ſo würden ſeine Mittel zum Ankauf des Hauſes nicht im entfernteſten hingereicht haben, aber ſein Onkel, der Weinmakler Trauſchke, trat ein für ihn und ſchloß für ihn das Geſchäft ab. Es war das Haus Johannisgaſſe Nr. 1331 — die

Digitized by Google

Hausnummern wurden damals durch die ganze Stadt durchgezählt — ein ſchmales Haus, mit ſteilen Treppen und kleinen Gemächern, aber ſein Eigen doch, ihm allein gehörend vom Keller an bis zum Giebel, ein Heim, das ihn und ſein junges Glück umſchloß.

Er genoß dieſes Glück, aber nur kurze Zeit. Nachdem ſie ihm drei Kinder geboren hatte, ſtarb ſeine Frau im Sommer 1831. Sie erlag der furchtbaren Krankheit, die damals zum erſten Mal Europa heimſuchte, der Cholera. Es war nicht die ſchlimmſte der Cholera-Epidemien, die Danzig zu erdulden gehabt hat, aber es war die erſte. Um ſie woben ſich die Schrecken des Unbekannten, die noch vermehrt wurden durch Anordnungen von Seiten der Behörden, wie ſie ſpäter als unnütz und ſchädlich erkannt worden ſind. Dazu gehörte die Abſperrung des infizirten Gebietes durch einen Militärkordon, wodurch nur Verkehr und Handel auf eine unerträgliche Weiſe erſchwert wurde. Auch innerhalb der Bürgerſchaft wurden Maßregeln getroffen, die aus der Zeit der Peſtläufte ſtammten und nur dazu beitrugen, die allgemeine Beunruhigung zu vermehren. Zu dem, was dem Ganzen ein ſo erſchreckendes Anſehen gab, gehört es auch, daß polizeilicher Beſtimmung gemäß die Leichen der an der Cholera Verſtorbenen nicht auf den ſtädtiſchen Friedhöfen beerdigt werden durften. Für ſie wurde ein eigener Kirchhof, der „Cholerakirchhof“ angelegt, der ein gut Stück von der Stadt entfernt im Oſten derſelben lag, in einer öden Gegend: der Stolzenberg hieß ſie und heißt ſie noch.

Es iſt ein unheimlicher Fleck. Stolzenberg war vor Zeiten ein blühender Vorort Danzigs. Als Friedrich der Große Danzig drangſalte, um es zu gewinnen, that er vor-

Digitized by Google

übergehend Stolzenberg, das auf preußiſchem Gebiet lag, alles zu Liebe, was er nur konnte. Er erhob den Ort zur Stadt und baute ihm ein Rathhaus: 4—5000 Einwohner mag Stolzenberg damals beſeſſen haben. Aber dieſes Ortes Glück dauerte nicht lange; als Danzig preußiſch geworden war, nahm ſeine Selbſtändigkeit ein Ende. Dann litt Stolzenberg ſehr bei der erſten Belagerung, und bei der zweiten wurde es vernichtet. Das erheiſchte das Intereſſe der Belagerten. Eines Tages wurde den Bewohnern von Stolzenberg angeſagt, daß ſie mit ihrer Habe den Ort zu verlaſſen hätten, und nachdem ſie unter Jammern und Wehklagen das gethan hatten, wurden hinter ihnen die Häuſer angezündet. So gründlich wurde das Städtchen zerſtört, daß auch nicht ein Stein auf dem andern blieb. Unter denen, die damals ihr Heim verlaſſen mußten, befanden ſich auch die Großeltern meines Landsmanns und Freundes, des Dr. Emil Jacobſen. Als der Friede geſchloſſen war, fanden ſie da, wo ſie gewohnt hatten, ein ödes Feld. Weder ihnen noch irgend einem der andern, die von dort vertrieben wurden, iſt ſpäter ein Pfennig Entſchädigung zu Theil geworden.

Auf dem Stolzenberg bin ich mit meinem Vater oft geweſen, und auch den verwilderten Cholera-Kirchhof haben wir uns manchmal angeſehen. Ich dachte auf ſolchen Spaziergängen gar nicht darüber nach, was wohl in meines Vaters Seele vorgehen möchte, ſondern pflückte mir Blumen, und genug wildes Kraut wuchs dort. Eines aber machte doch einen tiefen Eindruck auf mich. Wir kamen mitunter an Stellen, wo der Boden, offenbar von Ziegelſtaub, ganz roth gefärbt war. Dann wies mein Vater darauf mit dem Stock

Digitized by Google

hin und ſagte zu mir: „Sieh einmal, das ſind die Reſte von Stolzenberg.“

VI.

Die erſte Blüthe ſeines Lebensglücks war meinem Vater verdorben und abgefallen, über Hoffen und Erwarten aber entfaltete ſich ihm eine zweite. Nicht lange blieb er mit den beiden Kindern, die ſeine Frau ihm hinterlaſſen hatte, zwei Mädchen — ein Knabe war ihm geſtorben —, allein. Das ging auf dieſe Art zu. Sein treuer Freund Gehrt hatte, nachdem das dreijährige Univerſitätsſtudium in Königsberg vollendet und die Prüfung beſtanden war, alsbald eine Pfarre erhalten. Es war das Dorf Pröbbernau auf der Danziger Nehrung am friſchen Haf, dem er zum Geiſtlichen beſtellt war. Klein, wie das Dorf, das jetzt noch nicht über 400 Einwohner zählt, waren Haus und Einkommen auch. Trotzdem zögerte der junge Geiſtliche keinen Augenblick, nachdem er das Amt erhalten hatte, ſeine geliebte Marie, eine Tochter des verſtorbenen Juſtizraths Wichmann in Danzig, mit der er ſchon auf dem Gymnaſium verſprochen geweſen war, heimzuführen. Fröhlichen Herzens, muthig und anſpruchslos, führten die jungen Eheleute in dem beſcheidenen Dörfchen, ein idylliſches Leben, wie es reizender nicht zu denken iſt. In dem Pfarrhauſe auf der Nehrung war mein Vater, wie ſich von ſelbſt verſteht, ein häufiger und immer willkommener Gaſt. Es war natürlich, daß er dort oft die Schweſter der jungen Paſtorsfrau, die Sophie Wilhelmine genannt war, antraf. Dieſe gewann ſich ſein Herz und er das ihre. Im Sommer 1832, um die Zeit, da die Roſen blühten, machte er ſie zu ſeiner Gattin. Sie iſt meine Mutter geworden, aber umſonſt ſuche

Digitized by Google

ich in meiner Erinnerung nach einem lebendigen Bilde von ihr. Manchmal iſt es mir ſo geweſen, als ſähe ich ſie vorübergehen in einem Zimmer, in dem ich auf dem Fußboden ſpielte. Nichts von ihrem Geſicht, nur etwas von ihrer Kleidung ſchwebte mir vor dabei, aber alles war undeutlich und ſchattenhaft. Nur aus einer Bleiſtiftzeichnung, die eine ihrer Freundinnen angefertigt hat, kann ich entnehmen, wie ſie ausſah. Sie muß ſehr ähnlich geweſen ſein ihrer Schweſter, meiner Tante Marie, die noch in ihrem Alter die Spuren großen Liebreizes trug, und ebenſo zart wie dieſe.

Als mein Vater ſein Herzensglück neubegründet hatte, nahm auch in äußerlichen Dingen ſein Glück ſich auf. Er machte ſich ſelbſtändig und begründete mit einem Polen, dem Grafen Lubienski, ein Getreide-Speditionsgeſchäft, das raſch emporblühte. Bald war er ſo weit gediehen, daß er ſich und den Seinen ein behagliches Heim ſchaffen konnte von der vornehmeren Art, wie der wohlhabende Danziger Kaufmann ſeiner Zeit es hatte. Er erſtand ein Haus in der Hundegaſſe in Danzig, in das er überſiedelte. „Hundegaſſe“ klingt nicht ſchön, in der That aber war und iſt wohl noch die ſo genannte Straße — auch in Danzig giebt es jetzt keine Gaſſen mehr, ſondern nur noch Straßen — eine der vornehmſten der alten Handels- und Hanſeſtadt. Es gab zu meiner Jugendzeit keinen Laden in der Hundegaſſe, auf beiden Seiten waren die Häuſer in den Händen ſolcher Leute, die kein offenes Geſchäft betrieben, und wohl wenige nur waren unter dieſen Häuſern, die nicht eine einzige Familie bewohnte. Sie ſahen nicht alle gleich vornehm aus, es waren auch ſchmalgeſichtige, einfache, wenig anſehnliche unter ihnen; von den anſehnlichen aber waren manche durch beſonders ſchöne

Digitized by Google

Beiſchläge ausgezeichnet. Beiſchläge nannte man in Danzig die mit Ruheplätzen verſehenen Vorbauten vor den Häuſern, zu denen von der Straße her ein paar ſteinerne Stufen emporführten. Von einander geſchieden waren ſie durch Mauern, auf denen die von den Dächern kommenden Rinnen entlang liefen und nach der Straße zu in phantaſtiſchen Drachen- oder Seethierköpfen endeten. Der ſchönſte Schmuck der Beiſchläge aber war das Bildhauerwerk auf den Vordermauern zu beiden Seiten des Aufganges, hergeſtellt um eine Zeit, als die Bürger Danzigs noch reich genug waren, tüchtige Künſtler zur Anfertigung ſolcher Arbeiten herbeizuziehen. Meiſt waren es Darſtellungen aus der Mythologie und der Geſchichte des Alterthums, welche die Beiſchläge zierten. Diejenigen, die ſolcherlei Zierrath nicht beſaßen, waren wenigſtens mit großen Steinkugeln verſehen, welche dem nach der Straße hinabführenden Geländer zur Stütze dienten. Doch was brauche ich viel davon zu ſagen. Seit die Danziger Beiſchläge, den Forderungen des modernen Verkehrs weichend, zum größten Theile verſchwunden ſind, haben ſo viele Abbildungen und Beſchreibungen derſelben ihren Weg in die Welt gefunden, daß auch in weiten Kreiſen das Eigenartige dieſer Vorbauten Danziger Häuſer bekannt geworden iſt. Gefallen aber ſind die Beiſchläge erſt, nachdem ſie im Ganzen ſchon außer Gebrauch gekommen waren. Auch in meiner Kinderzeit benutzten ſie nicht die Hausbewohner mehr wie einſt als Erholungsplatz, ſondern hauptſächlich da nur, wo im Hauſe ein kaufmänniſches Geſchäft war, ſah man auf dem Beiſchlage Leute im Verkehr mit einander. Sonſt dienten ſie nur Kindern zum Spielplatz.

Das Haus, das mein Vater in der Hundegaſſe erwarb, hatte auch einen Beiſchlag und zwar einen ſolchen, der nicht

Digitized by Google

mit der Arbeit des Bildhauers, ſondern nur mit der des Steinmetzen verziert war. Sein einziger Schmuck beſtand aus zwei großen ſteinernen Kugeln. Das weiß ich nur, weil mir nachher das Haus, das ſonſt recht anſehnlich war, gezeigt worden iſt, mit der Bemerkung: Da haben wir einſt gewohnt. Mir iſt von dem Hauſe in eigener Erinnerung nur dies geblieben, daß vor einem Fenſter Zweige ſchwankten, mit ſchwellenden Knospen bedeckt. Die gehörten einem Ahornbaum an, der vor dem Hauſe ſtand. Ich habe aus meiner erſten Kinderzeit noch den Eindruck im Gedächtniß, den mit ſeinen ſchwellenden und aufbrechenden Knospen auf mich dieſer Baum vor dem Hauſe machte. Er grünt und blüht nicht mehr, ſeine Zweige ſchwanken nicht mehr vor den Fenſtern des alten Hauſes; als ich vor wenigen Jahren meine Vaterſtadt beſuchte und mich nach ihm umſah, bemerkte ich, daß er verſchwunden war. Die Axt hatte ihn weggeräumt.

Um dieſelbe Zeit etwa, da mein Vater in der Hundegaſſe in Danzig ſich ankaufte, muß er auch ein hübſches Sommerhaus in der Vorſtadt Langfuhr erworben haben. Da hatten die wohlhabenden Danziger Kaufleute ihre Villen, die zum Theil ſehr ſchön waren und mit Treibhäuſern und prachtvollen Gärten ausgeſtattet. Was mein Vater erwarb, war ein beſcheidenes Beſitzthum, nur ſo viel Räume enthaltend, als er brauchte, um die Seinen zu laſſen und gute Freunde einmal aufnehmen und bewirthen zu können. Aber es war reizend gelegen, und hinter dem Hauſe befand ſich ein Garten, der ſeinem Beſitzer Platz genug gewährte, um anzuſäen und zu pflanzen, was an Blumen und Kräutern ihm beſonders lieb war. Dieſer Garten iſt mir nachher ſehr genau bekannt geworden, aus den erſten Jahren aber, da er meinem Vater

Digitized by Google

gehörte, beſitze ich nur eine einzige undeutliche Erinnerung. Ich ſehe auf den Steigen des Gartens, die mit Kies beſtreut ſind, zwei kleine Kinder nach glänzenden Steinchen — Perlmutterſteinchen hießen ſie — ſuchen, und höre, daß ſie „die Kleinen“ genannt werden. Sie tragen Anzüge von Nanking, einem Zeuge, das damals ſehr beliebt war.

Das Geſchäft meines Vaters muß um jene Zeit gut gegangen ſein. Er galt für einen ſehr reichen Mann, und das Haus in der Hundegaſſe, wo er ſein Kontor hatte, wurde, wie ich lange nachher gehört habe, die „polniſche Bank“ genannt. In meine Hände gelangt ſind nur zwei Gegenſtände aus dieſem Geſchäft meines Vaters, die ich mir nach ſeinem Tode herausgeſucht habe, um ſie mir als Andenken aufzubewahren: das Geſchäftsſiegel und das Geheimbuch des Geſchäftes. Mit einer gewiſſen Scheu nehme ich dieſes in die Hand. Es iſt ein Folioband mit Goldſchnitt, in rothes Leder gebunden, in das hübſche goldene Zierleiſten eingepreßt ſind. Ein Schloß verwahrt es, das ein ſehr zierlicher kleiner Schlüſſel öffnet. Das Schloß trägt in ſchöner Arbeit das Lubienskiſche Wappen mit geharniſchten Wappenhaltern. Unter dem Mittelſchildchen des Wappens, das ſich zurückſchieben läßt, iſt das Schlüſſelloch verborgen. „Lubienski u. Co.“ war der Name der Firma, den auch das Petſchaft zeigt.

Mein Vater erhielt von ſeiner zweiten Frau zuerſt einen Knaben, dann ein Mädchen. Das Söhnlein ſtarb in noch ſehr jungem Alter, und ſo war wieder kein Stammhalter im Hauſe. Ein ſolcher ſtellte ſich ein auf eine etwas überraſchende Art am 14. Auguſt 1837. Nachdem nämlich an dieſem Tage ein Mägdlein geboren war, folgte demſelben nach einer Stunde ein Knäblein nach, das man nicht erwartet hatte.

Digitized by Google

Es ſah auch nicht ſo aus, als ob es die Abſicht hätte, ſich längere Zeit auf der Welt aufzuhalten. „Es iſt nicht nöthig", ſagte die Wehmutter, „noch ein zweites Bettchen anzuſchaffen, das junge Herrchen wird ſeine Augchen bald wieder zumachen." Aber das junge Herrchen that das nicht, es ſchloß ſeine Augen nur zum Schlaf, behielt ſie ſonſt aber offen und hat ſie auch in dieſem Augenblick offen; denn das Kind, von dem ich rede, war ich ſelbſt, der ich jetzt dieſe Zeilen ſchreibe. Aber diejenige, die mit mir zugleich unter demſelben treuen Herzen getragen iſt, hat ihre Augen für immer geſchloſſen. Viele Jahre ſchon ſchläft ſie unter dem Raſen an ferner Stätte.

Wir Zwillinge waren es, die nachher im Hauſe „die Kleinen" genannt wurden. In der Taufe am 29. September 1837 erhielten wir die Namen Johannes und Johanna und keine andern. Vor mir liegt die Taufrede, die der junge Pfarrer Gehrt gehalten hat. Wenn ich ſie leſe, höre ich zwiſchen all der Freude über den Segen, der dem Hauſe widerfahren iſt, die Sorge heraus um die Mutter des kleinen Paares. Dieſe Sorge war nicht unbegründet. Nicht lange nachdem ſie den Zwillingen das Leben geſchenkt hatte, verfiel die zarte Frau in ein Siechthum, von dem ſie nicht wieder geneſen ſollte. Umſonſt wurde Heilung und Rettung geſucht in deutſchen Bädern und im Süden. Ihr Leiden ſchritt unaufhaltſam fort, und am 10. Juni iſt ſie im Bade Ems geſtorben, fern ihrer Heimath und ihren Kindern. Eine treue Freundin hat ſie gepflegt, und mein Vater kam zur rechten Zeit noch nach Ems, um ihr die Augen zudrücken zu können. Ihr Grabſtein, der früher an der oberen Mauer des Kirchhofs ſtand, jetzt aber, nachdem die Mauer weggebrochen worden iſt, mitten auf dem Kirchhof ſich befindet,

Digitized by Google

trägt ihren Namen mit der Zeitangabe ihrer Geburt und ihres Todes und darunter die Worte: „Gott ist die Liebe.“ Sie war eben erst einunddreißig Jahr alt geworden, als sie starb.

Kurze Zeit nach dem Tode meiner Mutter kam über meinen Vater ein anderes großes Unglück. Die Firma Lubienski u. Co. brach gänzlich zusammen in Folge ungünstiger Conjuncturen, wie sie im Getreidehandel häufig sind. Mein Vater verlor alles, was er bis dahin erworben hatte, mit einem Schlage war er aus einem reichen ein ganz armer Mann geworden. Was ihm an Besitz verblieb, waren seine fünf Kinder.

VII.

Ich muß unwillkürlich innehalten und die Feder ruhen lassen, wenn ich mir das vorstelle, was mein Vater um jene Zeit durchgemacht und erduldet hat. Ich habe aber nie so viel daran gedacht als in den Tagen, da über mich selbst Herzeleid und schweres Unglück gekommen ist. Nie habe ich so sehr das Andenken meines Vaters gesegnet als in diesen Zeiten. Ich weiß, wie sehr ihn der Tod seines innig geliebten Weibes gebeugt hat, und wie sehr auch der Zusammenbruch seines Hauses ihm zu Herzen gegangen ist. Aus dem Munde meiner ältesten Schwester habe ich es erfahren, wie er Tage lang weinend und allem Freundestrost sich verschließend in seinem Zimmer gesessen hat. Aber ich weiß auch, daß er sich nicht hat niederdrücken lassen in trostlosen Gram und in Verzweiflung, sondern Hoffnung und Muth wiedergewonnen und Herz und Haupt aufs Neue erhoben hat.

An uns Kleinen ging der Glückswechsel vorüber, ohne irgend welchen Eindruck auf uns zu machen. Und doch wurde so vieles anders dadurch. Mein Vater verlor nicht nur sein

Digitized by Google

hübſches Landhaus in Langefuhr, auch das Haus in der Stadt mußte er aufgeben und mit einer Miethswohnung vertauſchen. An dem Umzugstage waren wir bei einer guten Tante untergebracht, das weiß ich noch, und auch, daß ſie ihren Nähtiſch öffnete und uns verſchiedene Knäule mit bunter Flockſeide zum Spielen gab. Mit denen ſpielten wir und waren ſehr glücklich; von den ſorgenvollen Blicken, die an jenem Tage auf uns geruht haben mögen, iſt in meiner Erinnerung nichts geblieben.

Das Haus, in das mein Vater nach dem Zuſammenbruch ſeines Geſchäfts überſiedelte, lag auch in der Hundegaſſe, aber am andern Ende derſelben, nach dem Waſſer zu. Es gehörte einem Herrn von Frantzius, einem Freunde meines Vaters, und der Miethspreis betrug nur 200 Rthl. jährlich. Schön allerdings war es nicht. Eigentlich ſage ich das in Erinnerung an die vielen Scherze, die mein Vater über die Häßlichkeit des Hauſes gemacht hat; wenn ich mir aber jetzt ins Gedächtniß zurückrufe, wie es ausſah — und ich ſehe es ganz deutlich vor mir — ſo muß ich noch einmal ſagen: es war nicht ſchön. Erſtens war es mit gelber Farbe angeſtrichen. Nun, ich gehöre nicht zu denjenigen Leuten, die alles Gelb häßlich finden, nein, ich kenne eine Anzahl von gelben Blumen, die ſehr ſchön und vornehm anzuſehen ſind. Wollt ihr eine wiſſen? Die Königin der Nacht! Aber ſolches Gelb zeigte das Haus in der Hundegaſſe ſo wenig wie das der Nachtviole, der wilden Balſamine, des Sonnenröschens, der Sterndiſtel, des gelben Enzians, der Schlüſſelblume und noch vieler anderer Blumen. Es war, um aufrichtig zu ſein, ein recht gemeines Gelb, in das dieſes Haus gekleidet war. Außerdem hatte es keinen Beiſchlag, und da gerade das Gegenüber, das Amortſche Haus, einen ſehr ſchönen Beiſchlag hatte, auf deſſen

Digitized by Google

Vordermauern anmuthige ruhende Göttinnen dargeſtellt waren, ſo fiel es als ein wenig plebejiſch auf. Das Innere entſprach dem Aeußern durch einen gewiſſen Mangel an Vornehmheit. Immerhin waren alle für einen größeren Hausſtand erforderlichen Wohn- und Wirthſchaftsräume in ſolcher Zahl und Ausdehnung vorhanden, wie man ſie in Berliner Miethshäuſern ſich wohl wünſcht, aber niemals findet. Das Haus war, was nicht von allen alten Danziger Häuſern geſagt werden konnte, frei von Geſpenſtern, dagegen hauſten in dem weitläuftigen Keller unzählige große Ratten, die von dort aus Excurſionen in die oberen Räume unternahmen. Sie liefen auf den Treppengeländern auf und ab, wenn es dunkel geworden war, und in der Nacht hörte ich ſie mitunter poltern. Denn die Ratte geht nicht ſo leiſe wie die Maus und hat überhaupt in ihrem ganzen Gebahren etwas weit weniger Angenehmes und Sympathiſches.

Wenn man des Nachts aufwachte, konnte man auch anderes noch hören als die Ratten: das Geſchrei der Katzen, die auf den Dächern ihre Zuſammenkünfte hielten, das Geheule des Windes, der ſich zwiſchen den hohen Mauern verfing, das Kreiſchen der Wetterfahnen oder gar den grauſigen Feuerlärm, der mit Sturmglocken, Hörnern, Trommeln und Knarren hervorgebracht wurde. Wenn man aber durch Feuerlärm aufgeweckt wurde, zog man nach der Vogel-Strauß-Politik mit einer Art von angenehmem Schauder die Bettdecke über den Kopf und fühlte ſich dann einigermaßen ſicher.

Während das Haus von unten herauf durch Ratten heimgeſucht wurde, war es oben her zeitweiſe der Ueberſchwemmung ausgeſetzt. Der Winterſchnee nämlich häuft ſich zwiſchen den Dächern der Giebelhäuſer zuweilen in ſehr großen

Digitized by Google

Massen auf. Tritt dann im März Thauwetter ein, so gilt es, diesen Schnee möglichst rasch wegzuschaffen, was auf die Weise geschieht, daß er mit Schaufeln von oben herunter auf die Straße geworfen wird. Es geht aber häufig das Aufthauen mit so großer Schnelligkeit vor sich, daß sich das Schmelzwasser, ehe noch der Schnee weggeschaft werden kann, einen Weg in das Haus sucht und ihn auch findet, wenn das Dach nicht wasserdicht ist. Das war das Dach des gelben Hauses nicht, in Folge dessen erscholl gewöhnlich um die erste Frühlingszeit plötzlich einmal — zuweilen mitten in der Nacht — der Ruf: „Es leckt. Alle Mann auf Deck!“ Dann lief das Wasser im obersten Stockwerk an den Wänden herunter und tröpfelte durch die Decke. Es mußten Gefäße hingestellt werden, um es aufzufangen. Zu den Tönen, die mir aus alter Zeit her immerfort noch im Ohr klingen, gehört derjenige, der verursacht wurde durch das herabtropfende Schneewasser. Wie sonderbar schallte das durch die stille Nacht, wenn man im Bett lag und horchte! Es kam aber auch vor, daß man im Bett liegend von den durch die Decke sickernden eiskalten Wassertropfen auf die Nase getroffen wurde. Ganz gewiß war dieses Leckwerden des Hauses mit vielen Beschwerden und Unannehmlichkeiten verbunden. Davon verspürten wir Kinder aber nichts, für uns war es, auch wenn wir dadurch aus den Betten gescheucht wurden, ein sehr interessantes Ereigniß.

Das gelbe Haus, wie gesagt, war nicht rattenfrei, nicht wasserdicht und sonst auch an sich nicht schön, aber es hatte eine recht hübsche Lage. Es war nicht weit entfernt vom Kuhthor, das an das Wasser führt, zur Mottlau, die den innern Hafen von Danzig bildet. Dorthin konnte man leicht

Digitized by Google

gelangen, und da gab es ſtets allerhand zu ſehen. Im Kuhthor aber befand ſich eine Wirthſchaft zur Sonne, und auf dem Wirthshausſchild war die Sonne ſelbſt zu ſehen, von goldenen Strahlen umgeben. Schiffer und Sackträger verkehrten dort, und wenn es „Fleck" gab, eine Speiſe, die in meiner Vaterſtadt nicht weniger beliebt iſt als in Königsberg, war dies den Gäſten angekündigt durch beſonderen Anſchlag, auf dem auch der Preis dieſes Leckergerichtes, ein Silbergroſchen für die Portion, zu leſen war.

Unten in dem dunkeln Comptoir des Hauſes arbeitete mein Vater mit einem Compagnon, einem alten Herrn, und mit einem jungen Buchhalter zuſammen. Außerdem gehörte zu dem Geſchäftsperſonal ein Kontordiener, Karl Schulz mit Namen, ein aufgeweckter immer zu Scherzen geneigter Menſch, der, weil es im Kontor nicht viel zu thun gab, zugleich zum Schuhputzen, Kleiderreinigen und andern häuslichen Verrichtungen herangezogen wurde. Er war gutwillig und geſchickt, einen einzigen Fehler nur hatte er, denſelben, mit dem im Studentenliede der „Kerl von Sammet und Seide" behaftet war. Da aber Karl Schulz mir als ſeinem jungen Herrn durch Anfertigung von Drachen viele Freude bereitet hat und außerdem längſt todt iſt, ziehe ich es vor, mich nicht näher über dieſen Gegenſtand auszulaſſen.

In das Kontor kamen wir Kinder ab und zu, um uns von dem jungen Mann Schreibmaterialien geben zu laſſen, die wir dort zu holen angewieſen waren: Conceptpapier und beſſeres Papier, das bläulich weiß und mit einem geheimnißvollen Waſſerzeichen geziert war, Gänſepoſen, ſpäter auch Stahlfedern, und Tinte. Wenn wir ſahen, was für große

Digitized by Google

Vorräthe von dieſen Dingen vorhanden waren, ſagten wir uns, daß unſer Vater doch eigentlich ſehr reich ſein müſſe.

Das Wohnzimmer unſeres Vaters, das eine Treppe hoch nach dem Hof zu gelegen war, galt uns als ein Heiligthum, und nur auf den Zehen gehend betraten wir es. Jeden Abend, wenn wir unſere Suppe gegeſſen hatten, wurden wir in dies Zimmer hineingelaſſen, um unſerm Vater mit einem Kuß gute Nacht zu ſagen. Ich ſehe ihn vor mir, wie er auf dem Sopha ſitzt vor dem viereckigen Tiſch. Der Tiſch iſt bedeckt von Papieren, die unter keiner Bedingung von einer anderen Hand berührt werden dürfen als von der ſeinen. Zwiſchen den Papieren ſteht ein Schreibzeug von altmodiſcher Form. Die Wände des Zimmers ſind mit vielen Bildern geſchmückt. Darunter iſt ein Oelgemälde, das den Friedhof in Ems mit dem Grabe meiner Mutter darſtellt. An einer Wand hängen ein paar Anſichten von Nizza, auf denen mir früh ſchon die Agaven und Kaktusfeigen im Vordergrunde als etwas Fremdartiges aufgefallen ſind. Ein kleines Bild, von einer Freundin des Hauſes gemalt, ſtellt das Haus in Nizza dar, das mein Vater mit meiner armen Mutter bewohnte, als er ſie, immer noch Rettung hoffend, nach dem Süden gebracht hatte. Um das Haus breitet ein Garten ſich aus mit Reihen von Pomeranzenbäumen, aus deren Laube die goldenen Früchte hervorſchimmern. Hinter dem Garten ſteigt das blaue Meer des Südens auf. Ein anderes Bild giebt das Wohnzimmer des Hauſes in Nizza wieder. Es iſt mit einer gewiſſen Pracht ausgeſtattet, die Decke iſt getäfelt, der Fußboden parkettirt. Eine Dienerin kniet auf dem Fußboden und reibt ihn mit einem Tuch ab. Mein Vater ſitzt vor dem Tiſch, ſein Geſicht meiner Mutter zuwendend, die

Digitized by Google

eben ins Zimmer tritt. Dieſe Bilder ſind nicht in meinen Beſitz gekommen, in meiner Erinnerung aber beſitze ich ſie vollſtändig. Meinem Geiſte haben ſie ſich ſo feſt eingeprägt, nicht nur, weil ich ſie ſo oft geſehen habe, ſondern auch weil ich ihnen die erſten Vorſtellungen vom Süden verdanke.

In meines Vaters Zimmer ſah ich jeden Tag auch das Bild meiner Mutter. Das Bild meines Vaters, eine Lithographie, die ihn mit lockigem Haupt im kräftigſten Mannesalter darſtellt, hing in einem andern Zimmer. Alljährlich wurde es zu ſeinem Geburtstag friſch bekränzt, und zwar mit dem Laube eines Baumes, mit dem ich ſpäterhin viel mich beſchäftigt habe, mit dem der Eibe. Eibenlaub war aber gar ſo leicht nicht zu bekommen, es war eine eigens mit der Beſchaffung desſelben betraute Frau, die es immer zur rechten Zeit brachte. Woher ſie kam und wohin ſie wieder ging, weiß ich nicht. Einmal nur im Jahr ließ die Eibenfrau ſich im Hauſe ſehen.

Außer in ſeinem Zimmer ſahen wir unſern Vater beim Mittageſſen, aber nur am Mittwoch, Sonnabend und Sonntag; an den andern Tagen mußten wir ſchulpflichtigen Kinder früher abgefüttert werden, weil mein Vater der Börſe wegen nicht vor zwei Uhr zu Tiſch kommen konnte. An den Tagen aber, an denen wir mit unſerm Vater bei Tiſch ſaßen, war das Mittageſſen jedes Mal ein Feſt für uns, und von dieſen Tagen her hat ſich bei mir die Meinung herausgebildet, das Mittageſſen in der Familie müſſe ſtets einen feſtlichen Charakter haben, und beſtände es nur aus Kartoffeln und Hering — was übrigens noch nicht das ſchlechteſte Mahl iſt. Wer wohl von uns hätte es gewagt, mit einem Wort, ja mit einem Blick

Digitized by Google

nur den Frieden zu ſtören vom Tiſchgebet an, bis zu dem Stückchen Brot, das jedes zuletzt „zum Nacheſſen“ bekam.

Am Sonntag hatten wir mehr von unſerm Vater, an dieſem Tage gehörte er uns ganz. Wir ſahen ihn dann am Vormittag ſchon in der Marienkirche, wo wir in einer der alten Capellen ein paar Stühle hatten. Man ſaß hinter einem Gitter und konnte von der Predigt nicht viel verſtehen, aber man ſah hinein zwiſchen die mächtigen Pfeiler, die mit ſonderbaren Bildern bemalt waren, und empor zu dem mit goldenen Sternen gezierten Gewölbe, und das reichte hin, um das Herz andächtig zu ſtimmen.

So lebten wir in unſerm neuen Heim während meiner Kinderzeit. Von dem Gram und Kummer, den mein Vater damals im Herzen trug, habe ich ihm nichts angemerkt, in meiner Erinnerung finde ich nichts davon. Wie ſein Antlitz mir vorſchwebt aus jener Zeit, ſah er immer heiter und freundlich aus. Es war aber ſeine Art, in ſich zu verſchließen, was ihn ſchmerzte, er wollte andere nicht mit leiden laſſen. Wir ſahen zu ihm empor mit großer Ehrfurcht und hingen mit grenzenloſer Liebe an ihm. Der Gedanke, durch irgend etwas ſein Mißfallen erregt zu haben, machte uns unglücklich. Bei ihm zu ſitzen, ſeine Hände küſſen und ihn ſtreicheln zu dürfen, war unſer größtes Glück. Es war unſer Sonnenſchein.

VIII.

O fröhliche Kinderzeit, die ich in dem alten Hauſe verlebt habe! Wir ahnten nichts davon, daß wir verarmt waren, und würde einer es uns geſagt haben, wir hätten ihm alles andere eher geglaubt. Wie ſchön war unſer Weihnachtsbaum — eine Kiefer natürlich, denn Tannen hatten wir da-

Digitized by Google

mals nicht — und wie beglückt wurden wir durch die bescheidenen Gaben, die das Christkind uns brachte. Unsere Wünsche gingen nicht hoch. Bilderbogen zum Austuschen standen immer obenan auf dem Wunschzettel, den wir vor Weihnachten und vor unsern Geburtstagen schrieben. Den Weihnachtsbaum ausschmücken fiel mir zu, als ich etwas älter geworden war. Was an Schmuck in den Zweigen hing, war alles mein Werk, und ich blickte mit großem Stolz darauf.

Was für herrliche Spiele spielten wir in der Kinderstube, wo der alte Eichenschrank stand, den ich jetzt hier in meiner Berliner Wohnung habe. Lange romantische Geschichten wurden da aufgeführt. Von meinen ältern Schwestern war die eine, Marie, die in blühendem Jungfrauenalter gestorben ist, besonders groß darin, solche Geschichten zu erfinden. Ich war als Mitspielender dabei eigentlich nur gelitten, weil ich mich gar zu dumm anstellte. So wurden mir denn nur kleine Rollen übertragen, wie die eines Schildknappen oder eines gewöhnlichen Herzogs, der nicht viel zu sagen hatte, im besten Fall die eines Räubers. Was ich noch einigermaßen gut verstand, war das, mich hinrichten zu lassen. In diesen Geschichten kamen auch glänzende Bankette vor, bei denen das edelste Getränk in Strömen floß. Dieses edelste Getränk bereiteten wir uns selbst auf die Weise, daß wir in Brunnenwasser Roggenbrot einbrockten und es eine Weile ziehen ließen, ehe die Pokale damit gefüllt wurden. Das gab eine Art von Bowle, die nicht übel schmeckte, und von der wir während eines Spielnachmittags, gewiß nicht zum Schaden unserer Gesundheit, ansehnliche Quantitäten zu uns nahmen.

Meine Schwestern besaßen auch eine unglaubliche

Digitized by Google

Maſſe aus Papier geſchnittener und bunt angemalter Puppen, mit denen ſie eifrig ſpielten. Zu dieſen Spielen wurde ich nie zugelaſſen, obgleich ich nicht ungern mich daran betheiligt hätte. Dafür rächte ich mich dadurch, daß ich, wenn ſie mit den Puppen Penſion oder Schule ſpielten, mich leiſe heranſchlich und unverſehens eine ganze Klaſſe, die ſich gerade zur „Stunde" niedergeſetzt hatte, umblies. Dann aber war es auch Zeit für mich, an ſchleunige Flucht zu denken, ſei es in eine verriegelbare Kammer hinein, ſei es, zur Sommerszeit, auf den alten Bergamottbirnbaum hinauf, der leicht zu erklettern war, und auf den ſie mir doch ſo leicht nicht folgen konnten oder mochten.

Jeden Dienſtag kam in das Haus eine alte Nähterin, Pauline Granzau mit Namen. Den Tag über beſorgte ſie dann allerhand Flick- und Stopfarbeit, die ihr zu verſchaffen wir Kinder, bei denen nichts lange heil blieb, immer eifrig beſtrebt waren. Ich ſehe die alte Pauline — ſo hieß ſie bei uns — wie ſie am Fenſter ſitzt mit vorgebeugtem Kopf, eine Nadel einfädelnd, was ihr, obgleich ſie eine Brille trug, nicht ganz leicht wurde. Sie brachte immer für uns Kinder ein paar Kringel mit. Das ſollte ſie eigentlich nicht thun, uns aber war es ſchon recht. Zum Abendbrot bekam ſie immer Pellkartoffeln mit Butter, und jedesmal brachte ſie dann uns Kleinen eine Kartoffel mit einem Stückchen Butter darauf ans Bett. Wir wußten das und hielten uns ſo lange wach, bis ſie kam. Nie in meinem ganzen Leben hat mir wieder etwas ſo köſtlich geſchmeckt wie dieſe heimliche Dienſtagabend-kartoffel. Mein Vater hat der alten Pauline nachher, als ſie ganz alt und ſchwach geworden war, die Kringel, die ſie uns mitbrachte, und die Kartoffeln, die ſie uns heimlich zu-

Digitized by Google

ſteckte, viele, viele Male vergütet. Sie kam immer und holte ihre fällige Miethe von ihm. Einmal wurde er ein wenig ärgerlich und ſagte zu ihr, das ginge doch nicht an, daß er regelmäßig die Miethe für ſie bezahlte, er thäte es nicht mehr. Da erwiderte die alte Perſon, die doch ihm gegenüber von dem größten Reſpekt erfüllt war, ganz ruhig: „Sie müſſen es thun.“ Als mein Vater das hörte, ſagte er: „Wenn dem ſo iſt, dann bleibt mir allerdings nichts anderes übrig.“ Damit ging er und holte das Geld, hat auch ſeitdem keinen Einſpruch wieder gegen ihre Forderungen erhoben.

Wir Kinder waren in beſſerer Hut und Pflege, als es nach dem, was ich bisher erzählt habe, erſcheinen könnte. Den Haushalt führte meinem Vater nach meiner Mutter Tode die Tante Hannchen, wie wir ſie nannten. Sie war die Tochter des Weinhändlers Naetler in Danzig, ihre Mutter aber war von Namur in Belgien her. Die früh Verwaiſte nahm ein Anverwandter unſerer Familie, Johann Benjamin Dragheim, Prediger zu St. Johannis in Danzig, ſpäter zu Käſemark im Danziger Werder, in ſein Haus und zog ſie mit ſeinen Kindern auf. Dieſe unſere Pflegerin war es, mit der unſer Vater um die Mitte der vierziger Jahre ſeine dritte Ehe einging. Sie iſt meinem Vater in ſchwerer Zeit eine treue, unermüdliche, ſelbſtloſe Helferin, uns Kindern eine zärtliche, ſorgſame Mutter geworden, die uns mit Ernſt und Eifer zu allem Guten anzuhalten bemüht war. In meinen unnützeſten Jungensjahren habe ich ihr einmal, durch eine gewiſſenloſe Perſon dazu angeſtiftet, ihre Stiefmutterſchaft vorgeworfen. Als ſie nichts darauf erwiderte, erſchrak ich ſehr. Ich weiß es, daß ſie mir vergeben hat, aber vergeſſen wird ſie es nicht haben, wie ich es nicht vergeſſen konnte

Digitized by Google

und kann. Es ist etwas von der Art, das dem Menschen immer wieder einfällt, in der Einsamkeit und unter Leuten, bei Tage und in der Nacht und vielleicht einmal noch in den letzten Augenblicken vor dem Tode.

Unsere neue Mutter war von lebhaftem Wesen und wußte uns vielerlei zu erzählen. Sie hatte auch viel musikalisches Gehör und spielte das Klavier und sang dazu, ohne im Spielen und Singen Unterricht genossen zu haben. Wir hörten ihr sehr gern zu, wenn sie erzählte und wenn sie spielte und sang. Wir bestürmten sie so lange, bis sie sich an das Klavier setzte — es war ein tafelförmiges Instrument, alt und klapprig — bis sie sich hinsetzte und uns den Willen that. Ich höre es noch in diesem Augenblick, wie sie unser Lieblingslied uns vorträgt: „Sohn, da hast du meinen Speer". O wie lange erhalten sich Töne unverändert im Gedächtniß! Wir fanden das Lied, das, genau besehen, nicht ganz frei von technischen Fehlern ist, wunderschön und konnten es immer wieder hören. Daß Friedrich Leopold, Graf zu Stolberg, es gedichtet hat, erfuhr ich erst, als ich meine Heimath schon verlassen hatte.

Als uns im Jahr 1846 ein Schwesterchen geboren wurde, war unsere Freude darüber groß. Wir konnten es nicht genug ansehen und bewundern, ein so niedliches Spielzeug war es. Aber meine Zwillingsschwester, die sehr nachdenklicher Natur war, sagte doch: „Alles gut, aber habt ihr auch daran gedacht, daß nun das Vermögen nachher in mehr Theile geht?" Wir mußten ihr zugeben, daß dies zu bedenken war, obgleich wir in Wirklichkeit keine Ursache hatten, uns Sorgen um das Vermögen zu machen, denn es war keins vorhanden.

Es ist mir nicht erzählt worden, sondern ich habe es mir

Digitized by Google

herausgedacht, und einige Notizen im Nachlaß meines Vaters deuten darauf hin, daß seine Freunde ihn in der Noth nicht verlassen haben. Sie standen ihm bei mit Rath und That, sie haben auch dafür gesorgt, daß sein kleines Anwesen in Langefuhr, an dem so sehr sein Herz hing, in Hände kam, aus denen er es nach einigen Jahren zurückerwerben konnte. Das war eine große Freude für ihn und uns. Nun wurden wieder im Frühjahr, wenn die Linden in der großen Allee ihr junges Laub bekamen, Möbel und Hausgeräth, soviel wir draußen davon brauchten, auf Leiterwagen hinausgeschafft. Ein Mann Namens Dubke, der uns sonst vor der Thür das Holz klein machte, ein sehr anstelliger Mensch, nur mit demselben Fehler behaftet, der von strengen Moralisten Karl Schulz zum Vorwurf gemacht wurde, besorgte mit diesem eben Genannten zusammen den Umzug. Für uns Kinder war es jedesmal ein Fest, der Auszug auf das Land sowohl wie der Rückzug in die Stadt. Im Hause ging dann alles drunter und drüber, und es fand sich viel Gelegenheit zum Klettern. Dazu war man nur wenig beaufsichtigt und konnte allerhand interessante Entdeckungen machen, weil alle Räume des Hauses an diesem Tage offen standen.

Im Hause sahen wir häufig unsere beiden Onkel geistlichen Standes, Dragheim und Gehrt, mit den Ihrigen. Der Onkel Dragheim, von dem ich schon einmal gesprochen habe, war lang und hager, dabei kräftig gebaut, ein geistvoller Mann, aber derb in seinen Reden wie in seinem ganzen Auftreten. Wenn er in ein Zimmer kam, warf er die Thür hinter sich zu, daß das ganze Haus erzitterte. Das war etwas Schreckliches für meinen Vater, und wie oft habe ich ihn sagen hören: „Wenn sich Dragheim das doch abgewöhnen

Digitized by Google

könnte!“ Aber Dragheim gewöhnte es ſich nicht ab, ſondern warf die Thüren zu bis zu ſeinem Tode, nach dem er mehrere Male noch im Werder, wo viele Leute das zweite Geſicht haben, geſehen worden iſt, geräuſchlos umhergehend, wie es ſonſt nicht ſeine Art war.

Auch mein Onkel Gehrt kam, nachdem er von Pröbbernau nach Löblau und von der Nehrung nach der Danziger Höhe verſetzt und uns dadurch nähergerückt war, öfters nach der Stadt. Zuweilen aber fuhren wir auch zu einem der beiden Onkel hinaus, und das war allemal ein großes Vergnügen. Wie viel gab es auf dem Lande zu ſehen und zu eſſen! Im Werder bewunderten wir die weiten Wieſen und die köſtliche ſauere Milch mit dem faſt fingerdicken Rahm darauf; auf der Höhe war es der wonnige Wald, der uns entzückte. Kuchen aber wurden gebacken in beiden Pfarrhäuſern, ſobald wir uns zeigten.

Alles ſtand gut, bis auf das Geſchäft meines Vaters. Er hatte von vorn wieder anfangen müſſen, und es wollte nicht vorwärts gehen, ſo viele Mühe er ſich auch gab. Ein Mißgeſchick nach dem andern traf ihn: Wenn wir in einem Eckchen in der Wohnſtube ſaßen, hörten wir manchmal, wie die gute Mutter mit den Freundinnen über die ſchlechten Zeiten ſprach und ihr Herz vor ihnen ausſchüttete. Der Handel, hörten wir, lag ganz darnieder, und zu dieſer im Allgemeinen ungünſtigen Lage kam noch allerhand beſonderes Unglück. Bald war ein Schiff verloren gegangen, an dem unſer Vater Antheil hatte, bald konnte das Getreide, das er verladen wollte, nicht die Weichſel herunterkommen, weil der Waſſerſtand fortdauernd zu niedrig war, oder es trat ein anderer Zufall ein, der einen Verluſt für ihn herbeiführte. Wenn über ſolche Dinge ge-

Digitized by Google

ſprochen wurde und die Mutter merkte es, daß wir horchten, rief ſie uns wohl zu: „Geht aus der Stube Kinder! Es iſt nicht nöthig, daß ihr das alles hört.“ Das war ja auch nicht nöthig, aber wir hörten gar zu gern zu, und viele Sorgen machten wir uns, ſoweit ich mich erinnern kann, nicht um unſern Vater. Es mußte ihm doch bald wieder beſſer gehen, er war ja ſo gut und verſtand ſo viel.

Mein Vater kam auch in dieſer ſchlechten Zeit in die Höhe, nur nicht in geſchäftlicher Beziehung. Während er von Sorgen bedrängt war, wie er für ſeine Kinder das Brot beſchaffen ſollte, fing er an, im öffentlichen Leben eine Rolle zu ſpielen. Sein angenehmes Weſen, mit biederem Sinn verbunden, ſeine Kenntniſſe, ſeine Klugheit und die Rednergabe, die ihm verliehen war, machten ihn ſehr beliebt und verſchafften ihm die Achtung aller, die ihn kennen lernten. Er wurde zum Stadtverordneten gewählt und im Jahre 1845 zum Stadtverordnetenvorſteher. Jahre lang hat er in ſchwieriger Zeit dieſes Amt bekleidet. Im Jahre 1849 wurde er in die zweite Kammer gewählt, die am 7. Auguſt desſelben Jahres in Berlin zuſammentrat, und nahm ſeinen Platz auf der rechten Seite derſelben ein. Wir waren ſehr ſtolz auf ihn. Bei ſeiner Abreiſe von Danzig überreichte ich ihm — ich war damals zwölf Jahr alt — ein Abſchiedsgedicht, in dem es u. a. hieß:

„Alle jetzo auf dich hoffen,
Jeder Bürger auf dich baut.
Wohl, o wohl dem großen Manne,
Dem das Vaterland vertraut.“

Mein Vater blieb lange fort. Als er endlich am 3. März 1850 nach Hauſe zurückkehrte, begrüßte ich ihn mit

Digitized by Google

einem Gedichte, das in dem Maß der Ottave Rime abgefaßt war, und meine Freude war groß, als mein Vater sowohl wie mein Onkel Gehrt, der sehr erfahren war in der Dichtkunst, mich belobten und mir sagten, das schwierige Metrum, in dem ich zum ersten Mal mich versucht hatte, wäre mir wohl gelungen.

Die erste Zeit nach der Rückkehr des Vaters war für uns eine sehr schöne Zeit. Wie viel hatte er zu erzählen, und wie hörten wir mit athemloser Spannung ihm zu, wenn er über die Wunder Berlins berichtete. Aber so heiter er auch erschien, es müssen ihn doch sehr schwere Sorgen gedrückt haben. Wie groß sein Bedrängniß gewesen ist, entnehme ich daraus, daß er sich um die Stelle eines Auctionators, die gerade frei geworden war, bewarb. Nichts konnte ihm weniger zusagen, nichts weniger passend sein, aber es war ein einträglicher Posten, und das war entscheidend für ihn. Daß er die Stelle nicht erhielt, schlug ihn sehr darnieder, und doch war es ein Glück für ihn und die Seinen.

IX.

Die „Kleinen" waren dem Kindertischchen, an dem sie Jahre lang gespielt hatten, allmählich entwachsen. Sie fanden keinen Platz mehr auf den beiden Bänkchen, die mit dem Tischlein zusammenhingen, und überließen das niedliche Möbel sammt der Schublade, die noch von ihrer Spielzeit her einige Bauklötze, Farbentäfelchen und Bruchstücke hölzerner Thierchen enthielt, und sammt den Resten von Bilder- und Märchenbüchern, die in den Tiefen des alten Eichenschrankes zu finden waren, dem jüngsten Mitgliede der Familie zur Benutzung.

Digitized by Google

Ich ſtand ſchon vor der Verſetzung nach Secunda, als in der Lage meines Vaters der ſehnlichſt herbeigewünſchte Wechſel eintrat. Durch den Tod Johann Friedrich Heins wurde die Stelle eines der beiden Danziger Schiffsabrechner frei, die von den Aelteſten der Kaufmannſchaft vergeben wurde, und ſofort bewarb mein Vater ſich um dieſelbe. Die Stelle galt mit Recht für ſehr gut und blieb es auch bis zum Tode meines Vaters. Nachher iſt das Abrechnergeſchäft freiem Bewerb überlaſſen worden, und es thaten ſich in Folge deſſen ſo viel Schiffsabrechnereien auf, daß ſich damit, zumal die Zeiten ſchlechter geworden waren, nicht mehr viel verdienen ließ.

Da aber die Stelle gut und gewinnbringend war, ſo war ſie auch vielbegehrt, und es erſchien nicht außer allem Zweifel, ob mein Vater ſie erhalten würde, wenn er gewiß auch die dazu erforderlichen Kenntniſſe und Fähigkeiten beſaß, und die Aelteſten der Kaufmannſchaft ihm nur wohlwollend geſinnt ſein konnten. Daß ſehr viel davon abhinge für unſer Haus, ob er gewählt würde oder nicht, wurde auch uns jüngeren Kindern geſagt, und außerdem merkten wir es heraus aus allem, was wir mit den Ohren auffingen, ohne daß es zu uns geſprochen wurde. Wir fühlten es, daß unſere ganze Zukunft durch den Ausfall der Wahl bedingt war.

Wir wurden daran erinnert, Gott zu bitten, daß er unſerm Vater zu der Schiffsabrechnerſtelle verhelfe, und das thaten wir. Meine zweitälteſte Schweſter aber wollte noch etwas weiter gehen, ſie erbot ſich, jedem der Aelteſten der Kaufmannſchaft zu Füßen zu fallen und ihn anzuflehen, daß er unſerm Vater ſeine Stimme gäbe. Damit war aber unſer Vater nicht einverſtanden. Er hielte das nicht für paſſend, meinte er, und für nicht ganz würdig einer aus dem Hauſe

Digitized by Google

Trojan. Ja, wenn vom Könige die Sache abhinge, dann würde er nichts dagegen haben, daß sie vor ihm niederfiele. Sonst aber dürfe man nur auf den Knieen liegen vor Gott, und der werde ja wohl in diesem Fall den Aeltesten der Kaufmannschaft die richtige Einsicht verleihen.

Ich erinnere mich, daß ich am Tage der Wahl in der Schule sehr unaufmerksam gewesen bin und deshalb einen Verweis erhalten habe. Ich beschloß, diesmal ihn nicht in mein Contobuch einzutragen, sondern ihn als nicht ertheilt zu betrachten, so empfindlich ich sonst auch gegen Tadel war. Der Lehrer, sagte ich mir, ist außer aller Schuld. Er hat keine Ahnung von dem, was dich heute unaufmerksam macht. Wüßte er es, so würde er dich vollständig begreifen, keine Aufmerksamkeit von dir verlangen und vor allen Dingen dich nicht zum Uebersetzen heranziehen.

Als wir aus der Schule nach Hause kamen, empfing uns die Nachricht, daß unser Vater gewählt war. Wir strahlten von Glück und wußten zuerst gar nicht, was wir anfangen sollten in unserer Seligkeit. Als wir nachher aber unter uns waren und — was entschieden das Richtige war — in der alten Kinderstube herumtanzten, jedes mit einem Butterbrot in der Hand, da sagte plötzlich meine kluge Zwillingsschwester zu uns: „Hört einmal, ich will euch was sagen. Ihr sollt sehen, es wird jetzt alles ganz anders. Paßt mal auf, es wird jetzt auch viel besser gegessen werden.“ Daran hatten wir andern noch gar nicht gedacht, und doch lag es so nahe. Wir dankten ihr, daß sie uns darauf aufmerksam gemacht hatte, und waren noch fröhlicher als vorher.

Ja, es wurde alles ganz anders. Der Umstand, daß mein Vater die Stelle erhalten hatte, verschaffte ihm bei dem

Digitized by Google

Vertrauen, deſſen er ſonſt genoß, Kredit genug, um ſich ſofort beſſer einrichten zu können. Außerdem mußte er ſich eiligſt die Räume beſchaffen, die das von ihm übernommene Geſchäft erheiſchte. Sein kleines altes Geſchäft aufzulöſen, mochte ihm nicht allzuviel Mühe machen, aber auch das neue große in Stand zu ſetzen, gelang ihm bei ſeiner Geſchicklichkeit in ſehr kurzer Zeit.

Er erwarb für 6000 Rthl. ein Haus in der Brotbänkengaſſe, das damals noch die Nummer 667 trug, die es ſpäter mit der Nummer 12 vertauſchte. Schon im Frühjahr 1852 bezogen wir das Haus. Von dem alten gelben Hauſe in der Hundegaſſe zu ſcheiden, ſo glückliche Jahre wir auch darin verlebt hatten, wurde uns nicht gar zu ſchwer, wenigſtens uns Jüngeren nicht, die wir immer noch jeden Umzug als ein Feſt betrachteten. Außerdem ließ ſich nicht leugnen, daß unſer neues Haus ſehr viel hübſcher war als das alte. Es trug nicht wie dieſes den Anſtrich des Neides zur Schau, wozu es auch keinen Grund hatte, ſondern war in ein gefälliges Grau gekleidet. Es hatte einen Beiſchlag und einen ſtattlichen Eingang, über der Thür aber ſtand der Spruch: ‚In vita hac non fixa domus stabilisque futura,“ das heißt in der Form des Hexameters wiedergegeben: „Hier in der Welt iſt das künftige Haus nicht feſt und beſtändig.“ Wenn man aber in dieſem Spruch die zugleich Zahlen bedeutenden römiſchen Buchſtaben, die als Majuskeln hervorgehoben waren, zuſammenzählte, ſo kam man auf die Jahreszahl 1690. In dieſem Jahre war das Haus gebaut worden, es war alſo ein ziemlich altes Haus und beſaß die Vorzüge und Mängel eines ſolchen: einen gewaltig großen Hausflur, ein großes aber

Digitized by Google

dunkles Kontor, in dem auch bei Tage Licht gebrannt werden mußte, eine vom zweiten Stockwerk an finstere Treppe, viele wohnliche Stuben und weitläuftige Nebengelasse. Das Seitengebäude zur linken Hand reichte nur bis zum dritten Stockwerk empor und schloß ab mit einem Altan, der von uns für sehr schön gehalten wurde. Auf dem Hof war ein immer fließender Brunnen, den man rauschen hörte, wenn man in der Nacht erwachte. Daß auch ein Schwalbennest auf dem Hof war, wurde als ein Glück verheißendes Zeichen angesehen.

Das Haus lag wie das alte nicht weit vom Wasser ab, zu dem ein Thor, das Brotbänkenthor, führte. Auf der andern Seite führte die Straße nach der Marienkirche zu, deren gewaltigen, unvollendet gebliebenen Thurm man gewahrte. Vom Fenster des nach hinten zu gelegenen Dachstübchens aber hatte man einen Blick nach dem Langen Markt zu auf eine Menge von Dächern, Giebeln und Thürmchen. Was für eine eigenartige Aussicht! denke ich heute, indem ich mich daran erinnere. Damals aber, als ich sie jeden Tag haben konnte, fand ich gar nichts Besonderes an ihr. Es war ja ein Stück von der Stadt, in der ich aufgewachsen war und deren Eigenthümliches für mich das Gewohnte war. In dem Kontor unten stand mein Vater an dem Pult am Fenster, ihm gegenüber der älteste Buchhalter des Geschäfts. Beide sehe ich deutlich vor mir, wie sie dastehen und schreiben und in den Büchern nachschlagen, und sehe meinen Vater auch in dem Vorstübchen, wohin er sich zurückzog, wenn er mit jemand etwas besonderes zu besprechen hatte. In dem Kontor arbeiteten aber noch fünf oder sechs andere Herren, die zu dem Geschäftspersonal gehörten, und außerdem war noch ein zwei-

Digitized by Google

tes Kontor da im Hafenort Neufahrwaſſer, in dem auch mehrere Herren beſchäftigt waren. Zu dieſen letzteren zählte einer, deſſen Aufgabe es war, die Herren Kapitäne umherzuführen und ſie beſonders mit den Orten bekannt zu machen, wo ſie am beſten ihren auf der See geſammelten Durſt löſchen konnten. Dazu gehörte, daß er mit ihnen trank, und dies war die Urſache, daß der Inhaber dieſes fürwahr nicht leichten Poſtens gemeinlich in kurzer Zeit ſich abnutzte und durch eine friſche Kraft erſetzt werden mußte. Es herrſchten in dem Geſchäft zur Zeit, als mein Vater es übernahm, noch einige aus der alten guten Zeit ſtammende Bräuche. Jeder Schiffer, der in den Hafen gekommen war, wurde mit einem Glaſe Madeira empfangen. Empfahl er ſich aber, um wieder in See zu ſtechen, ſo erhielt er zum Andenken einen ſilbernen Löffel. Den ſilbernen Löffel ſchaffte mein Vater ab, den Begrüßungsmadeira aber behielt er bei. Ich würde auch ſo gehandelt haben.

Das geſchäftliche Treiben, das in den untern Räumen unſers Hauſes und vor demſelben ſich abſpielte, war für uns Kinder, obwohl wir wenig davon verſtanden, ſehr anziehend. Allerhand fremdes Volk bekamen wir da zu ſehen, das unten im Hausflur und auf dem Beiſchlag umherſtand, und ab und zu brachte mein Vater auch einen Schiffsführer, dem er eine beſondere Freundlichkeit erweiſen wollte, zu uns in die Wohnräume hinauf. Das war u. a. ein Schiffskapitän Pauls, ein Niederländer aus Akumerſiel, der im Dezember bei furchtbarem Schneeſturm und ſtrengem Froſt mit ſeinem Schiff unweit Neufahrwaſſer geſcheitert war. Als mit unſäglicher Mühe ein Boot in die Nähe des Wraks gebracht war, da waren auf demſelben nur noch der Kapitän mit ſeinem Sohn,

Digitized by Google

die mit übermenſchlicher Anſtrengung an dem gefrornen Tauwerk ſich feſthielten. Die Lotſen aber konnten nur einen Mann aufnehmen, und als der Sohn das hörte, ließ er, an ſeine Geſchwiſter denkend, die noch des Ernährers bedurften, ſofort ſich los und verſank in der See, auf dieſe Weiſe ſeinem Vater, ehe der ihm zuvorkommen konnte, das Leben rettend. Der Mann, der glücklich in den Hafen gebracht wurde, war ſpäter in unſerm Hauſe, und ich ſehe ihn noch, wie er bei uns am Tiſche ſitzt, und wie ich nach ſeinen Händen blicke, die arg zugerichtet ſind durch das Feſthalten an den vereiſten Tauen. Mein Vater hatte zur Tröſtung des Unglücklichen die ganze Begebenheit in ein Gedicht gebracht, von dem jetzt nach vierzig Jahren noch kein Wort aus meinem Gedächtniß geſchwunden iſt.

Weil mein Vater dichtete, und weil ich ſeine Gedichte zu hören und zu leſen bekam, gerieth ich natürlich darauf, auch zu dichten. Wie früh ich damit angefangen habe, weiß ich nicht, aber es muß wohl ſehr früh geweſen ſein. Das Erſte, was darüber in urkundlicher Aufzeichnung einem Literarhiſtoriker des nächſten Jahrhunderts vorzulegen iſt, ſtammt aus dem Jahre 1847 her. Von dieſer Zeit an mehren ſich meine aufgezeichneten poetiſchen Produkte mit jedem Jahr.

Mein Vater verfolgte dieſe meine Thätigkeit mit Intereſſe und Freude, wie ich glaube, war aber ſehr zurückhaltend mit ſeinem Beifall. Ein paar Mal ſchenkte er mir fünf Silbergroſchen — einen halben Gulden, wie wir damals in Danzig ſagten — für ein Gedicht, das ich ihm vorlegte und das ihm gefiel. Das war, ins Heutige überſetzt, ein Honorar von mindeſtens 20 Mark, und damit ſind ſelbſt die Führenden unter den heutigen Schriftſtellern zufrieden, wenn es ſich nicht um ein ſehr langes Gedicht handelt.

Digitized by Google

Ich wurde natürlich durch ein ſolches Honorar, das ich jedoch in einer Reihe von Jahren nur wenige Male erhielt, ſehr erfreut. An dem Gelde aber war mir, obgleich ich es ſehr gut zum Ankauf von Stahlfedern, Honigfarben, chineſiſcher Tuſche, Bindfaden, Zündhütchen und Blumenzwiebeln verwenden konnte, lange nicht ſo viel gelegen als an meines Vaters Lobe. Wenn ich ihm etwas zu leſen gegeben hatte, und er zu leſen anfing, ſah ich nach ſeinem Geſicht — wie ich jetzt meiner Frau nach den Augen ſehe, wenn ſie ein Gedicht von mir im Manuſcript zu leſen bekommt.

Einmal ſagte mein Vater zu mir: „Johannes, wir wollen jetzt concurriren. Der und der" — ich weiß den Namen nicht mehr — „will von mir ein Gratulationsgedicht haben für ſeinen Richard zum Geburtstage der Mutter. Gut, wir machen beide das Gedicht, beide Gedichte ſchreibe ich ab und lege ſie meinem alten Freunde vor. Dann wollen wir einmal ſehen, welches von beiden er wählet." Sofort machte ich das Gedicht und gab es meinem Vater. Am andern Tage ſagte er zu mir: „Du haſt gewonnen, dein Gedicht iſt gewählt!" Lange nachher, nicht damals, iſt mir der Gedanke gekommen, er hätte ſich einen Scherz mit mir gemacht. Das glaube ich aber doch nicht, ſein Geſicht ſtrahlte von zu unverſtellter und herzlicher Freude, als er mir meinen Sieg verkündete. Ich ſpielte aber auch mit ihm Schach, das er gern hatte. Zuerſt gab er mir die Königin vor, dann einen Thurm, endlich nichts mehr, und wir hatten harte Kämpfe mit einander. Als ich ihn dann zum erſten Mal ſchlug, ließ er ſich nichts merken, daß er darüber verdrießlich war, aber Schach geſpielt hat er mit mir ſeitdem niemals wieder.

Digitized by Google

X.

Siebenundfünfzig Jahre alt war mein Vater geworden, als er in den Hafen einlief, in dem er ſich ſicher vor Anker legen konnte. Es muß ein großer Troſt für ihn geweſen ſein, daß er nun ohne Sorge in die Zukunft hinausblicken durfte, daß die Augen, die zu ihm emporſahen, die Hände, die ſich ihm entgegenſtreckten, ſein Herz nicht mehr mit Angſt erfüllten. Bei uns oben dort an der Küſte folgt dem ſchlechten Sommer, dem ein vielverheißender Frühling vorangegangen iſt, manchmal ein Herbſt, der alles wieder gut zu machen bemüht iſt. Solch ein Herbſt war meinem Vater beſchieden.

Ob die Stellung, die er ſchließlich errang, ganz dem entſprochen hat, was in ſeinen Wünſchen und Hoffnungen lag: ich will nicht urtheilen darüber. Es mag etwas anderes geweſen ſein, was er in den Träumen ſeiner Jugend ſah, was er noch in ſeinem Mannesalter, als das Glück ihm hold war, erſtrebte. Daß er aber nach ſchweren Kämpfen doch eine geſicherte Stellung gewann, dafür iſt er gewiß dem Himmel ſehr dankbar geweſen. Er war ohne Zweifel berufen zu einem anderen Poſten, aber nachdem ich ſelbſt in die Jahre gekommen bin, in denen er damals ſtand, ſage ich mir: es iſt ein ſo großes Gedränge um den Tiſch, auf welchem der Brotkorb ſteht, daß man froh iſt, überhaupt nur einen Platz daran bekommen zu haben, wenn man auch ziemlich enge ſitzt.

Meinem Vater kamen ſeine Sprachkenntniſſe ſehr zu ſtatten in ſeinem neuen Geſchäft. Mit jedem Schiffer, der in den Hafen kam, konnte er in deſſen heimathlicher Sprache reden, und das gewann ihm, der auch immer das rechte Wort zu finden wußte, die Herzen der Fremden und machte ihm ſeinen Beruf leichter, als er ſonſt wohl geweſen wäre.

Digitized by Google

Aber auch ſonſt ging es ihm gut. Es iſt ein altes Wort, daß wie ein Unglück auch ein Glück ſelten allein kommt, das bewährte ſich auch bei meinem Vater. Ein Glück war es für ihn, daß er die Schiffsabrechnerſtelle erhielt, ein anderes Glück, daß die Chancen dieſer Stelle, als er ſie erhalten hatte, günſtiger und immer günſtiger wurden. Die Schiffahrt Danzigs hob ſich von 1852 an in einer Weiſe, wie niemand es erwartet oder gehofft hatte. 1853 ſchon liefen 1756 Schiffe in Neufahrwaſſer ein, das waren mehr, als ſeit 1803 gezählt worden waren. Seitdem hoben das Getreidegeſchäft und der Schiffsverkehr ſich immer mehr. In jedem Jahr nahm die Zahl der einkommenden Schiffe zu und betrug im Jahre 1861 die wohl überhaupt in Danzig erreichte größte Zahl von 2699. Seit dieſem Jahr erſt gingen Schiffahrt und Handel in beklagenswerther Weiſe zurück.

Mein Vater benutzte die günſtige Lage, in die er gekommen war, um ſich und den Seinen ein behagliches Heim zu ſchaffen. Dieſes nach ſeinem Geſchmack auszugeſtalten, war er unabläſſig bemüht. Ein hübſches Stück Hausrath nach dem andern kam in unſere Wohnräume, und jede neue Anſchaffung war wohl überlegt und bedacht von meinem Vater. Er beſaß, was ich die Liebe zum Eigenthum nennen möchte, und das iſt eine gute Gabe. Ueber alles, was er anfertigen ließ, beſprach er ſich eingehend mit den Leuten, die es herzuſtellen hatten, und handelte es ſich auch nur um einen einfachen Büchereinband. Er ſorgte auch dafür, daß die Fenſter unſerer Wohnſtube immer mit ſchönen Blumen beſetzt waren, und was er an Blumen anſchaffte, war immer etwas Eigenartiges. Von den Blumen, die bei uns am Fenſter ſtanden, ſind mir in der Erinnerung geblieben die ſelt-

Digitized by Google

ſame Fliegenfalle (Dionaea muscipula), die ſchamhafte Sinnpflanze (Mimosa pudica), die entzückende Porzellanblume (Hoya carnosa), die wir Marzipanblume nannten. Uns entzückte ſo ſehr die Geſtalt ihrer Blüthe wie ihr köſtlicher Duft. Dann hatten wir zwei andere wundervoll duftende Blumen, die nach der Zeit altmodiſch geworden ſind, die Volkameria (Clerodendron fragrans) und die Mahernia, deren Name ein Anagramm iſt, gebildet aus den Pflanzennamen Hermannia. Wir hatten die hohe, leuchtend rothe Lobelie und die kleine blaue, die damals eben beliebt wurde. Wir hatten Begonien, die glücklich durch den Winter gebracht wurden. Viele Freude bereitete uns eine Fuchſia von zierlichſter Blüthengeſtalt, der ich nachher nicht wieder begegnet bin, wie ich auch die entzückende Salvia, deren Blumen aus lichtblauem Sammet gebildet zu ſein ſchienen, nicht wieder gefunden habe, auch nicht in den beſten Blumenläden. Wir haben ja jetzt nur „Marktpflanzen" noch, die ſo maſſenhaft gezogen werden wie die Marktgeſinnung, die man jetzt haben muß, um durchs Leben zu kommen. Gegen das eine wie das andere wird und muß eine Auflehnung ſtattfinden, die es über Bord wirft. Dann aber werden mit andern guten Dingen auch die Volkameria, die Mahernia und die Marzipanblume wieder zu Ehren kommen.

Unſer neues Haus hatte ſo viele Wohnräume, daß aller Kinder Wünſche, etwas für ſich zu haben, erfüllt werden konnten, und daß auch ich mein eigenes Arbeitszimmer erhielt mit einem Alkoven, in dem ich ſchlief. Ich war gewohnt — und das kann ich noch — zu arbeiten, wenn es um mich her wimmelte, aber herrlich war es doch, ſein eigenes Gemach zu haben. In dieſem meinem Arbeitszimmer, das

Digitized by Google

von Süden her ziemlich viel Sonne hatte, richtete ich mir eine Blumenzucht ein für den Sommer nicht nur, sondern auch für den Winter. Ich weiß nicht, wie es mir damals gelang, soviel schöne Zwiebelgewächse mitten im Winter zum Blühen zu bringen. So viel Glück mit dem Blumentreiben habe ich nachher nie wieder gehabt, obgleich ich mir, wie ich meine, viel Mühe damit gegeben habe. Damals aber gedieh mir alles, und meine Maiglöckchen, die ich in der Ofenröhre trieb, blühten um Weihnachten schon. Wenn ich im Februar oder März meinem Vater ein besonders schön blühendes Gewächs brachte, erhielt ich eine kleine Prämie von ihm in baarem Gelde, die mich weit mehr erfreute, als was ich sonst von ihm für ein gelungenes Gedicht bekam. Mit vollem Recht! Wie viel schwerer ist es, eine Hyazinthe oder gar eine Tazette im Winter zu vollkommener Entfaltung zu bringen, als ein Gedicht zu machen, wie viel mehr Sorgen sind damit verbunden! Und wenn ein Gedicht seine Mängel hat, so kommt man hinweg darüber, vorausgesetzt daß man es selbst gemacht hat; daß aber eine Blume, mit der man sich Mühe gegeben hat, nicht gut einschlägt, ist sehr schwer zu verwinden.

So viel Sorge mein Vater auf die Ausschmückung seiner Danziger Wohnung verwandte, so sehr war er auch bedacht darauf, sein kleines Anwesen in Langefuhr freundlicher und behaglicher zu gestalten. In dem Garten, der nicht groß war, aber eine gute Lage hatte, pflanzte er an und säete aus, was er besonders liebte. Es gehört zu den glücklichsten Erinnerungen aus meiner Kinderzeit, daran zu denken, wie ich hinter ihm herging, wenn er Nachmittags aus der Stadt gekommen war und dann im Garten zwischen den Beeten hinschritt, um

Digitized by Google

ſich anzuſehen, was neu aufgeblüht war. Seinen Augen entging nicht leicht eine neu aufgeſchloſſene Blume, auch wenn ſie nur klein war. Geſchah das aber doch einmal, ſo war ich da, ihn darauf aufmerkſam zu machen, daß er etwas überſehen hatte. Ich hatte ja ſo viel mehr Zeit als er, den Garten zu ſtudiren. Meine Blumentöpfe nahm ich im Frühling zum größten Theil nach dem Garten mit, einige aber überließ ich zur Pflege unſerer alten Köchin, die neunundzwanzig Jahre bei uns geweſen iſt und ſehr blumenlieb war. Ihr gedieh alles, obgleich ſie in ihrer Stube unter viel ungünſtigeren Bedingungen Blumen zog, als ich in der meinen. Ihre Geranien, beſonders aber ihre Roſen, machten mich neidiſch.

Ein Jahr nachdem mein Vater Schiffsabrechner geworden war, wurde ich mit meiner Zwillingsſchweſter zuſammen confirmirt. Damit traten wir aus dem Stande der Kleinen zu dem der Großen hinüber. Ich weiß es noch, wie wir beiden Kinder bald nach unſerer Einſegnung zum erſten Mal — wohlhabende Zwillinge waren als Taufpathen ſehr beliebt — „Gevatter ſtanden", wie das arme kleine Kind aus den Händen meiner Schweſter in die meinen gereicht wurde. Aber dies Recht des Pathenamts war für uns das geringſte, das wir erwarben; viel größer erſchien uns das andere, daß wir nun Abends aufbleiben durften. Denn ehe wir eingeſegnet waren, mußten wir immer um acht Uhr, wenn wir unſere Suppe gegeſſen hatten, zu Bette gehen. Nun durften wir „aufbleiben" und zuhören, wenn unſer Vater vorlas. Er las uns jeden Abend vor, eine Stunde mindeſtens, es wurden aber auch anderthalb und zwei Stunden. Meiſt las er engliſche Romane in guten Ueberſetzungen, Romane von Dickens und Thakeray, aber auch mit deutſchen Dichtungen, die er

Digitized by Google

gern hatte, machte er uns bekannt. Er las so gut, daß er mir für alle Zeit das Anhören von Vorlesern und Recitatoren verleidet hat. Die Wirkung seines Vortrages beruhte wahrscheinlich darauf, daß er gar keine Kunst in den Vortrag hineinlegte, sondern so sprach und las, wie es ihm ums Herz war.

Vier Jahre habe ich, glückliche vier Jahre, noch im Elternhause verlebt, nachdem wir in die Brotbänkengasse übersiedelt waren. Dann bin ich in die Fremde gegangen und habe seitdem nur zwei Mal noch meinen Vater wiedergesehen. Als ich zum dritten Mal, durch den Telegraphen herbeigerufen, nach Danzig kam, am 30. Dezember 1861, sah ich ihn todt auf seinem Bette liegen. Eine rasch hinraffende Krankheit hatte ihn überfallen, der er in wenigen Tagen erlag. Als es schlimm mit ihm stand, fing er an in fremden Sprachen zu reden. Als es zu Ende ging mit ihm, überkam ihn die Vorstellung, es läge ein Schiff da, mit dem er auf die See hinausgehen sollte. Und das Schiff kam und nahm ihn mit. Sein Angesicht trug den Ausdruck des Friedens.

Er hat zu uns gesagt, als er im Frühjahr 1852, aus der Noth gerettet, mit uns am Tisch saß, nun bäte er Gott darum, ihm noch zehn Jahre das Leben zu erhalten. Diese zehn Jahre sind ihm gewährt worden.

Er ist begraben an einer schönen Stelle unter schattenden Bäumen auf dem Kirchhof von Sanct Marien — dem Pfarrkirchhof, wie dort gesagt wird — in der Familiengruft, in der wir, seine Kinder, auch alle einmal ruhen sollten. Aber wir sind verstreut worden in alle Welt, und die von uns schon gestorben sind, blieben da liegen, wo sie hinsanken, fern von der Heimath.

Digitized by Google

Der Heimathgarten.

Ich kann es mir gar nicht vorstellen, wie jemand seiner Kinderzeit sich erinnern kann, ohne dabei an einen Garten zu denken und ihn vor sich zu sehen. Doch wachsen so viele auf in gartenlosen Häusern, und zu ihnen gehören meine eigenen Kinder, die ich deshalb sehr bedauere. Gern möchte ich ihnen zu einem Garten verhelfen, aber ich vermag ihnen nur einen solchen von Blei zu verschaffen, wie man ihn um Weihnachten unter dem Tannenbaum aufbaut.

Besonders viel muß ich um die Herbstzeit an den Garten der Heimath denken. Wie vergnüglich war es, wenn die Obsternte losging, und nun eine Fruchtgattung nach der anderen an die Reihe kam: zuerst Beerenfrüchte, dann Kirschen und Pflaumen, Birnen und Aepfel, und zuletzt der Wein. Und nach der Ernte kam die Nachernte, die uns Kindern überlassen war. Denn die Bäume waren nach der Haupternte noch nicht ganz leer. Die Leute, welche das Abnehmen des Obstes besorgten, hatten den Glauben, daß man ein paar Früchte an den Zweigen lassen müsse, um den Baum nicht zu kränken, und außer denen, welche sie mit Absicht hängen ließen, übersahen sie auch noch manche. Welch ein Vergnügen dann, in den Bäumen umherzuklettern und aufzusuchen, was man von

Digitized by Google

unten her erſpäht hatte! Dabei kümmerte ich mich nicht um den Glauben der Leute, von denen ich eben ſprach, ſondern ruhte nicht eher, bis ich die letzte Birne und den letzten Apfel heruntergeholt hatte. Am reichſten fiel die Nachernte aus bei den Bergamottbirnbäumen, weil deren bräunlich-grüne, dem herbſtlichen Laube ähnlich gefärbten Früchte um die Haupterntezeit am leichteſten überſehen wurden.

Der Garten meines Elternhauſes war nur klein, doch ſtand eine ganze Anzahl von Obſtbäumen darin, und vorzügliche Sorten waren es alle. Ganz verſteckt aber ſtand an einer Stelle ein Pflaumenbaum, von dem ich allein etwas wußte. Daneben war im Garten noch Raum für ſchöne andere Bäume, unter denen ein alter Ahorn war, eine hohe Lärche und eine Silberpappel, ſowie für allerhand Ziergeſträuch. Reich an Blumen war der Garten auch, denn mein Vater liebte die Blumen ſehr. Ich ſehe noch vor mir die Beete von prachtvollem gefüllten Mohn, die Reihen von buntem Ritterſporn und von duftenden Levkoyen, die hohen Stockroſen mit ihren angenehmen Blüthenfarben. Mancherlei Lilien gab es, rothe und weiße Roſen und auch einen Strauch gelber. Der Garten hatte nichts Stilvolles, aber vieles und ſchönes Blumenvolk war darin zu finden den ganzen Sommer hindurch, von den erſten Schneeglöckchen bis zu den letzten Aſtern.

Nachbargärten waren zu beiden Seiten, und nach hinten zu war der Garten begrenzt durch einen hohen Zaun, über den ich aus Liebhaberei hinüberzuklettern pflegte, auch wenn die Thür, die hinausführte, nicht verſchloſſen war. Hinter dem Garten war ein anmuthiges Plätzchen von Bäumen beſchattet. Zunächſt ſtieß daran ein Kornfeld, und den Hintergrund bildeten bewaldete Höhen.

Digitized by Googl

Von diesem Garten habe ich geträumt unabläſſig die ganze lange Zeit hindurch, ſeit ich von Hauſe fort bin, bis vor wenigen Jahren und dann nicht wieder. Immer war ich im Traume in dieſem Garten und hörte den Wind rauſchen in ſeinen Bäumen. Auch was ich nachher erlebt habe, wenn davon etwas in meinen Träumen vorkam, ſo war es ſehr häufig nach dieſem Garten verſetzt, und die Menſchen, die ich ſpäter kennen gelernt habe und die wieder geſtorben ſind, fanden ſich dort zuſammen. Eines Nachts aber nahm mein Gartentraum eine eigenthümliche Geſtalt an. Ich ſtand wieder in dem Garten der Heimath, aber ich ſah nichts von ihm, ich war blind. Da warf ich mich, ohne bekümmert zu ſein, auf die Erde nieder und fühlte umher, um etwas mir Bekanntes zu finden. Bald hatte ich etwas unter den Händen, das ich genau erkannte: es war eine Einfaſſung von Porzellanblümchen, die ſonſt auch Jehovablümchen, mit dem botaniſchen Namen aber Saxifraga umbrosa genannt werden. Die ſtarken, rundlichen, am Rande gekerbten Blätter, welche auf dem Boden Roſetten bilden, waren ſehr leicht mittelſt des Gefühls zu erkennen, ebenſo die aus den Roſetten aufſteigenden ſchlanken Blüthenſtiele, die eigenthümlich anzufühlen ſind wegen der kleinen Drüſen, welche ſie bedecken. Nun wußte ich genau, an welcher Stelle des Gartens ich war. Hinter der Einfaſſung ſtand Reſeda, weiter nach links zu kam dann das Verbenenbeet und dahinter die grüne Laube, an welcher der alte Birnbaum ſtand. Gegenüber der Laube war das runde Beet, das mit Mirabilis bepflanzt und von Tauſendſchönchen eingefaßt war. An dieſem Beet ſtand der Baum, der die ſchönen Citronenäpfel trug, an ſeinem Stamm aber waren an Fäden buntblühende

Digitized by Google

Winden emporgezogen. Nun wußte ich Beſcheid und konnte mich durch den ganzen Garten leicht von einem zum andern hindurchfühlen. Als ich aber ſo dachte, zerrann mein Traum, und ich wachte auf. Da nahm ich mir vor, meine Heimath aufzuſuchen, und dieſen Vorſatz habe ich nicht lange darauf ausgeführt, in der ſchönſten Zeit des Jahres, als die Buchen das erſte zarte Grün gewonnen hatten.

Der Garten meiner Kinderzeit mit dem kleinen Hauſe, das wir im Sommer bewohnten, liegt in der Vorſtadt Danzigs, welche Langefuhr heißt. Von Danzig führt dorthin eine Doppelallee von alten Linden. Auf einer Zeichnung Chodowieckis vom Jahre 1773 ſieht man ein Stück dieſer Allee, deren Bäumchen auf dieſem Blatt noch ſehr jung erſcheinen. Wenn aber in einer Notiz der Amslerſchen Angabe der „Danziger Reiſe“ zu jenem Bilde bemerkt wird, die Allee ſei ſechs Jahre vor der Zeichnung erſt angelegt worden, ſo iſt dieſe Angabe nicht ganz genau, denn die Allee iſt in den Jahren 1768 bis 1770 angepflanzt worden. Jetzt ſind die Bäume alſo ſchon ein gut Stück über hundert Jahre alt, da ſie aber dem Nordwinde ausgeſetzt ſind und deshalb langſam gewachſen, machen ſie nicht den Eindruck eines ſo hohen Alters.

Als ich um die Mitte des Maies durch dieſe prachtvolle Allee nach Langefuhr wanderte, waren ihre Lindenbäume erſt ſpärlich belaubt. Ich freute mich herzlich darüber, daß die Bäume alle ſo wohlerhalten und geſund ausſahen. Welch ein herrliches, unſchätzbares Vermächtniß unſerer Altvorderen iſt das, dachte ich bei mir, ein lebendiges und ein ſolches, das mit den Jahren immer mehr an Werth gewinnt.

Die Vorſtadt Langefuhr, in welcher die Danziger Kaufleute ihre Landhäuſer haben, fand ich nicht ſehr verändert.

Digitized by Google

Als ich zu meinem väterlichen Hause kam, sah ich mit Freude, daß vor demselben noch die alten Linden standen, in deren Gezweige ich, in einem Dachstübchen hausend, einst so oft in der Morgenfrühe, wenn ich aufwachte, hatte die Vögel singen hören. Vom Garten konnte ich von der Straße aus nicht viel sehen, ich gewahrte aber doch den Wipfel der Lärche, der stark windschief nach Osten hinübergebogen war. In meiner Kinderzeit stand der Baum noch kerzengerade da vom Fußende bis zur Spitze. Seitdem aber war er über alles andere Gebäume hinausgewachsen, und da war es ja kein Wunder, daß er unter dem Einfluß des vorherrschenden starken Westwindes sich nach Osten hinübergelegt hatte. Noch klopfte ich nicht an die Thür des Hauses an, sondern ging um dasselbe herum, um auf der Waldhöhe hinter ihm, die der Johannisberg heißt, einen Blick in den Garten hinein zu gewinnen. An dem Abhange des genannten Berges, nach den Häusern von Langefuhr zu, liegt ein Kaffeelokal, welches jetzt wieder, wie es vor langer Zeit schon hieß, Zinglershöhe genannt ist. Dort hinauf stieg ich und spähte hinunter. Der Blick ist schön, man sieht ein hübsches Stück Land und ein großes Stück von der blauen See. Ich aber suchte nach der Stelle, wo der Garten sein mußte, und fand sie. Viel von ihm war nicht zu sehen, aber das, was ich sah, war der Wipfel des Ahornbaumes. Da ich nun gewiß war, doch wenigstens zwei alte Bekannte noch lebend anzutreffen, faßte ich mir ein Herz, stieg hinunter, begab mich zu dem Hause, in dem ich einst zu Hause gewesen war, und zog die Klingel. Ein Dienstmädchen öffnete mir und meldete mich der Besitzerin. Diese, eine einzelne alte Dame, welcher seit einigen Jahren das Grundstück gehörte, das seit meines Vaters Tode schon verschiedene

Digitized by Google

Beſitzer gehabt hat, empfing mich mit Freundlichkeit, und als ſie vernahm, was mein Begehren war, führte ſie mich in den Garten und zeigte mir alles.

Ach, wie ſehr hatte der Garten ſich verändert! Er war größer geworden, ein Stück von dem Felde, das dahinter lag, war dazu genommen, und das wenigſtens freute mich, daß er gut gehalten war. Er war offenbar in guter Hand und wurde mit Sorgfalt gepflegt. Die Beete waren ſauber und mit ſchönen Blumen, Sträuchern und Bäumen beſetzt. Aber wie wenig von alledem, was ich einſt in Wirklichkeit und nachher ſo oft im Traum geſehen hatte, war noch vorhanden! Ich hatte halb und halb darauf gerechnet, ſogar noch ein paar Staudengewächſe der alten Zeit wiederzufinden; aber der Garten war wohl einmal von Grund aus umgearbeitet worden, und bei dieſer Gelegenheit hatte man alles alte Staudigt ausgeworfen und entfernt. Selbſt die Balſamſtaude und die Pfefferminze, die, wo ſie einmal ſitzt, nicht leicht wegzubringen iſt, waren verſchwunden. Alle Sträucher waren weg bis auf ein paar Fliedergebüſche. Die ſtanden noch da und ſchienen kaum merklich ſtärker geworden zu ſein ſeit dreißig Jahren. Sie gehörten zu der weißblühenden Art, die jetzt ſeltener gezogen wird als vordem. Nichts von den alten Obſtbäumen war mehr da; ſelbſt den Pflaumenbaum, der mein Geheimniß geweſen, hatten ſie gefunden und ausgerottet. Nun ſuchte ich nach den andern Bäumen. Daß ich die alte Akazie, die zu meiner Jugendzeit ſchon leidend war und in jedem Frühjahr ein Theerpflaſter bekommen mußte, daß ich dieſe nicht mehr unter den Lebenden finden würde, dachte ich wohl. Aber die junge, die ſo ſehr kräftig aufgeſchoſſen war, die konnte doch noch leben. Nein, auch ſie fehlte! Ich wußte vorher, daß der

Digitized by Google

Tannenbaum der auf dem Grasplatz gestanden hatte, nicht mehr vorhanden war, und doch schmerzte es mich, ihn zu vermissen. Mein Vater hatte ihn als ein ganz kleines Bäumchen in der Tasche aus dem Walde mitgebracht und ihn eingepflanzt, als ich eben mit einem Schwesterchen zusammen geboren war. Bald wuchs er uns über den Kopf und schien ein sehr stattlicher Baum werden zu wollen. Eines Tages aber — es mögen wohl zwanzig Jahre her sein — ging das uns benachbarte Grundstück in Feuer auf. Da schlugen die Flammen auch in unsern Garten hinein und ergriffen die Tanne, die so schweren Schaden davon erlitt, daß sie bald darauf eingegangen ist.

So blieben denn als mein Trost der Lärchenbaum und der Ahorn. Ich erzählte der alten Dame, wie gerade „zu meiner Zeit" die Lärche gewesen sei. „Jetzt ist der Baum freilich schief", sagte sie, „aber ich habe ihn doch gern. Der Gärtner nebenan will ihn weg haben, aber so lange ich lebe und dies Grundstück besitze, soll ihm keiner etwas zu Leide thun." — Das zu hören freute mich. Dir aber, liebe Lärche, wünsche ich, daß Gott die alte Dame noch recht lange am Leben erhalten möge.

Den Ahorn hätte ich größer und stärker wiederzufinden erwartet. Er war doch damals schon, als ich noch klein war, ein Riesenbaum, und wie viel Jahre sind seitdem verflossen! Damals war er der Lieblingsaufenthalt der Singvögel, und auch ein Eichhorn, das aus dem Walde herübergekommen, hatten wir auf ihm umherlaufen sehen. Wir hatten es gut, denn in unserm Garten und sogar in unserm kleinen Hause lernten wir allerhand Thiere kennen, deren Bekanntschaft den Berliner Kindern erst der illustrirte Brehm ver-

Digitized by Google

mitteln muß. Wie viele Vögel kamen in den Garten! Am Hause nisteten die Schwalben. Fledermäuse waren gewöhnliche Gäste bei uns. Auf dem Boden fand sich ein Eulennest vor, und einmal besuchte uns sogar ein Marder. Dazu hatten wir einen Hund Namens Picadon, der uns eigentlich nicht gehörte, und von Katzen eine schauderhafte Menge in allen Größen und Farben.

Aber ich muß von dem Thierreich zurückkehren zum Pflanzenreich und etwas melden, was mich sehr angenehm überraschte. Ich fand in meinem Heimathgarten außer der Lärche und dem Ahorn noch eine andere alte Bekanntschaft lebend vor, eine Silberpappel, auf die ich gar nicht mehr gerechnet hatte. Schon als ich noch ein Kind war, erschien sie uns kränklich, und wir waren gefaßt darauf, sie eingehen zu sehen. Und nun in ihren alten Tagen hatte sie sich herausgemacht und stand da frisch und kräftig. Ich mußte bei ihrem Anblick denken an ein altes Fräulein, das ich auch ganz zusammengefallen und verkümmert wiederzufinden erwartet hatte. Und wie fand ich sie? Als ein Bild des Lebens, blühend und lustig und, mit einem Wort, ganz verjüngt.

„Nein, so hätt' ich nicht geglaubt dich wiederzusehen," sagte ich zu der alten Weißpappel, als ich vor ihr stand. „Du hast dich sehr gut gehalten!" Da sagte sie zu mir: „Du nicht! Sieh, kommst du auch einmal wieder hier angestrolcht? Und was meinst du wohl, daß man sich nicht gut halten soll, wenn man in der Heimath bleibt und begiebt sich nicht unter fremdes Gelichter. Schämen solltest du dich! Kannst du es irgendwo besser haben als hier, wo du nur ein Stückchen zu steigen brauchst, um einen Blick auf die See zu bekommen? Ist es nicht guter Art entsprechend, daheim zu bleiben,

Digitized by Google

in der Heimath einen Herd zu gründen, der Bürgerſchaft zu nützen mit dem, was man kann und, wenn man das Seine gethan hat, ſich hinzulegen, wo die anderen von der Familie liegen? Was am Ende auch hat es dir geholfen, daß du fortgegangen biſt? Dieſem Boden hier gehörſt du doch zu, und wer weiß, ob du zu dem, was du aus der Heimath mitbrachteſt, viel noch hinzuerworben haſt. Ich glaube es nicht, und du ſiehſt mir nicht aus danach. Verſteh mich nicht falſch: ich meine nicht Geld und Gut. Aber auch was dieſes letztere betrifft, ſcheint es bei dir nicht ſehr weit her zu ſein.“

Als die alte Dame ſah, daß ich mit der Pappel zu ſprechen hatte, überließ ſie uns für ein Weilchen uns ſelbſt. Nun aber rief ſie mich an, um mir eine Blume zu zeigen. Die hatte ſie aus Samen gezogen, den ſie von der Schweiz mitgebracht hatte. Es war eine reizende Silene.

Digitized by Google

Saxifraga Hirculus.

Ein großes Herbarium ist eigentlich eine Last für den Besitzer. Man weiß nicht, wo damit bleiben in einer Berliner Miethswohnung, in der die Lagerräume so sehr beschränkt sind und so stark in Anspruch genommen werden. Außerdem ist es gar nicht leicht, die Sammlung vor Staub und Würmern zu bewahren. Letztere sind unwillkommene Gäste, wenn es auch anziehend ist, ihre Thätigkeit zu beobachten und darauf zu merken, was ihnen besonders gut schmeckt. Einige Pflanzenfamilien werden von ihnen den anderen vorgezogen, und sie gehen nicht so sehr den zarten Pflanzen nach, als den derbe gebauten, vielleicht weil an diesen mehr „dran ist". Ich habe es mit Staunen gesehen, daß sie ein getrocknetes ansehnliches Exemplar der Stranddistel, die auch Seemannstreue genannt wird, in kurzer Zeit vollständig zu Staub zermahlen haben.

Ein Herbarium ist, wie gesagt, im Grunde eine Last, aber doch möchte ich mich von dem meinen nicht trennen. Außer dem Nutzen, den ich sonst davon habe, besitzt es Werth für mich als ein Tagebuch, denn ich habe von meiner Kinderzeit bis heute dafür gesammelt und bei jeder Pflanze auf dem

Digitized by Google

Bogen, in dem ſie liegt, neben ihrem Namen auch noch Fundort und Datum verzeichnet. Darum ſind die von mir ſelbſt geſammelten Pflanzen mir viel lieber als diejenigen, die ich durch Tauſch gewonnen oder geſchenkt bekommen habe. Sie wiſſen alle, abgeſehen von der Angabe ihrer beſonderen Eigenſchaften, auch ſonſt noch etwas zu erzählen.

Neulich nahm ich eine Mappe heraus, und als ich den erſten Bogen aufſchlug, fielen meine Blicke auf eine zierliche kleine Staude, die mit ſchmalen Blättern beſetzt war und an ihrer Spitze ein paar goldgelbe ſternförmige Blumen trug. Das Goldgelb der Blumenkrone war, wie es auch ſonſt bei dieſer Farbe der Fall zu ſein pflegt, ſehr gut erhalten geblieben. Auf der Vorderſeite des Umſchlages aber ſtand unter dem Namen Saxifraga Hirculus L. die Bemerkung: Groß-Katzer See 1864. Sofort ſtand lebhaft vor mir der Ort, wo ich die Pflanze gefunden, und genau erinnerte ich mich der Verhältniſſe, in denen ich damals lebte.

Ich hatte um Oſtern 1864 Strike gemacht, d. h. meine in Berlin ſchon gewonnene Stellung preisgegeben zu dem Zweck, beſſere Lohnverhältniſſe zu erzwingen. Da ich deshalb vor der Hand in Berlin nichts zu ſuchen hatte, ſo begab ich mich im Frühjahr in die liebe Heimath und verlegte meinen Standort nach dem damals noch recht einfachen Seebadeort Zoppot, wo ich mit äußerſt geringem Geldaufwande den Sommer zubrachte, in holdem Nichtsthun und in angenehmer Erwartung des Kommenden. Denn ich machte mir keine Sorgen um die Zukunft, ſondern war überzeugt davon, daß ſie mir von Berlin mit günſtigen Anträgen kommen müßten. Und ſie kamen auch, wenn auch erſt im Herbſt, als das Heidekraut ſchon abgeblüht hatte. Bis dahin beſtand meine Thätig-

Digitized by Google

keit darin, daß ich einen Tag wie den andern vom Morgen bis zum Abend in Wald und Heide umherſtrich wie ein richtiger Taugenichts. Galt auch dort ziemlich allgemein für einen ſolchen. Dieſe Lebensweiſe war zum großen Vortheil für mein Herbarium, welches eine ſtarke Bereicherung in dieſen Monaten erfuhr, und unter den ſeltneren Pflanzen, die ich damals erbeutete, befand ſich auch der goldgelbe Steinbrech, Saxifraga Hirculus. Doch den zu erlangen war nicht gar ſo leicht, obgleich ich erfahren hatte, wo er ſtand.

Im Nordweſten von Zoppot erſtreckt ſich ins Land hinein ein großer Wald, der früher noch anſehnlicher war, als er jetzt iſt. Darin liegen und an ihm Orte mit wohlklingenden Namen, wie das Forſthaus Bernardowo, das Dörfchen Golombia und Golombia Woda, d. i. Tauben-Waſſer zu Deutſch. Weniger angenehm ins Ohr fällt der Ortsname Groß-Katz. Bei Groß-Katz lag ein See mit ſtark verſumpftem Ufer, und in dem Uferſumpf ſtand der ſchöne Steinbrech. Denn er iſt eine unſerer Moorpflanzen von alpinem Charakter. Hie und da kommt er bei uns im Norden vor und tritt dann häufiger auf in den Hochmooren Süddeutſchlands, beſonders Baierns. Leider hat von manchem früheren Standort die Gier der Sammler ihn weggetilgt.

Es war an einem heißen Tage um Mittag, als ich aus dem Walde heraustrat und vor mir in einiger Entfernung den See ſchimmern ſah. Die Luft war ſtill, kaum daß ein wenig die Binſen ſich regten. Man hörte nichts als das Geſumme der großen Fliegen, und ſchöngeflügelte Libellen, „blaugoldne Stäbchen mit Karmin“, wie unſere größte Dichterin ſie nennt, ſchwebten in zitternder Bewegung über den Blumen, die das Ufer kränzten. Aus dem Ufergrün leuchteten zahl-

Digitized by Google

reich die ſchneeweißen Blüthen unſerer heimiſchen Calla auf. Nie habe ich dieſe Pflanze ſeitdem in gleicher Schönheit wieder geſehen. Nicht viele kennen ſie überhaupt wohl, obgleich ſie nicht ſelten iſt. Sie ſieht durchaus wie eine Verkleinerung der afrikaniſchen Calla aus, die bei uns als Fenſterblume beliebt iſt. An beiden iſt es die blendend weiße Blüthenſcheide, welche den Eindruck einer Blume macht und als ſolche gilt.

Ich bemerkte, daß der See ziemlich weit hinein verſumpft war. Die Oberfläche war bedeckt mit inſelförmigen Erhöhungen, welche mit Torfmoos, Gras, Binſen und Kräutern bewachſen waren. Bei einigen aber war der Pflanzenwuchs ſchon ſo weit gediehen, daß Lorbeerweiden und buſchförmige Kiefern, wie ſie hier in der Mark „Kuſcheln“ genannt werden, auf ihnen ſich angeſiedelt hatten. Dieſe durch die Vegetation im Sumpf oder Moor hervorgebrachten Aufhöhungen werden anderwärts „Bülten“ genannt.

Nun ging ich in den Sumpf hinein, indem ich mich vorſichtig von Bülte zu Bülte ſchwang und vornehmlich ſolche zu erreichen ſuchte, auf denen Kieferngebüſch ſtand. Auf dieſe kann man ſtets ruhig den Fuß ſetzen, auch wenn ſie zittern und ſchwanken; diejenigen, die nur mit Gras und Krautwerk beſtanden ſind, erweiſen ſich weniger zuverläſſig und geben leicht unter dem Fuße nach. Eine nicht ſehr lange Strecke hatte ich auf dieſe Weiſe zurückgelegt, als ich vor mir etwas Goldenes aufglänzen ſah, das ich für den geſuchten Steinbrech hielt. Bald war ich an Ort und Stelle, und richtig, ich hatte ihn gefunden.

Nachdem ich mir ein paar Exemplare für mein Herbarium ausgewählt hatte, betrachtete ich ruhig und mit herzlicher

Digitized by Google

Freude die ſchöne Blume, da drang vom Ufer her lautes Geſchrei zu mir, und als ich hinüberſah, bemerkte ich einen Mann, der am Waldrande ſtand, mich anſchrie und mir winkte. Mir mußte es gelten, denn ringsum war kein anderes lebendes Weſen zu ſehen. Lieber Gott, dachte ich, es iſt wohl ein Unglücklicher, der nach Hilfe ſchreit. Vielleicht iſt er von einer Schlange gebiſſen. Es kann aber auch ſein, daß er nur wiſſen will, was es an der Zeit iſt.

Bald langte ich, indem ich wieder von Bülte zu Bülte ſprang, bei ihm an. Es war offenbar ein Koſſäth aus dem nächſten Ort. Schweigend ſtand er nun vor mir und betrachtete mich mit ein wenig ſcheuen Blicken. „Haben Sie nach mir geſchrieen?“ fragte ich. „Ja wohl!“ antwortete er. „Und was wollen Sie von mir?“ „O,“ ſagte er, „gar nichts; ich dachte nur, Sie wollten ſich das Leben nehmen.“ „Nein,“ erwiderte ich, „daran habe ich nicht gedacht, nur eine Blume wollte ich mir holen, dieſe hier!“ Damit hielt ich ihm den Strauß von Saxifraga vor das Geſicht. Aber er ſah die Blume gar nicht an, er hatte keine Augen für ihre Schönheit. Mir warf er einen Blick zu, der aus Grauſen und Mitleid gemiſcht war, dann wandte er ſich um und entfernte ſich eiligſt. Ich weiß wohl, was er bei ſich dachte. Ein Apotheker, dachte er, oder ein Verrückter, oder beides zuſammen.

Damit ſoll von mir nichts gegen die Apotheker geſagt ſein, die ich ſehr verehre. Schon als ich noch ein Kind war, konnte mir nichts Lieberes geſchehen, als zur Apotheke geſchickt zu werden, denn gewöhnlich kehrte ich zurück mit einem Stückchen Regliſe, einer Locke Gerſtenzucker, einem Stänglein Lakritzenſaft, oder ſonſt einer kleinen Leckerei, die der gute

Digitized by Google

Herr Sadewaſſer mir geſchenkt hatte. Und heute befinden ſich unter meinen Freunden drei Männer, die früher Apotheker geweſen ſind, und einer, der es noch iſt. Bei dieſem kehre ich gern ein, wenn mein Weg mich an ſeiner Apotheke vorbeiführt, denn er beſitzt ein gutes Herz, iſt ein Blumenfreund und hat im Hauſe ein Tränklein, das wohlſchmeckend und heilſam iſt.

Dreiundzwanzig Jahre waren vergangen, da kam ich — es war vor einigen Jahren — wieder einmal in meine Heimath, und mich befiel die Luſt, die Gegend wiederzuſehen, in der ich einſtmals den ſchönen und ſtillen Sommer verlebt hatte. Es ſtand alles ſo lebendig vor mir, wie ich damals die ganzen Tage hindurch draußen umherſtrich durch das hohe blinkende Waldgras und das dichte Farnkraut, über die Rodungen, die im Blüthenſchmuck der reizenden rothen Heidenröschen prangten, wie ich im Himbeerſchlag mein frugales Frühſtück verzehrte; wie ich lange oft auf die See hinausblickte und allerhand Träumereien nachhing. Gewöhnlich waren dieſelben hoffnungsvoller Art, obgleich die Zukunft noch ganz ungewiß vor mir lag. Bei mir dachte ich, es wird alles gut werden, und ich dachte dabei nicht an die Stellung allein, die ich zu erlangen hoffte, ſondern an etwas anderes noch, das mich bewogen hatte, mittelſt eines Gewaltſtreichs eine Verbeſſerung meiner Lage zu erſtreben. Ich hatte von Berlin ein liebes Bild mitgenommen und dazu einen kleinen Ring. Darum wußte noch keiner.

Als ich nach dreiundzwanzig Jahren nun von Zoppot aus wieder den Wald aufſuchte, geſchah es in Begleitung eines rüſtigen jungen Gefährten, der ſeines Zeichens ein Schullehrer war. Mir kam aber der Gedanke, nachzuſehen,

Digitized by Google

ob die Saxifraga Hirculus an dem einſamen See wohl noch zu finden ſei und ob ſie vielleicht ſchon in Blüthe ſtände.

Wir brachen erſt ziemlich ſpät am Nachmittag auf, weil wir lange Zeit darauf warteten, daß es aufhören ſollte zu regnen. Da ſich unſere Hoffnung als eitel erwies, beſchloſſen wir endlich, uns ſo wenig an den Regen zu kehren, wie er ſich an uns kehrte, und machten uns auf den Weg. Nachdem wir ungefähr zwei Stunden zuerſt über Feld, dann durch den ſchönen Nadel- und Laubwald gewandert waren, blieb mein Begleiter plötzlich ſtehen und ſprach die ſelten etwas Gutes bedeutenden Worte aus: „Wo ſind wir denn eigentlich?“ Ich konnte ihm darauf keine Antwort geben, denn da er mir als ein in der Gegend wohlbewanderter und vollkommen ortskundiger Mann erſchienen war, hatte ich ſelbſt auf den Weg gar nicht geachtet, ſondern mich ganz dem Vergnügen hingegeben, welches das Wandern durch den Wald in erquickendem Regen gewährt. Es mochte aber um die Zeit, als mein Begleiter ſeine unbeantwortbare Frage that, die Sonne ſchon im Untergehen begriffen ſein, und die Ausſicht auf ein Uebernachten im Walde, ſoviel Verführeriſches ſie bei trockenem Wetter gehabt hätte, büßte doch durch den ſonſt ſo verdienſtvollen Regen erheblich an Reiz ein.

Da wir keinen Kompas bei uns hatten, ſo thaten wir, was in ſolchen Fällen als das Rathſamſte erſcheint: wir beſchloſſen, einem der ſtärker betretenen Wege beharrlich zu folgen, in der Vorausſetzung, daß derſelbe auch in dieſer ſpärlich bevölkerten Landſchaft uns endlich zu Menſchen führen werde. Dergleichen iſt aber viel leichter beſchloſſen als ausgeführt. Man iſt noch nicht weit gekommen, ſo theilt der Weg ſich in zwei Wege, und der klügſte Menſch kann nicht ſagen, welcher

Digitized by Google

von den beiden Wegen der mehr betretene iſt. Daſſelbe wiederholt ſich, welchen von beiden Wegen man auch einſchlagen mag, und am Ende geſchieht es, wie es Heinrich Seidel und mir ſchon zwei Mal ergangen iſt, daß man nach langer Wanderung wieder an den erſten Kreuzungspunkt zurückkommt.

Der junge Schulmeiſter und ich aber hatten Glück. Nach einiger Zeit gelangten wir aus dem Walde heraus, und vor uns lag nun eine Landſchaft von recht ödem Charakter. Wir ſtanden am Waldſaum auf einer Anhöhe, zu unſern Füßen ſenkte der Boden ſich hinab in einen anſcheinend ſumpfigen Grund und ſtieg jenſeits deſſelben wieder auf. Drüben aber auf kahler Höhe ſtand ein kleines Haus. Das war ſchon etwas Troſtvolles in dieſer Einöde, und noch mehr Troſt gewährte es uns, daß wir neben dem Hauſe einen Mann bemerkten. Einen Menſchen zu ſehen erſchien uns ſchon als Bürgſchaft für eine ſichere Heimkehr. Sofort verſuchten wir es, uns mit dem Mann über die Bodenſenkung hin in Verbindung zu ſetzen. Wir riefen hinüber: „Hollah!“ und er rief etwas Aehnliches zurück. Damit war der Anſchluß erreicht, aber auch weiter noch nichts. Darauf fragten wir an, wo wir wären und wo der Weg ginge nach Zoppot. Es kam eine Antwort, aber ſie war uns unverſtändlich. Die Frage wurde wiederholt, und von der andern Seite wurde auch wieder etwas zurückgeſchrieen — was, das verſtanden wir nicht. Immer lauter und heftiger wurde von beiden Seiten gebrüllt, aber ohne jeden Erfolg. Nur unartikulirte Laute gelangten von jenſeits zu uns, und dem Manne, der dort ſtand, iſt es unzweifelhaft nicht anders als uns ergangen. Auf dieſe Weiſe alſo war eine Verſtändigung nicht zu erzielen. Da

Digitized by Google

wir nun nicht erwarten konnten, daß der Mann, der neben ſeinem Hauſe ſtand, zu uns käme, ſo entſchloß endlich mein Gefährte ſich, zu ihm zu gehen.

Durch Dämmerung und Regen ſah ich, wie er den Abhang hinabſtieg, vorſichtig durch den naſſen Grund ſtorchte und ſich dann auf der andern Seite mühſam an dem ſchlüpfrigen Lehmboden emporarbeitete. Ich ſah, wie er zu dem Manne trat und mit ihm ſprach. Endlich kehrte er zurück und ſtattete mir Bericht ab. Das kleine Haus auf der Höhe drüben nannte ſich Groß-Katzer Ausbau. Das klang uns allerdings ungefähr ſo, wie „Ende der Welt", indeſſen gewährte es doch einen gewiſſen Anhalt. Außerdem hatte der Groß-Katzer Ausbauer meinem Begleiter den Rückweg zu unſerm Ausgangspunkt ſo klar und deutlich beſchrieben, daß wir gar nicht fehlen konnten, wenn wir ein wenig nur aufmerkten.

Nachdem wir ein Stück Weges gegangen waren, erkannte ich plötzlich die Gegend wieder. Wir mußten am Ufer des Groß-Katzer Sees ſein, wenn auch von dem See ſelbſt nichts zu ſehen war. Und in dieſer Annahme hatte ich recht: ich war an dem einſtmaligen Ufer des Sees, und ihn ſelbſt konnte ich nicht ſehen, weil er verſchwunden war. Vor Jahren ſchon war er, wie ich nachher erfuhr, abgelaſſen und trocken gelegt worden und nur ein Stück Sumpf an ſeiner Stelle zurückgeblieben. In dieſes Stück Sumpf hinein machten wir noch eine kleine Exkurſion zur Aufſuchung des Steinbrechs. Das war nicht ſo unſinnig, weil gelbe Blumen im Dunkeln ebenſo ſehr leuchten wie weiße, daher ſie von Nachtſchmetterlingen leicht gefunden und auch von Menſchen nicht wohl überſehen werden können. Wir fanden auch helleuchtende gelbe Blumen,

Digitized by Google

es waren aber die einer Art von Kreuzkraut, deren ich mich auch noch aus der alten Zeit her erinnerte. Eine Weile ſuchten wir noch, dann überlegte ich bei mir, das ſchöne Kraut möchte doch wohl vertilgt worden ſein oder auch noch nicht blühen. Da außerdem der Boden ſtark unter unſern Füßen zu ſchwanken begann, und ich an das halbe Centnerlein dachte, um das ich ſeit 1864 an Gewicht mochte zugenommen haben, ſo hielten wir es für rathſam, unverrichteter Sache den Rückweg anzutreten. Durch den triefenden dunkeln Wald fanden wir uns glücklich nach Zoppot zurück. Nachdem wir uns dort durch Speiſe und Trank geſtärkt hatten, marſchirten wir in immer noch ſtrömendem Regen weiter, der guten Stadt Danzig zu, deren Feſtungswälle wir gegen Morgen erreichten. Während der letzten Stunde unſeres Marſches ſchlief mein Gefährte. Er konnte ſich auch ohne Sorge dem Schlaf überlaſſen, denn ich wachte für ihn, und wenn es mir ſchien, daß er gegen einen Baum anſegeln wollte, weckte ich ihn auf. Die Kunſt, im Gehen zu ſchlafen, hatte er beim Militär gelernt, wie er mir nachher ſagte.

So kam ich von dieſer ſonſt ſehr angenehmen Wanderung zurück, ohne ein friſches Exemplar von Saxifraga Hirculus, auf das ich halb und halb gerechnet hatte, nach Hauſe zu bringen. Aber das ſchadet nichts, denn das alte iſt noch wohlerhalten.

Digitized by Google

Die alte Schulzin.

Ich sehe sie noch, wie sie zwischen den Beeten hin- und hergeht, in der einen Hand ein Messer, in der andern ein paar Baststreifen, fast überragt von den blühenden Stauden und dem bunten Mohn, der aus blaugrünem Blattwerk so hoch und in so prächtiger Fülle seine wie aus Federn zusammengeballten Blüthenköpfe erhebt. Hier bleibt sie stehen und da, um eine Wolfsmilch oder Brennessel auszuziehen, die sich frech in die Gesellschaft der Zierkräuter gedrängt hat, oder um eine „Auginie" (so hieß die Georgine bei ihr), welche der Wind von ihrem Stock losgezerrt hat, wieder aufzubinden. Den ganzen Georginenbusch zu umfassen, macht ihr einige Mühe; es dauert eine Zeit, bis sie damit zu Stande kommt, ein neues Band herumzulegen und zu befestigen.

Solcherlei Arbeit war ihres Berufes, denn sie gehörte als Gartenfrau zu dem kleinen Landhause, das mein Vater besaß, unserm bescheidenen Sommersitz um die Zeit, als ich noch Kind war. Soweit ich mich zurückerinnern kann, war sie immer schon die „alte Schulzin". Daß sie jemals jung gewesen sein könnte, daran habe ich damals nie gedacht. Dennoch ist sie es sicher gewesen, und ihre Jugend muß in

Digitized by Google

das vorletzte Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts gefallen sein. Es muß auch einmal einen Herrn Schulz gegeben haben, denn sie wurde von denjenigen, für welche sie Respektsperson war, Frau Schulzin genannt. Was aber für eine Stellung besagter Herr Schulz im Leben bekleidet und welch ein Ende er genommen, ob er durch eine Krankheit aus dieser Zeitlichkeit gerufen, oder über See oder nach Polen gegangen und verschollen ist, darüber habe ich nie etwas erfahren und habe auch nie danach geforscht. Die alte Schulzin war etwas Gegebenes, etwas Selbstverständliches, wie der alte Birnbaum im Garten, bei dessen Anblick man auch nicht daran dachte, daß er jemals anders gewesen sei, als er war, oder anders werden könnte.

Niemand wußte, auch sie selbst nicht, wie alt sie war, daß sie aber steinalt war, konnte jeder ihr ansehen. Ihre Gestalt erschien zusammengesunken, und sie ging gebückt. Ihr gelbes Gesicht war lauter Plissé, es bestand aus nichts als Fältchen. Sie hatte eisgraues, etwas strobeliges Haar und große, stark hervortretende grünliche Augen mit gerötheten Lidern. Gern gäbe ich ihr auch noch eine spitzige Nase, aber um aufrichtig zu sein — und ich halte die Aufrichtigkeit für das Erste, was von einem Schriftsteller zu fordern ist — muß ich doch sagen, daß sie keine spitzige Nase hatte. Sie brauchte dieselbe auch gar nicht zu haben, denn sie sah ohnedies schon wie eine Hexe aus. Es ist nicht zu verwundern, wenn sie mit dem Krückstock durch den Wald schlich, um Pilze oder Kräuter zu suchen, daß die Leute, die ihr begegneten — das Volk ist sehr abergläubisch in dortiger Gegend — vor ihr entflohen. Auch uns Kindern erschien sie mit ihren grünlichen Glasaugen wie die Hexe aus dem Märchen „Hänsel

Digitized by Google

und Gretel", wir hatten aber gar keine Furcht vor ihr. Stand sie doch in unserm Dienste und aß unser Brot; hexte sie also, was auch wir ihr zutrauten, so war es natürlich und selbstverständlich, daß sie zu unserem Vortheil hexte, und das konnten wir uns wohl gefallen lassen. Die kleinen Leute aber der ganzen Umgegend, die es mit der Ehrlichkeit nicht sehr genau zu nehmen gewohnt waren, hatten eine heillose Angst vor ihr; denn nichts fürchtet man dort mehr, als daß einem etwas angehext wird. Das war von großem Nutzen für uns: so lange die alte Schulzin lebte, ist kein Diebstahl bei uns verübt worden. Kaum aber hatte die alte gute Garten- und Waldfrau ihre Augen zugemacht, als auch schon unser Citronenapfelbaum in der Nacht der Last seiner halbreifen Früchte entledigt und eine schöne Linde zur Gewinnung des Bastes uns abgeschält wurde. Im Spätherbst darauf wurde uns der Gartenzaun gestohlen. Es muß, dachte ich mir, eine eigenthümliche Ueberraschung sein, wenn man am Morgen in den Garten hinaustritt und bemerkt, daß der Zaun weg ist.

Die alte Schulzin machte sich in vielfacher Art nützlich. Sie war im Stande, mit den kassubischen Bauern, die ihre kümmerlichen Erzeugnisse zweimal in der Woche auf Ochsenwäglein zu uns brachten, in der Art von polnischem Platt, welches diese Leute reden, zu verhandeln. Was sie brachten, war gewöhnlich Torf und eine außerordentlich weiße, nach Torf schmeckende Butter. Auch mit den Beerenweibern leitete die alte Schulzin das Geschäft ein. Diese kamen um die Blaubeerzeit an den Markttagen nach Danzig mit Kiepen voll reifer Beeren, die sie in den Waldbergen mit hölzernen Kämmen von den Sträuchen abgeerntet hatten. Am Abend gelangten

Digitized by Google

.ſie in die Vorſtadt, in der wir wohnten, und hielten dort Raſt bis zur Morgendämmerung, indem ſie auf den Bänken, die vor den Häuſern ſtanden, ſich niederließen. Auch vor unſerm Hauſe ſtanden zwei Bänke unter ſchönen Lindenbäumen, und auch da nächtigten ſie. Wenn wir Nachts erwachten, hörten wir, wie ſie ſich lebhaft mit einander unterhielten, aber verſtehen konnten wir nichts von ihren Erzählungen.

Die gärtneriſchen Kenntniſſe der alten Schulzin waren nicht bedeutend. Sie konnte eine Anzahl Pflanzen mit Namen nennen, welche ſie ſich oft wunderlich zurecht gemacht hatte. Aber ſie hatte eine glückliche Hand: was ſie ſäete, ging auf, was ſie pflanzte, gedieh, und ihre Ableger ſchlugen immer Wurzel. In ſchwierigen Fragen holte ſie ſich Rath bei dem ſteinalten Gärtner des benachbarten Grundſtücks, mit dem ſie überhaupt befreundet war. Oft ſah ich die beiden, wie ſie hinter dem Nachbargarten auf einer kleinen Bank ſaßen und ſich etwas erzählten. Sie ſprachen dann wohl von der guten alten Zeit, da alles noch ſo ſehr viel beſſer in der Welt war.

Natürlich konnte die Alte ſchwerere Gartenarbeiten nicht verrichten, zu ſolchen mußten Hilfskräfte herbeigezogen werden. Im Begießen der Beete ſtanden ihr die Töchter einer heruntergekommenen Familie von Adel bei. Sie gingen barfüßig, ſchürzten ſich hoch bei der Arbeit und waren ſehr mager. Wenn ihnen dickgeſchnittenes Butterbrot zu Geſicht kam, lachten ſie alle drei von einem Ohr zum andern.

Viel Anziehendes hatte für uns Kinder die Wohnung der alten Schulzin. Das Haus mußte einer gebaut haben, der eigenes Geſchirr beſaß, denn es gehörte dazu eine Wagenremiſe, und auf dem Hof befand ſich ein Stall für zwei Pferde.

Digitized by Google

In dem Kutscherstübchen dieses Stalles wohnte die alte Frau. Es war ein sehr kleines Stübchen, in dem kaum etwas anderes Platz hatte, als ihr Bett, dessen Kissen und Zudeck mit buntgeblümtem Stoff überzogen waren. Wir besuchten sie manchmal auch, wenn sie krank war. Wenn sie dann im Bett lag, kam sie uns vor, wie Rothkäppchens Großmutter, und ein klein wenig Furcht hatten wir immer, statt ihrer einmal den Wolf im Bett liegend zu finden.

Nach dem Hof ging ein kleines Fenster, an dem zog sie schöne Blumen, scharlachrothen Cactus und dunkele Monatsrosen, deren halberschlossene Blüthen sie mit Ringen von Papier umgab, damit sie sich länger hielten. Ob dieser Blumenflor nur ihrer glücklichen Hand seinen Ursprung verdankte, oder ob etwas Hexerei mit im Spiel war, will ich dahingestellt sein lassen.

Was uns aber am merkwürdigsten vorkam in der Wohnung der alten Schulzin, waren die kleinen Heiligenbilder, welche die Wände bedeckten, auf die wunderlichste Weise ausgeziert mit Tüllstreifen, allerhand bunten Bändern und Lappen, Glasperlen und sonstigem Flitterwerk. Sie war nämlich katholisch, und das vermehrte in unsern Augen sehr das Geheimnißvolle ihres Wesens, denn für unsere kindlichen Begriffe lag katholisch sein und ein bischen zaubern können, nicht gar weit auseinander.

Im übrigen waren wir, in einer konfessionell gemischten Bevölkerung lebend, gewohnt, mit Katholiken friedlich zu verkehren. Nur daß wir sie alle für ein klein wenig falsch hielten, und wenn die katholischen Nachbarskinder, mit denen wir täglich spielten, uns mit Bedauern versicherten, daß wir als Ketzer einmal in der Hölle würden brennen müssen, ent-

Digitized by Google

gegneten wir mit proteſtantiſcher Kühle: das fragte ſich doch noch ſehr, und wir wollten doch erſt einmal ſehen, ob der liebe Gott wirklich ſo ungerecht wäre.

In dem eigentlichen Stallraum hatte die alte Schulzin ihr Laboratorium und ihren Speicher. Von der Decke hingen Bündel von trocknen Kräutern herunter, und an den Pfeilern hatte ſie Aalhäute — oder waren es Häute von Schlangen? — aufgehängt, welche ſie — zu welchem Zweck, weiß ich nicht — trocknete. In den Fenſtern ſtanden Flaſchen voll ſchwarzer Waldameiſen, auf welche ſie Spiritus gegoſſen hatte. Mit dem Ameiſenſpiritus, der beim Volk als ein vorzügliches Heilmittel für verſchiedene Leiden gilt, und ich glaube, auch mit allerhand Kräutern betrieb ſie einen kleinen Handel. Für die Ameiſe hatte ſie eine von der gewöhnlichen abweichende Bezeichnung. Aus Mißverſtändniß hatte ſie „Ameiſe" für die Mehrzahl genommen und daraus die Einzahl „die Amaus" gebildet. Nur von ihr allein habe ich das fleißige Waldthierchen mit dieſem Namen benennen hören.

In dem Stall und auf dem Boden darüber fand ein ſtarker Katzenverkehr ſtatt. Außer der Hauskatze, die ſich viel mit ihrer Familie dort aufhielt, kamen dorthin zum Beſuch die Katzen der Nachbarſchaft, ſowohl die feſt angeſtellten, als auch diejenigen, die in Gärten und Feldern ein freies Leben führten und größtentheils wohl durch Vogelfang ſich ernährten. Letztere fielen auf durch ihr ſehr ſcheues Weſen, es waren aber wunderſchöne, ſchwarz-weiß und gelb-weiß gefleckte unter ihnen. Daß man die alte Frau ſo viel von Katzen umſchlichen ſah, trug ſicherlich nicht dazu bei, den Glauben, daß ſie ein wenig hexen könne, zu erſchüttern.

Uns Kindern hing ſie mit großer Zärtlichkeit an. Zu

Digitized by Google

unſeren Geburtstagen, die in den Sommer fielen, überraſchte ſie uns mit herrlichen Balſaminentöpfen, die ſie heimlich gezogen hatte. Manchmal ließ ſie uns auch von ihren Pilzgerichten koſten, und wir fanden dieſelben köſtlich. Sie war eine emſige Pilzſammlerin und wußte, wo die beſten Pilze zu finden waren. Den edlen Reizker, den Linné mit Recht agaricus deliciosus genannt hat, ſchätzte ſie beſonders und ſtellte ihm mit großem Eifer nach. Körbe voll davon brachte ſie nach Hauſe, wenn andere ſich umſonſt nach ihm müde geſucht hatten. Ob er vielleicht plötzlich da aus dem Boden herauswuchs, wo ſie denſelben leiſe mit der Spitze einer Haſelruthe berührt hatte?

Ihr verdanke ich meine erſten Bekanntſchaften in der Welt der eßbaren Pilze. Manches habe ich dann ſpäter hinzugelernt, gleichfalls von einer alten Frau, in Hankels Ablage am Zeuthenſee, wo ich einen Sommer lang hauſte.

Mitunter beſuchten wir die alte Schulzin um die Zeit, da unſer Haushalt noch in der Stadt war oder ſchon wieder dorthin verlegt, im erſten Frühjahr oder im Spätherbſt. Dann war ihre Freude groß, und ſie hatte immer etwas, um uns damit zu bewirthen. Nicht lange waren wir da, ſo hörten wir ein Pfännlein kreiſchen, und auf dem Hof fing es an knusprig zu riechen. Bald darauf erſchien ſie dann ſelbſt mit einem Teller voll niedlicher kleiner Fiſche, die ſie herbeigezaubert und gebacken hatte.

In Heiligenbrunn, wo der gemeine Mann ſehr abergläubiſch iſt, behauptete man ſteif und feſt, ſie könne fliegen. Ich habe ſie nie fliegen ſehen und glaube auch nicht, daß ſie dieſer Kunſt mächtig war. Aber ein gutes Herz hatte ſie gewiß.

Digitized by Google

Der Schmuckkasten.

Die Sonntagabende im Winter waren doch wunderschön. Wenn ich mich an sie erinnere, wird mir wohlig zu Muth. Eine angenehme Wärme umfängt mich, während ich zu hören glaube, wie von draußen der herabrieselnde Schnee leise an die Fensterscheiben klopft. Fröhlicher Stimmenschall kommt von einem runden Tisch her, auf dessen Mitte eine der hohen Messinglampen mit cylinderförmigem Oelbehälter steht — Stobwasserſche nannten wir sie damals. Zwischendurch ertönt ein Zischen vom Ofen her, wo auf heißer Platte Bratäpfel liegen, welche, von der Glut gepeinigt, durch obiges Zischen anzeigen, daß es die höchste Zeit ist, sie herauszunehmen.

An den Sonntagabenden im Winter gab es für uns Kinder immer ein besonderes Vergnügen. Häufig setzte man sich um den Tisch zu einem der damals am meisten beliebten Glücksspiele. Das waren „Glocke und Hammer", ein Spiel, das sehr alt ist, aber nie veralten, sondern immer anziehend und unterhaltend bleiben wird, und das „Post- und Reisespiel", das mit den Jahren etwas altmodisch und unzeitgemäß geworden ist, wenigstens in seiner damaligen Form.

Digitized by Google

Denn man reiſte damals noch vorwiegend mit der Poſt im Ernſt wie im Spiel. Noch deutlich ſteht vor mir der große Karton mit den vielen aneinander gereihten Bildchen, welche die einzelnen Stationen der Reiſe darſtellten und zugleich über die Schickſale, welche den Reiſenden auf dieſen Stationen trafen, Aufſchluß gaben. Die Beförderung geſchah mittelſt zweier Würfel; ſoviel Augen man warf, um ſoviel Stationen rückte man vor. Nun kam es aber ſehr darauf an, zu welcher Station man gelangte und wie es einem da erging. Je nachdem blieb man entweder dort ſtehen, wohin man gekommen war, oder man wurde weiter befördert, oder man mußte zurück, manchmal ſehr weit zurück. Denn man war auf der Reiſe recht übeln Zufällen ausgeſetzt, von denen die ſchlimmſten, wenn ich nicht irre, in Schiffbruch und Ueberfall durch Räuber beſtanden. Vor letzterem war man immer ſehr in Sorge. Wer aber Glück hatte und als der Erſte am Reiſeziel anlangte, gewann den Einſatz.

Großen Reiz hatte für uns das Abhebe-Spiel. Im Hauſe befand ſich ein ſolches, das ein kleines Kunſtwerk war. Selten nur wurde es uns gegeben, und dann ſtets uns eingeprägt, recht vorſichtig damit umzugehen. Außer an Sonntagabenden kam es auch zum Vorſchein, wenn eines von uns krank war und darum gebeten hatte. Es beſtand aus einer großen Anzahl zierlicher Geräthe, meiſt landwirthſchaftlicher, die aus Knochen geſchnitzt waren. Für die künſtlichſten darunter hielten wir eine Harke und eine Leiter. Alle dieſe Gegenſtände wurden auf einen Haufen geworfen, und nun mußte man mit einem Haken ſie der Reihe nach abheben, ohne daß, wenn man einen von ihnen fortnahm, irgend einer der andern auch nur im Mindeſten erſchüttert wurde. Wer

Digitized by Google

dieſe Bedingung nicht erfüllte, mußte den Haken an den Nächſten der Mitſpielenden abtreten. Gewonnen hatte der, welchem das letzte Stück zufiel.

Manchmal ſpielten wir auch Zahlenlotterie. Dabei wurden die gezogenen Nummern auf den Karten mit Glasplättchen bedeckt, wodurch die Kontrole ſehr erleichtert wurde. Andere ſolcher Spiele, bei denen der Zufall entſcheidet, kannten wir nicht. Noch hatten ſich nicht einige Leute in den Kopf geſetzt, daß jedes Jahr zu Weihnachten eine Anzahl neuer Spiele auftauchen müſſe. Wieviel der Art iſt ſeitdem erfunden und auf den Markt gebracht worden, und wie wenig Hübſches, wie wenig, das in der Gunſt der kleinen Welt ſich zu erhalten vermocht hat! Vom größten Theil der neueren Spiele kann man ſagen, daß eines immer alberner und weniger ergetzlich erſcheint als das andere.

Der Einſatz bei unſern Spielen beſtand gewöhnlich in Bonbonabfall, welcher ſtets aus einem Laden, der dafür berühmt war, geholt wurde. Wir dachten uns, daß die Bonbons aus großen, nicht ganz regelmäßig geſtalteten Tafeln geſchnitten wurden. Beim Ausſchneiden fielen dann dieſe Schnitzel ab, die uns ſehr willkommen waren, denn ſie waren ebenſo gut wie die vollſtändig ausgebildeten Bonbons und dabei ſehr viel billiger. Für eine kleine Münze erhielt man ſchon eine anſehnliche und für längere Zeit ausreichende Portion davon. Zuweilen bekamen wir auch eine Tafel Chokolade zum Einſetzen, welche dann natürlich in viele kleine Stücke zerbröckelt wurde.

Es gab aber auch Vergnügen anderer Art an den Sonntagabenden des Winters. Ab und zu wurde das große Puppentheater vom Boden herabgeholt und ein Stück

Digitized by Google

aufgeführt. Oder es wurde eine Vorſtellung mit der Laterna magica gegeben, doch das geſchah ſelten nur, weil dazu allerhand Vorbereitungen und Veranſtaltungen gehörten. Oefter erhielten wir „die Thiere“ zum Beſehen. So nannten wir eine Sammlung ſehr gut ausgeführter Abbildungen aus dem Thierreich, die für gewöhnlich verſchloſſen gehalten wurde, um ſie vor unſern zerſtörenden Händen zu bewahren, ſowie vor der Bekanntſchaft mit unſern Farbenkäſten und Pinſeln. Denn wir hatten eine große Neigung dazu, alles von Bildern, was nicht ſchon bunt war, kunſtreich anzutuſchen.

Aber das Schönſte, was es an Sonntagabenden zu beſehen gab, war doch der Schmuckkaſten. Das war ein großer alter Kaſten, der äußerlich mit Bernſtein ausgelegt war. Manche Stücke waren ſchon abgefallen, andere im Laufe der Zeit ſtark nachgedunkelt, wie es bei dem Bernſtein zu geſchehen pflegt, wenn er nicht ganz vor der Einwirkung des Lichtes bewahrt bleibt. Von außen ſchon erſchien dieſer Kaſten ſehr merkwürdig und wunderbar, in ſeinem Innern aber barg er in vielen Fächern unermeßliche Schätze.

Da gab es drei große geſchliffene Edelſteine, von denen der eine grün, der zweite roth und der dritte gelb war. Der grüne, der ſo groß war wie eine Haſelnuß, galt uns für einen Smaragd und für beſonders werthvoll. Dieſen drei Steinen hatten wir Namen gegeben; der grüne hieß Romulus, der rothe Carlos und der gelbe Heinrich der Weiſe. Weshalb wir ſie ſo nannten, weiß ich nicht, ich weiß nur, daß wir ihnen eine Art von Verehrung widmeten, die an Götzendienſt ſtreifte.

Dann waren da Ringe verſchiedener Art. Siegelringe und andere, Ringe mit und ohne Kapſel. Ein Ring war

Digitized by Google

ganz beſetzt mit Brillanten, wenigſtens hielten wir die Steine, welche ihn ſchmückten, dafür. Wir veranſchlagten, was er wohl werth ſei, und was man ſich für das Geld kaufen könnte, das man vom Juwelier für ihn bekommen würde. Wenigſtens doch einen vierſpännigen Wagen voll Bonbonabfall und ſo viel Chokoladenplätzchen, daß man damit einen Ring um die ganze Erde legen könnte, vorausgeſetzt, daß man immer feſtes Land unter ſich hätte.

Noch andere Schmuckſachen waren da, mit Steinen und echten Perlen verziert, und Medaillons mit Haarlocken, die von verſtorbenen Anverwandten herrührten und uns ein bischen unheimlich waren. Dann eine Halskette von großen Bernſteinperlen, die ſehr viel werth ſein ſollte.

Ferner enthielt der Schmuckkaſten eine Menge von alten Münzen, ſolchen, die in unſerer Vaterſtadt früher in Gebrauch geweſen waren, und andern aus fremden Ländern. Manche waren ſo alt, daß man gar nicht mehr erkennen konnte, welchem Lande und welcher Zeit ſie angehörten, und die waren gewiß die koſtbarſten. Auch waren da verſchiedene Denkmünzen, bei feſtlichen und denkwürdigen Anläſſen geprägt, alte und neue. Man brauchte Erklärungen dazu, und dieſe konnten nicht immer gegeben werden oder befriedigten nicht ganz.

Da war eine Repetiruhr, die immer neues Entzücken erregte. Wenn man auf ein Knöpfchen drückte, ſo ſchlugen zwei kleine Mohren, von jeder Seite einer, auf eine kleine Glocke, ſo viel Mal, als die Stundenzahl betrug, auf welche der Zeiger deutete.

Mit das Wunderbarſte aber war ein Riechdöschen. Darin lag ein Stückchen Schwamm, welches ſtark nach Patſchouli roch. Nahm man aber das Schwammſtückchen

Digitized by Google

heraus, ſo entſtrömte dem Döschen noch derſelbe ſtarke Duft. Ich weiß nicht, wo es jetzt ſich befindet, aber ich glaube, daß der Geruch, der einſt uns Kindern ſo köſtlich erſchien, mit oder ohne Schwamm noch immer darin iſt.

Alle dieſe Dinge hielten wir für über die Maßen koſtbar. Ach, wenn der Kaſten wirklich einmal ſo große Schätze enthalten hätte, wie unſere Augen ſie in ſeinen Fächern erblickten, in ſorgenvoller Zeit wären ſie für unſere Eltern ein großer Troſt geweſen. Für uns Kinder aber wäre dann wenig wohl zum Bewundern übrig geblieben.

Wohin iſt der Schmuckkaſten gekommen, wohin ſein Inhalt? Einen Ring daraus beſitze ich, einen Siegelring mit rothem Stein. Der Goldſchmied ſchätzt ihn gering, für mich aber iſt er von großem Werth. Ich ſehe ihn an, und er erinnert mich an den Bernſteinkaſten, an alle die ſchönen Dinge, an die friedlichen Sonntagabende, wenn die Bratäpfel ziſchten und draußen der Schnee fiel, an die lieben Geſichter, an fröhliches Lachen, an das alte Haus, in dem ſo lange, ſo lange ſchon fremde Menſchen wohnen.

Digitized by Google

Ostererinnerungen.

Wenn ich darüber nachdenke, was in der Osterzeit auf mich, als ich noch Kind war, den größten und nachhaltigsten Eindruck gemacht hat, so finde ich, daß es nicht sowohl das Erwachen der Natur gewesen ist, als vielmehr, um es offen zu gestehen, der Kringel. Es gab aber zwei unter einander sehr verschiedene Arten von Kringeln. Der eine war der gewöhnliche oder Gründonnerstagskringel, der um Ostern herum statt des Franzbrotes, wie in meiner guten Vaterstadt Danzig das Weizenbrot genannt wurde, auf den Tisch kam. Es war ein einfaches Gebäck, der Berliner Salzbretzel ähnlich, glatt und hart, daher für alte Leute und für Kinder, die stark im Schichten waren und vorübergehend nicht viel Zähne im Munde hatten, nicht gut zu beißen. An den Feiertagen aber trat der Mandelkringel in seine Rechte, ein süßes und feines Backwerk, flach von Form, braun von Farbe und über und über mit Mandelstückchen bestreut, von denen es seinen Namen hatte. Außerdem wurde noch um Ostern der Fladen gebacken, der kreisrund und sehr gut zu essen war. In heidnischer Vorzeit soll er der Göttin Ostara heilig gewesen sein, von der ich als Kind jedoch nichts wußte. Wir aßen ihn, wie er vom Bäcker

Digitized by Google

kam, oder auch „eingerührt". Fand das Letztere statt, so wurde aus der Mitte seiner Oberfläche ein rundes Stück herausgeschnitten, durch die Oeffnung geschmolzene Butter mit Zucker und Zimmt hineingefüllt und mittelst Umrührens das Innere des Fladens in einen Brei von unbeschreiblichem Wohlgeschmack verwandelt. Es ist etwas Aehnliches, was in Mecklenburg Heetwecken genannt wird.

Mandelkringel und Fladen hatten aber nicht nur ihren eigenthümlichen Geschmack, sondern auch ihren besonderen Geruch. An die Düfte von Blumen und Kuchen hängen Erinnerungen sich sehr fest an. Wenn ich mir jetzt nur vorstelle, wie Mandelkringel und Fladen duften, so sehe ich vor mir das Wohnzimmer des elterlichen Hauses. Ich sehe alle die so oft betrachteten Bilder an den Wänden, das altmodische Sopha mit dem viereckigen Tisch davor, die „Servante" oder das Glasspind mit den bemalten Tassen, den aus Muscheln zusammengesetzten Blumen, den Prunkgläsern, in denen Büschel von Federgras standen, den Porzellanfigürchen und anderen Kostbarkeiten. Ich sehe den Bücherschrank mit den blauen holländischen Vasen darauf und den „Sekretär" mit der Marmorplatte, die so kalt anzufühlen war. Ich sehe die beiden mit Lichtbildern verzierten Fenster, die auf die Straße hinausgingen. Sie befanden sich höher über dem Fußboden, als es in den Berliner Häusern der Fall ist, und vor jedem der beiden war ein kleines hölzernes Podium angebracht, welches „der Tritt" hieß. Auf den Tritten standen je zwei Stühle einander gegenüber, das waren die Fensterſitze. Auf den breiten Fensterköpfen lagen gestickte Kissen. Sie waren nicht nur eine große Zier, sondern auch eine angenehme Unterlage für den Arm dessen, der zum Fenster hinaus sah. Zwischen

Digitized by Google

den beiden Fenstern war der große Standspiegel angebracht, der Trumeau, der als etwas noch Neues und als ein Wunderwerk angestaunt wurde. Epheu umrankte seinen Rahmen, und in dem Epheu saßen zwei niedliche ausgestopfte kleine Vögel. Auf dem Fußgestell des Spiegels aber lagen zwei große seltsame Muscheln, das Geschenk eines Seefahres, der sie aus den indischen Gewässern mitgebracht hatte.

Es läßt sich nicht sagen, wie gemüthlich und behaglich die Fensterſitze waren. Welch ein Vergnügen war es, hinauszusehen und zu beobachten, was auf den „Beischlägen" geschah, was für Leute vorüberkamen, wer gegenüber am Fenster saß, und wer in „die Täubchen" ging. So hieß nämlich nach dem über der Hausthür angebrachten, aus Holz verfertigten Sinnbild eine unserm Hause gegenüberliegende Wirtschaft, in der starke Getränke ausgeschenkt wurden. Mancher ehrsame Bürger verschwand in der Thür, über welcher die angeblich so harmlosen Vögel der Venus mit einander schnäbelnd Wacht hielten, und auch die Schiffskapitäne, die im Kontor meines Vaters verkehrten, lenkten gern den Schritt dorthin, um etwas „ans Herz" zu sich zu nehmen und eine angenehme Bekanntschaft zu machen mit den Säften, in deren kunstgerechter Bereitung meine Vaterstadt ehemals allen anderen Städten der Welt, Amsterdam und Schiedam nicht ausgenommen, voraus war.

Wie war es hübsch, aus dem Fenster zu sehen! Dieses Vergnügen kennt der Berliner kaum mehr. In den modernen Häusern verbietet es schon die Anlage der Fenster selbst und die Art der Vorhänge oder Gardinen. Und welch Interesse könnte es auch haben, auf die Vorübergehenden zu achten, unter denen man so selten einen Bekannten sieht. Wen kennt

Digitized by Google

man denn selbst von den Leuten, mit denen zusammen man in demselben Hause wohnt? Nein, als Auge des Hauses hat das Fenster in der Großstadt den größten Theil seiner Bedeutung eingebüßt.

Nach diesem Blick auf die Straße der alten Stadt hinaus kehre ich wieder zu Ostern zurück. Ich muß bemerken, daß zu dem Mandelkringel auch ein eigenthümliches Getränk gehörte, das war der Meth. In meinem Elternhause kam noch dieses süße goldgelbe Getränk, das aus Honig gemacht wird, auf den Tisch, um die Osterzeit wenigstens, sonst mag es auch schon selten geworden sein. In älterer Zeit aber gab es mehrere Brauereien in Danzig, in denen Meth und Methkrilling hergestellt wurden, der zum Meth sich verhielt wie das Dünnbier oder der Schemper zum Vollbier. Der Ausdruck kommt her von „krillen", das so viel wie abbrühen bedeutet. Scherzhafter Weise wurde erzählt, daß die Braugesellen, wenn sie den richtigen Meth zurechtgebraut hatten, ihre Kleider in heißem Wasser auswuschen, und daß so der Krilling gemacht würde. Jetzt sind Meth wie Krilling verschollene Getränke. Das alles gleich machende und einebnende Bier hat sie verdrängt, und zu ihrem Verschwinden mag auch die Urbarmachung der Heiden, auf welchen die Bienen ihre beste Nahrung finden, mit beigetragen haben. Nur weit hinten in Ostpreußen wird, wie ich höre, jetzt noch Meth gebraut, hie und da unter der litthauischen Bevölkerung, die zäher als die deutsche an alten Bräuchen festhält.

Zum Meth bin ich geführt worden durch den Kringel, der mir um jede Osterzeit lebhaft vor Augen steht. Vom Aufwachen der Natur merkte man um Ostern in meiner Heimath gewöhnlich noch nicht viel. Ostern mußte schon sehr spät fallen,

Digitized by Google

und der Winter sehr milde gewesen sein, wenn an den Festtagen draußen schon etwas grünen oder gar blühen sollte. Es kommt alles dort, was der Frühling bringt, ein Theil später zum Vorschein als hier an der Spree. Ein Merkzeichen dafür ist das Grünwerden der Linden. Vor Ende Mai pflegt die „Allee", so heißt im Besonderen die von der Stadt Danzig nach der Vorstadt Langefuhr führende schöne vierfache Baumreihe, nicht grün zu sein. Ist sie aber grün geworden, dann ist der Sommer da, der Uebergang des Winters in den Sommer erfolgt sehr rasch. Es ist das Land des spät kommenden und kurzen Frühlings, des schönen, lange anhaltenden Herbstes. Daß der Frühling nahte, merkte man aber doch meistens um Ostern schon an dem Eintritt des Thauwetters, und das war ein Ereigniß, das den Charakter einer Katastrophe hatte. Der Schnee wurde während des Winters niemals weggefahren. Eine Schneeschicht über der andern wurde festgetreten, und so bildete sich auf dem Straßenpflaster eine steinharte Decke von wohl einem Fuß Mächtigkeit oder noch mehr. Trat dann Ende März oder Anfang April das erste ordentliche Thauwetter ein, so wurde von der Polizei das Aufeisen der Straßen angeordnet. Mit Hacken wurde die Eisschicht über dem Pflaster zerschlagen, die Eisstücke, wie Steinquadern anzusehen, wurden auf den Seiten der Straßen zusammengehäuft und abgefahren. Sah man dann zum ersten Mal das nicht ganz ebene Straßenpflaster wieder, so sagte man: Jetzt kommt der Frühling!

Nun hatten sich aber auch während des Winters zwischen den Dächern der großen Giebelhäußer große Schneemassen angesammelt. Diese mußten bei dem Eintritt des Thauwetters mit der Schaufel von oben herunter geworfen werden, und auch das war eine Sache, die auf Kindergemüther einen

Digitized by Google

großen Eindruck machte. Wer unten ging, mußte ſich wohl in Acht nehmen, daß er nicht eine Lawine über den Kopf bekam. Auf der Erde wurde der Schnee zuſammen geſchaufelt zu Bergen, die abgefahren werden mußten. Sehr ſpaßhaft war es, vom Fenſter aus zu ſehen, wie die mit der Wegräumung dieſer Gebirge betrauten Arbeiter jede günſtige Gelegenheit benutzten, von ihrem Schneehaufen dem Nachbarn möglichſt viel zuzuſchaufeln. Dabei nahm man, wenn ich mich recht erinnere, ohne Rückſicht auf höhere Gerechtigkeit für diejenigen Schneeſchaufler Partei, die zum Hauſe gehörten, und empfand es als ein perſönliches Unglück, wenn ſie abgefaßt wurden und Vergeltung an ihnen geübt ward.

Geraume Zeit erſt nach der erſten großen Schneeſchmelze fing es draußen zu grünen und gleichzeitig zu blühen an. Die Knospen der Kaſtanien thaten ſich auseinander, und am Stadtgraben und im „Irrgarten" erſchienen die erſten Blumen. Es waren die Taube Neſſel, der Goldſtern, den die Botaniker Gagea lutea nennen, die weiße Anemone und das Veilchen. Ich weiß nicht, ob in der Umgebung Berlins irgendwo das echte wohlriechende Veilchen wildwachſend gefunden wird. In meiner nordiſchen Heimath war es in Menge zu pflücken. Wir konnten noch draußen Veilchen ſuchen und „den Sommer finden", wie es in der alten Sprache heißt. Am häufigſten aber waren die Veilchen auf den Feſtungswällen, welche die Stadt umgaben. Da wurden ſie eifrig von armen Kindern geſammelt. Eigentlich war es verboten, die Böſchungen der Wälle zu betreten, um die Veilchenblüthezeit aber wurde es der Armuth zu Liebe nicht ſo ſtrenge damit genommen. Arme Jungen und Mädchen boten dann in der ganzen Stadt ihre Veilchen-

Digitized by Google

sträußchen auf Tellern feil, und alles kaufte und trug den Frühling in der Hand.

Jetzt ist damit angefangen worden, die Wälle Danzigs niederzureißen. Mit ihnen geht auch der Stadtgraben ein mit seinen Holzflößen und seinen weißen und gelben Wasserrosen. Die ganze innere Befestigung der Stadt wird in Bauland verwandelt, wie es anderwärts auch geschehen ist, zuletzt in Köln und Erfurt. Es läßt sich gar nichts dagegen sagen, die Maßregel muß als vernünftig und zeitgemäß erachtet werden. Die innere Umwallung war eine gute Schutzwehr gegen die Hussiten, sie erfüllte wohl auch ihren Zweck noch zur Zeit der schwedisch-polnischen Händel: neuer Kriegskunst gegenüber erscheint sie vollkommen überflüssig. Es ist auch der Stadt nicht zu verdenken, daß sie den Gürtel sprengt, durch den sie unnöthiger Weise eingezwängt wird. Alles das ist gut und richtig, wer aber in der Stadt aufgewachsen ist, als sie noch diese grüne Umfassung hatte, die ihr so reizend stand, wie soll er sie wiedererkennen, wenn diese Fassung zerbrochen ist? Und ein schwerer Schlag ist es für den Veilchenhandel.

Digitized by Google

Wie man die See anſieht.

Aus eigener Erfahrung kann ich nicht darüber urtheilen, wie einem zu Muth iſt, der die See zum erſten Mal erblickt. Das iſt natürlich, denn ich bin in der Nähe der See aufgewachſen, und ſoweit ich zurück denken mag, immer erſcheint ſie mir als etwas Bekanntes. Aber ich weiß von andern, daß der erſte Anblick der See einen großen Eindruck auf ſie gemacht hat. Ein Dienſtmädchen wurde zum erſten Mal an den Strand geführt, als das Waſſer ſtill war und hell gefärbt wie der Himmel. Ihre erſte Frage war: „Iſt das vor uns alles Himmel?“ Und als ihr geſagt war, bis zu dem Strich, den ſie wohl ſehen könne, ſei es Waſſer, das darüber aber Himmel, rief ſie aus: „O, ich muß an die Schöpfung denken!“

Ich bin in Seebädern manchmal Zeuge davon geweſen, welchen Eindruck die See auf Badegäſte aus dem Binnenland machte, die ſie noch nicht gekannt hatten. Sie waren erfüllt von Bewunderung und zumal, wenn das Waſſer ſtark bewegt war, was allerdings während der Badeſaiſon nur ſelten vorkommt, konnten ſie nicht aufhören, von der Schönheit und Großartigkeit des Schauſpiels zu reden, das ſich ihnen

Digitized by

darbot. Ein Schauſpiel nannten ſie es, und dieſe Bezeichnung erſchien mir bemerkenswerth. Ich glaube nicht, daß einer, der von Jugend auf die See kennt, dergleichen ein Schauſpiel nennen wird. Auch an den Ausdrücken „großartig“ und „ſchön“ nahm ich Anſtoß. Der eine ſchien mir nicht ſtark genug, und den andern fand ich unpaſſend. Man kann die See ja ſchön nennen, wenn ſie ruhig iſt oder ſanft bewegt, obwohl ſie auch dann immer etwas von Schlangenſchönheit an ſich hat; wenn ſie aber aufgeregt iſt, müßte ſie meiner Empfindung nach jedem Schauder einflößen und als etwas Furchtbares erſcheinen, wie ein reißendes Thier, das ſich ſeiner Bande entledigt hat. Aber die neuere Art, die Natur anzuſchauen, unterſcheidet ſich weſentlich von der alten. Es iſt noch nicht ſo lange her, daß man für den Felſen des Bodethales im Harz nur die Bezeichnungen „grauenhaft“ und „Entſetzen erregend“ hatte; heutzutage gelten ſie für in hohem Grade anziehend, und es wimmelt von Sommergäſten und Vergnügungsfahrern an dem Ort, den man früher nur zum Tummelplatz greulicher Geſpenſter geeignet erachtete. So hatte man früher auch durchaus nicht den Wunſch, der See allzunahe zu treten. Der älteſte deutſche Seebadeort Doberan iſt eine Stunde ungefähr vom Strande angelegt. Man fuhr nach dem heiligen Damm zum Baden und von dort wieder nach Doberan zurück; zu einem längeren Verweilen am Seeſtrande ſah man keinen Anlaß. Jetzt können die Sommerfriſchler der See nicht nahe genug ſein, und ſo ſind denn in allen Badeorten in den letzten Jahren „Strandhotels“ entſtanden, die unmittelbar am Seeſtrande ſtehen. Da ſitzen die beſſer ſituirten Familien aus der Hauptſtadt vor dem Hauſe oder, wenn es dort „zu ſehr zieht,“ in der Veranda und ge-

Digitized by Google

nießen des Schauſpiels, das ihnen die See — im Gegenſatz zu dem, was ſie ſonſt genießen — gratis zum Beſten giebt. Die See wird angeſungen und angemalt, und es fehlt nur noch, daß den Wellen Beifall geklatſcht wird. So herrſcht eine Zeit lang am Strande fröhliches Leben. Dann leert ſich der Badeort wieder, das Strandhotel verödet, und es hat alles wieder ſeine alte Ordnung. Im Spätherbſt oder Winter jedoch ſtattet dann wohl einmal die See dem Strandhotel einen Beſuch ab und ſieht ſich die einzelnen Räumlichkeiten an wie ein Mann, der eine Wohnung miethen will. Enttäuſcht dadurch, daß ſie alles nicht nach ihrem Geſchmack findet, kehrt ſie zurück, doch pflegt ſie dann zum Behuf genauerer Unterſuchung einzelne Theile des Strandhotels mitzunehmen.

Die Leute bei uns auf dem Lande, die in der Nähe der See wohnen, die Fiſcher ausgenommen, bekümmern ſich nicht um dieſelbe. Die Dörfer liegen ein gutes Stück vom Strande ab, und wenige Wege führen über das Ackerland und die Wieſen auf den Strand zu. Jedem muß das auffallen, der einmal ein paar Meilen am Seeſtrande hingewandert iſt. Es iſt nichts zu holen an der See nach der Meinung der Landleute bei uns, und auch zum Bade wird ſie wenig von ihnen benutzt. Ich ſprach einmal in mecklenburgiſcher Heide unweit der See mit einem Waldwärter über das Seebad, und wie angenehm und erquicklich daſſelbe beſonders bei Wellengang ſei. Da ſchüttelte er ſich ordentlich und ſagte: „Das kann ich aber gar nicht begreifen. Wenn die See unruhig iſt, ſieht ſie ja ſchon ſo greulich und ſcheußlich aus, daß doch unmöglich einer Luſt bekommen kann, da hineinzugehen!“

Bei uns heißt es wohl: „das liebe Land,“ aber nicht „das liebe Meer“; dieſes heißt vorzugsweiſe das wilde. Als

Digitized by Google

die wilde See erſcheint es mir auch in den Erinnerungen meiner frühen Jugend. Man hörte oft von Schiffbrüchen erzählen und bekam auch einmal einen Menſchen zu ſehen, der ſich von einem geſcheiterten Schiff mit Mühe und Noth gerettet hatte. Wenn im Herbſt und Winter der Wind einmal ordentlich bei der Arbeit war und die Steine von den Dächern warf, pflegten wir zu ſagen: Ach die armen Leute, die jetzt auf der See ſind! Bei ſchwerem Unwetter bin ich damals nie am Strande geweſen. Wie hätte ich auch dazu kommen ſollen! Jedermann war froh, im Hauſe bleiben zu können. Aber im Sommer ſah ich doch zuweilen auch einen ſtärkeren Wellenſchlag, mit demſelben Eindruck, den der Waldwärter in Mecklenburg von dem Seegang hatte. Ebenſo wenig ſchwärmte ich, auch als ich ſchon der reiferen Jugend angehörte, für die Schönheit der ruhigen See. Viel mehr als ſie ſelbſt zog mich der Strand an, wo auf dem Sande allerhand Muſcheln lagen, mannigfaltige bunte Steine und geheimnißvolle Donnerkeile; wo im Seetang Bernſtein zu finden war, den man, wenn man genug kleine Stücke geſammelt hatte, an Juden verkaufen konnte. Dieſe verhandelten ihn dann weiter als Räucherwerk für katholiſche Kirchen. Bald zogen auch die eigenthümlichen Arten von Kräutern, die am Seeſtrande zu Hauſe waren, meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Alles das galt mir mehr als die See ſelbſt, die bei aller ihrer Pracht doch nur langweilig war. Aus einiger Entfernung, von den meiner Vaterſtadt benachbarten Höhen aus ſah ich die See in der guten Jahreszeit faſt täglich. Sie lag dann eine Stunde ungefähr von mir ab, ſo daß ich, wenn ſie bewegt war, zwar nichts von ihr hören, aber die weißen Kämme der Wellen ſehen konnte. Die Bilder, welche ſie darbot, von dieſer Ent-

Digitized by Google

fernung aus geſehen bei Wetterverhältniſſen verſchiedener Art, ſtehen lebhaft im meiner Erinnerung Man empfand es wie eine Art Verpflichtung, ſo oft man konnte, nach der See auszuſehen, und wenn man nach Hauſe zurückkehrte, war die erſte Frage, die man zu beantworten hatte, immer die: Wie war die See? Nun, ſie war klar oder verſchleiert, die beiden Leuchtthürme, in Neufahrwaſſer und auf Hela, waren zu ſehen oder nicht zu ſehen, Hela ſelbſt trat deutlich hervor oder war verſchwommen oder ganz unſichtbar. Ferner war die See entweder leer oder es waren Schiffe auf ihr zu ſehen geweſen. Es hatte noch ein ganz beſonderes Intereſſe für mich und meine Geſchwiſter, zu erkunden, ob Schiffe auf der See waren, ob ſie ein- oder ausgingen. Denn von jedem einkommenden Schiff hatte unſer Vater von Amtswegen einen Gewinn, und wenn wir viele auf der See erblickten, die einkamen, ſo freuten wir uns darüber, in dem Gedanken, daß dadurch der häusliche Wohlſtand ſich mehrte. Freilich erſahen wir auch daraus, daß der Vater viel in der Stadt zu thun hatte, und wir ihn erſt zu ſpäter Stunde wieder bei uns haben würden. Denn wenn wir im Sommer auf unſerem Landhauſe wohnten, war er den Tag über in der Stadt auf ſeinem Kontor beſchäftigt.

Welch ein Anblick war es, wenn die ganze Rhede von Segelſchiffen bedeckt war, welche dem Danziger Hafen zuſteuerten! Es kamen damals an einem Tage mitunter hundert und mehr Schiffe ein, wenn lange anhaltender Oſtwind endlich durch Weſtwind abgelöſt worden war, und alles, was von Fahrzeugen am Sunde ſich angeſammelt hatte, ſeinen Weg hatte fortſetzen können. Solch einen Anblick hat dort lange ſchon niemand mehr gehabt, und auch fernerhin wird ihn niemand haben. Denn erſtens iſt durch das Darniederliegen unſeres

Digitized by Google

Seehandels die Oſtſee überhaupt verödet, zweitens ſind die Segelſchiffe, die größeren wenigſtens, faſt gänzlich durch die Dampfboote verdrängt worden. Wo früher das Waſſer wie von glänzenden Schwänen bedeckt war, da ſchwebt jetzt darauf ein einſames Dampfſchiff, von deſſen Schlott aus ſich eine garſtige lange Rauchwolke weit über die See hinzieht. Auch das Antlitz der See verändert ſich wie das des Landes im Lauf der Jahre. Das Gewäſſer, das einſtmals von Tauſenden von Kielen gepflügt wurde, liegt nach einiger Zeit wieder unbeſtellt da.

Im Ganzen iſt mir von der Jugend her die See in der Erinnerung als das Stück Blaues, das überall, wo man einen freien Blick hatte, das Landſchaftsbild abſchloß. So wenig ich das auch als etwas Beſonderes erachtete, ſo ſchmerzlich vermißte ich es doch, als ich es nicht mehr zu ſehen bekam. Keine Gebirgslandſchaft, keine noch ſo ſchöne Ausſicht befriedigte mich. Mir fehlte das Stück Blaues. Erſt als ich über die Alpen kam an das mittelländiſche Meer, ſah ich wieder etwas der Art. Das iſt, ſagte ich mir, eine richtige Landſchaft und eine anſtändige See, von der Schönheit der Farbe ungefähr wie die zu Hauſe. Denn das laſſe ich mir nicht ausreden — und andere haben es auch gefunden — daß die See, die im Norden über dem großen Bernſteinhort liegt, eine Pracht der Färbung beſitzt, wie ſie nur noch in den Meeren des Südens wiedergefunden wird. Anderwärts iſt nicht ein ſolches Stahlblau des Waſſers zu finden, und daß dem ſo iſt, beſteht nicht etwa nur in meiner Einbildung.

Ich ſah vor nicht langer Zeit im Frühling die See meiner Heimath wieder. Das Stück Blaues war daſſelbe in der Schön-

Digitized by Google

heit der Farbe, wie ich einſt es geſehen hatte, wie es in meiner Vorſtellung ſtand. Auch die Landſchaft war noch von derſelben Heiterkeit, wie ſie einſt geweſen, nur daß ich hie und da den Wald umgehauen fand, der noch geſtanden hatte, als ich Kind war.

Das Seebad Zoppot erſchien mir ſehr großſtädtiſch geworden, und ich machte, daß ich wieder ins Freie hinauskam. Am Seeſtrande ging ich nach dem Vorgebirge, das Adlershorſt heißt. Es war aber um die lieblichſte Zeit des Jahres, und die Abhänge an der See waren überdeckt von goldgelben Schlüſſelblumen, rother Waldwicke und ſchneeweißem Steinbrech. Langſam hinwandernd überſchritt ich die vielen Bäche, die dort von den Waldhöhen herunterkommen und ihr kryſtallklares Waſſer in die See ergießen. Da kam mir ins Herz die Erinnerung, wie ich einſt durch alle dieſe Bäche, von denen damals noch keiner überbrückt war, eine liebe Laſt getragen hatte, mich freuend, daß ihrer ſo viele waren. Lang' iſt es her.

Digitized by Google

Duchen.

In der Großstadt durch die Menge
Ging ich hin in dem Gedränge
Jüngst auf einem eil'gen Gang,
Als es in das Ohr mir klang:
„Hör' mal, Duchen!"

Wer so sprach, gleich nahm ich's wahr,
Just vorüber ging ein Paar,
Mann und Frau, an mir; zum Mann
Sprach die Frau, die so begann:
„Hör' mal, Duchen!"

„Duchen" — gleich füg' ich's hinzu —
Ist Verkleinerung von „Du".
Also drückt man gern sich aus,
Wo mir stand mein Vaterhaus,
Oben an dem Ostseestrande,
Dort in meinem Heimathlande,
Wo der Menschen Sprache so
Traulich klingt wie nirgendwo

Digitized by Google

Sonſt auf Gottes weiter Welt
Und mir drum ſo ſehr gefällt.
Dorther müſſen ſein die zwei,
Dacht' ich, die da gehn vorbei.

Augenblicklich vor mir ſtand
Mein geliebtes Heimathland,
Korngefilde, Meer und Wald
Und die Stadt, ehrwürdig alt,
Alles hell im Sonnenlicht,
Und manch liebes Angeſicht.
Alles dieſes nahm ich wahr,
Und als lange ſchon das Paar
Im Gedränge ſich verloren,
Klang es noch mir in den Ohren:
„Hör' mal, Duchen!“

Groß wider Groß.

Als ich in Berlin hauszuhalten anfing, war dieser Ort eigentlich noch eine ansehnliche Mittelstadt. Wenn gesagt und gesungen wurde: „Berlin wird Weltstadt!“ so geschah es mit einem Anflug von Ironie und mit Hindeutung auf bekannte und oft bespöttelte Uebelstände. Es fehlte damals Berlin noch viel zur Großstadt, aber einen Vorzug hatte das damalige Spreeathen vor dem heutigen doch: es war nicht so theuer man lebte billiger, als die alte Stadtmauer noch stand, zumal aber hielten die Wohnungsmiethen sich noch in bescheidenen Grenzen. Meine erste Wohnung mit eigenem Herde, eine Treppe hoch und im Südwesten Berlins belegen, kostete 140 Thaler jährlich und war sehr hübsch. Vorher hatte ich als Student in der Dorotheenstraße, wo ich auch eine Treppe hoch wohnte, 7 Thaler monatlich und zuletzt in der Neuenburgerstraße für zwei fast fürstlich eingerichtete Zimmer 10 Thaler den Monat bezahlt. Von 120 bis zu 140 Thalern war kein großer Sprung. Auch ein Junggeselle, der ein nur mäßiges Einkommen besaß, durfte es damals nicht als ein allzu großes Wagniß betrachten, eine Frau heimzuführen, wenn sie hauslieb und verständig erzogen war.

Digitized by Google

Meine erſte Familienwohnung in Berlin war behaglich und ſonnig. Sie hatte aber noch etwas beſonders Gutes an ſich: mit ihr verbunden war die Benutzung eines geräumigen Gartens, der nur durch Zäune von benachbarten Gärten getrennt war. Es war ein wirklicher Garten mit allerhand Bäumen, Sträuchern und Kräutern, die von ſelbſt und zu ihrem Vergnügen blühten. Beſonders ſchön war der Garten um die Roſenzeit, denn es ſtanden dort ſehr viele Roſenbüſche der verſchiedenen Arten, die immer, wenn die Zeit gekommen war, ſich reichlich mit Blüthen bedeckten. Und wenn auch in dem Garten ſelbſt keine Singvögel niſteten, ſo kamen doch ſtets etwelche über die Zäune geflogen, gaben Gaſtrollen und ſangen, daß es eine Luſt war zuzuhören.

Aber das Beſte an dem Garten war doch, daß uns davon ein Stück Boden zugewieſen war, das wir ſelbſt beſtellen und bepflanzen durften, wie wir es wollten. Einen ſolchen Vortheil ſchätzte ich damals nicht gering, ſeit ich aber kein Fleckchen Erde mehr zur Verfügung habe, erſcheint er mir größer, als ich ſagen kann. Welches Vergnügen, mit beiden Füßen auf dem Erdboden zu ſtehen, ſich umzuſchauen, wenn auch nicht ſehr weit, und zu ſagen: das iſt mein, wenn auch nicht ſehr lange, und das kann ich bebauen, wie ich will. Lieber Gott, kann denn der Großgrundbeſitzer, alles in allem genommen, eigentlich anders ſprechen?

Ich benutzte das mir angewieſene Land in dreifacher Weiſe: einen Theil beſtellte ich mit Sommerblumen, das zweite Stück wurde von einer Topfpflanzengruppe eingenommen, das dritte bildete die botaniſche Abtheilung. Dieſe enthielt ausſchließlich wildwachſende Pflanzen, die ich von Reiſen mitgebracht hatte: Farnkräuter der Ebene und des

Digitized by Google

Gebirges, Haſelwurz, Schlüſſelblumen, Anemonen und mehr der Art. Es wurden auch allerhand Samenkörner eingeſammelt und heimgebracht, und im Frühjahr war immer die Spannung groß, was nun wohl von dem Eingepflanzten und Angeſäten hervorkommen werde.

Vier Jahre hauſten wir in dieſer angenehmen Wohnung, und in dieſer ganzen Zeit bekam unſer Hauswirth nur einmal das Steigern, aber auch da ſteigerte er in ſo gelinder Weiſe, daß man es heutzutage lächerlich finden würde: er erhöhte den Miethszins um 14 Thaler jährlich. Wie habe ich mich ſpäter geſchämt, ihm wegen dieſer Steigerung einen, wenn auch leiſen und verhüllten Vorwurf gemacht zu haben. Ich weiß nicht genau mehr, was ich ihm geſagt habe. Wenn ich nicht irre, habe ich ihn befragt, ob er denn auf einmal auf Koſten ſeiner Mitmenſchen ein Krösus werden wollte.

Es that mir ſehr leid, aus der Wohnung heraus zu müſſen. Aber indem Jahr um Jahr verging, der Schnee fiel und wieder ſchmolz, der Flieder blühte und abfiel, die Schwalben ſich anbauten und uns wieder verließen und auch der Storch kam und abzog und wiederkam, wurde uns nach und nach unſere erſte Wohnung zu enge. Es mußte Platz geſchafft werden für Kinderbettchen, und das Geſinde nahm auch zu. An Stelle des einen Dienſtboten, mit dem die Sache anfing, waren bald zwei, vorübergehend auch drei, unterzubringen; der Hängeboden erwies ſich als unzulänglich.

Wir gingen nicht weit von unſrer erſten Wohnſtätte fort, im Süden fanden wir etwas Paſſendes für das Doppelte ungefähr von dem, was wir bisher bezahlt hatten. Denn der zweite große Krieg war ſchon glücklich beendet worden, und ſehr nahe ſchon war der dritte, von den dreien der größte.

Digitized by Google

Schon fingen die Berliner Miethspreiſe an, ganz nett in die Höhe zu gehen. Uebrigens trafen wir es auch mit dieſer zweiten Wohnung noch ſehr gut. Auch dort war ein anſehnlicher Garten, und auch dort wurde uns ein Stückchen des Gartens zur beliebigen Benutzung abgetreten, Ich konnte meine Pflanzungen aus dem früheren Garten einfach in den neuen übertragen, was mir beſonders in Bezug auf die botaniſche Abtheilung ſehr erwünſcht war. Ja, mein neues Stück Gartenland war noch etwas größer als das alte, wodurch es mir möglich gemacht wurde, den früheren drei Theilen einen vierten, nämlich eine Anlage für Obſt- und Gemüſezucht, hinzuzufügen. Ich rechnete darauf, wenn mir der Wirth noch ein weiteres kleines Stück, das für ihn nicht von großem Werthe war, überließ, auch noch ein Koryletum oder einen Haſelhorſt anzulegen, doch bin ich bis zu der Nußplantage nie gelangt, weil Ereigniſſe dazwiſchen traten, welche aus dieſer Wohnung mich vertrieben und mich veranlaßten, weit fort nach dem fernen Weſten auszuwandern.

Zunächſt war alles in der neuen Wohnung ſehr zufriedenſtellend, nur der Hauswirth ließ einiges zu wünſchen übrig. Während der frühere von Milde und Wohlwollen überquoll, war dieſer ein ſtrenger und unfreundlicher Herr. Der Boden, auf dem ſein Haus ſtand, war nebſt den Nachbargrundſtücken das Eigenthum ſeiner Eltern geweſen, die darauf Kohl und Kartoffeln gebaut hatten. Nachdem durch das Wachsthum der Stadt auch dieſes Gemüſeland in Bauterrain verwandelt worden, hatten ſie Häuſer darauf gepflanzt und waren zu Wohlſtand gekommen. Der Sohn brauchte nicht mehr zu arbeiten, er war Hausbeſitzer und Rentier.

Leider hat auch in dieſem Fall das Geld ſich nicht als

Digitized by Google

Milderer der Sitten erwieſen. Unſer Hausherr war, wie ich ſchon geſagt habe, ein harter und unholder Mann. Die erſten Worte, mit denen er Neuanziehende begrüßte, waren dieſe: „Das ſage ich Ihnen gleich, daß ich nicht das Geringſte machen laſſe.“ Wenn ihm darauf erwidert wurde: „Mein Gott, wir haben ja auch noch gar nichts gewünſcht!“ ſo fuhr er mit ſtrenger Miene fort: „Ich bitte mir aber auch ſehr aus, daß das niemals geſchieht.“ Die Miethsverträge, deren er ſich bediente, waren von der berüchtigten heimtückiſchen Art und von Hauſe aus unhaltbar. Man unterzeichnete ſie bedingungslos und verpflichtete ſich, ſie in allen ihren Theilen — und ſie waren ſehr lang — genau zu beobachten, wie ſich Studenten bei der Immatrikulation dazu verpflichten, den Univerſitätsgeſetzen gehorſam zu ſein. Es war aber weit gefährlicher, gegen einen einzigen Paragraphen eines ſolchen Miethsvertrags zu verſtoßen, als ſämmtliche Univerſitätsgeſetze zu verletzen. Zwiſchen den zahlloſen Paragraphen des Miethskontrakts wandelte man wie auf ſehr ſchmalen gewundenen Pfaden, jeden Augenblick in Gefahr, überzutreten. Und trat man über, ſo ſaß man auch ſogleich, mit einem Fuß wenigſtens, oder auch mit beiden in einem Fuchseiſen feſt oder lag in einer Fallgrube. Das ganze Haus zitterte deshalb vor dem Wirth. Selbſt zwei Geheimräthe, die in dem Hauſe wohnten — — nun, ich will nicht gerade ſagen, daß ſie vor ihm krochen, aber wenn er von ihnen verlangt hätte, ihn anzubeten und ihm auf einem Altar zu opfern, ich weiß nicht, ob ſie einem ſolchen Anſinnen ſo viel Muth entgegengeſetzt hätten, wie die erſten Chriſten und auch Männer jüdiſchen Glaubens einſtmals den römiſchen Kaiſern gegenüber bewieſen, die Aehnliches von ihnen verlangten.

Digitized by Google

Unaufhörlich zankte und ſchalt der Hausherr, denn da er ſonſt nichts zu thun hatte, ſpürte er eifrig Verletzungen des Miethsvertrags und der Hausordnung nach und fand natürlich auch ſtets, was er ſuchte. Er betrieb das als eine Art von Sport. Auf den Treppen, auf dem Flur, auf dem Hofe, wo damals noch Holz kleingemacht wurde, überall ließ ſich ſeine rauhe, dröhnende Stimme vernehmen. Dazu geſellten ſich häufig die Stimmen ſeiner Eltern, die, auf ihr Altentheil verwieſen, bei ihm wohnten, und da es auch für ſie ſonſt auf der Gotteswelt nichts zu thun gab, Beſchäftigung und Zerſtreuung in Händeln mit den Miethern ſuchten. So gab es im Hauſe unaufhörlichen Spektakel, und ich glaube, daß die Dienſtmädchen der verſchiedenen Miether das Ihrige dazu beitrugen. Denn ſo verſchüchtert und furchtſam wie ihre Herrſchaften waren ſie keineswegs, vielmehr ſuchten ſie mit dem Schrecklichen anzubinden, wenn er ihnen nicht ſogleich beikommen konnte z. B. wenn er oben ſtand, und ſie ſtanden unten, oder wenn das Umgekehrte der Fall war. Liegt es doch in der Art leichtfertiger und unweiſer Geſchöpfe, daß ſie gern einen Gefürchteten reizen, wenn ſie ſich nur einigermaßen ſicher glauben. So ſehen wir, daß es für kleine Vögel ein großes Vergnügen iſt, einen Kauz oder Uhu zu umfliegen und auszuſpotten, wenn ſie wiſſen, daß er ihnen nichts thun kann.

Es konnte nicht fehlen, daß auch ich bald mit den Paragraphen des Miethskontrakts und der Hausordnung in Konflikt gerieth und deshalb von dem Hauswirth und ſeinen Erzeugern ein Mal übers andre hart angelaſſen wurde. Als ſich das immerzu wiederholte, ſammelte ſich bei mir endlich eine große Portion Groll an. Dieſen mußte ich los werden,

Digitized by Googl

weil der Betrieb meines Geſchäftes, mit dem ich Weib und Kinder ernährte, vor allen Dingen Seelenruhe erheiſchte; Seelenruhe aber und Groll ſind unvereinbare Dinge. Deshalb dachte ich darüber nach, wie ich unſern Hauswirth für uns unſchädlich machen könnte und zwar ſo, daß er dabei doch am Leben bliebe. Nachdem ich die Sache oftmals vor dem Einſchlafen erwogen, kam ich endlich auf dasjenige, was — wie der Erfolg erwieſen hat — das Richtige war.

Wenn es ſehr laut im Hauſe zuging, flüchtete ich in den Garten hinunter. Auch dorthin folgte mir manchmal der Hauswirth, er zeigte ſich dann aber ſtets von ſeiner friedlichen und verhältnißmäßig leutſeligen Seite. Sein ganzer Sinn war auf das Praktiſche gerichtet. Auf dem Hof hatte er einen Ziegenſtall, welchem von Zeit zu Zeit ein Böcklein entſprang, das er aufaß. Er verſicherte mir, es ſchmecke ſehr gut, und er war erfreut darüber, als ich ihm mittheilte, daß die Alten in Bezug auf junge Böcklein derſelben Meinung geweſen ſeien. Im Garten zog er nur ſehr wenige Blumen, die ganze Bodenfläche beinahe war mit Gemüſe beſtellt, mit Stangenbohnen und niedrigen Bohnen, mit Schoten, mit Kohlrabi, Weißkohl und Rothkohl. Es gedieh aber nichts ſo recht bei ihm, aus dem Grunde, glaube ich, weil er nichts freundlich anſah. Nur die Raupen ſchienen ſich bei ihm wohl zu fühlen und wurden ſehr fett. Im Garten trafen wir uns häufig und ſprachen auch mit einander. Unſere Unterhaltung war dann ſtets eine rein ſachliche, ſie drehte ſich lediglich um die Kultur unterſchiedlicher Gewächſe. Ich dachte, daß im Grünen Comment suspendu ſei oder Burgfriede herrſche, wie die Studenten ſagen. Das war wohl auch ſeine Meinung, eines Tages aber brach er den Frieden

Digitized by Google

Mir iſt es noch wie heute. Es war im Mittſommer und hatte geregnet. Als ich herunterkam, ſah alles herrlich erfriſcht aus. Ich weidete mich zuerſt an meinen Sommerblumen, dann muſterte ich mit Vergnügen die Topfpflanzengruppe, dann durchging ich aufmerkſam und mit Befriedigung die botaniſche Abtheilung. Von dieſer ging ich über zum Obſt und Gemüſe. Da nahm ich zunächſt mit Befremden wahr, daß von meinen ſieben halbreifen Himbeeren, die ich noch am Tage vorher gezählt hatte, eine und natürlich die größte fehlte. Die Stelle, wo ſie geſeſſen hatte, war noch ganz friſch und blank. Ich machte mir meine Gedanken darüber und war recht verſtimmt. Als ich dann aber meine Augen auf meine beiden Salatſtauden richtete, wurde ich wieder ganz fröhlich .Wie herrlich ſtanden ſie da, vom Regen erquickt! Forellenſalat war es, aus Erfurter Samen gezogen, und wunderbar entwickelt. Nun konnten die beiden Häupter bald geſchnitten und in der Wirtſchaft verwendet werden. Eigentlich war das ſchade, denn ſie nahmen ſich auf dem Beet ſo gut aus, aber die Zubereitung, die ich mir ſelbſt vorbehielt, verſprach auch wieder ein großes Vergnügen.

Als ich frohen Herzens von meinem Forellenſalat aufblickte, bemerkte ich, daß mein Hauswirth in dem Garten war und auf mich zukam. Er war noch einige Schritte von mir entfernt, als er mich ſchon anſchrie: „Bei Ihnen iſt ſchon wieder oben in der Küche gewaſchen worden. Wenn das noch einmal vorkommt, werden Sie exmittirt!“

Jetzt war meine Zeit gekommen. Ruhig trat ich ihm entgegen, ſah ihn feſt an und ſagte: „Ja wohl, es iſt in der Küche gewaſchen worden und wird wieder gewaſchen werden, morgen, übermorgen, alle Tage, und wenn es nöthig iſt, Nachts

Digitized by Google

ſogar. Ob Sie das zulaſſen wollen oder nicht, das iſt vollkommen irrelevant, verſtehen Sie wohl, irrelevant! Ich gebrauche dieſen ſtarken Ausdruck mit vollem Bewußtſein, um Ihre Handlungsweiſe ſo zu brandmarken, wie ſie es verdient.“

So etwas war ihm nie geboten worden. Er wußte offenbar nicht, ob er ſeinen Ohren und Augen trauen ſollte. Ihm, dem Geheimräthe mit Unterwürfigkeit begegneten, ihm ſollte das gelten? Er ſah mich an, als ob er bei ſich dächte, ich könnte plötzlich übergeſchnappt ſein. Er warf fragende Blicke auf ſeine Stangenbohnen, ſeine Erbſen und ſeinen Kohl. Aber dieſe verhielten ſich ſtill, und die Raupen auf ihnen ſchmauſten fort, ohne etwas zu ſagen. Endlich richteten ſeine Augen ſich auf einen greulichen künſtlichen, aus Thon gebildeten Hund, der hilflos in verkümmertem Reſeda dalag. Aber auch dieſer ſprang weder auf, noch heulte er, ſondern blieb völlig theilnahmlos. Als mein Hauswirth einſah, daß er von keiner Seite Beiſtand zu erwarten hatte, ſagte er faſt kleinlaut: „Aber es ſteht doch im Kontrakt, daß das Waſchen in der Küche nicht erlaubt iſt, und ich habe hier doch als Hauswirth etwas zu ſagen.“

„Sie haben hier gar nichts zu ſagen,“ erwiderte ich ruhig, „nicht das Geringſte. Ich will ihnen aber im Vertrauen etwas mittheilen: Sie ſind ein Unmenſch, ein Tyrann, ein Scheuſal, mit einem Wort, ein in hohem Grade unſympathiſches Individuum. Glauben Sie, daß ich ein Nabob bin, der für die kleinen Kinder Hemdchen, Strümpfchen, Pichel und was ſonſt noch öfters gewechſelt werden muß, ſchockweiſe anſchaffen kann? Nein, ich bin kein Nabob, darum kann ich von den angeführten Kleidungsſtücken, zumal mehrere

Digitized by Google

Kinder da ſind, nur einen beſcheidenen Vorrath halten, und zur Verwendungsfähigkeit derſelben genügt nicht die große Wäſche, die nur einmal im Monat ſtattfindet. Was im Miethskontrakt ſteht, iſt ohne jeden Belang, denn dieſen Kontrakt hat der Teufel erfunden, wenn nicht ſeine Großmutter, die ja noch verſchlagener und hinterliſtiger ſein ſoll als er ſelbſt. Klagen ſie auf Exmiſſion, thun Sie's noch heute! Ich vertraue darauf, daß es noch Richter in Berlin giebt, die für Recht und für Hygiene Verſtändniß haben."

So ſprach ich und wandte mich wieder meinem Salat zu. Als ich nach einem Weilchen von ihm auf- und mich umſah, war mein Wirth verſchwunden.

Er hat bald darauf einigen ſeiner Bekannten erzählt, daß ich ein ſehr grober Herr ſei, aber ſeine Hochachtung und Bewunderung habe ich an jenem Tage gewonnen. Von Stund' an begegnete er mir und den Meinen mit größter Höflichkeit. Niemals mehr beſchwerte er ſich bei mir wegen Verletzung des Miethskontrakts oder der Hausordnung. In der Küche konnte gewaſchen werden, daß der Wraſen in dichten Wolken aus dem Fenſter zog, kein Hahn krähte danach. Und als alle Miether mit Einſchluß der beiden Geheimräthe geſteigert wurden, blieb ich allein unverſehrt.

Die Hochachtung, welche der Hauswirth ſeitdem mir erwies, übertrug ſich auf ſeine Angehörigen. Leider erfreuten wir uns des guten Einvernehmens, das durch mein entſchiedenes Auftreten hergeſtellt war, nicht ſehr lange Zeit. Nach zwei Jahren ging das Haus durch Kauf in andere Hände über. Mein guter Wirth und Gönner, zu dem er geworden war, hatte mit dem Käufer des Grundſtückes mündlich ausgemacht, daß mir mein Stückchen Gartenland zur eigenen Be-

Digitized by Google

nutzung erhalten bleiben ſollte. Natürlich kam es anders. Am erſten Oktober trat der Käufer ſeinen Beſitz an, und am zweiten oder dritten ſchon — ich war gerade verreiſt — kamen in den Garten, von ihm geſchickt, Arbeiter mit Schaufeln, um alles umzugraben. Als ſie an meine Beete kamen, da ſtieg, wie mir nachher erzählt worden iſt, die alte Mutter meines Wirthes in den Garten hinunter und ſtellte ſich mitten auf meine Pflanzung, um ſie zu vertheidigen. Da ſtand ſie wie eine Löwin oder, wie andere ſagten, wie ein feuerſpeiender Drache, der einen Hort hütet. Aber all ihr Opfermuth half ihr nichts. Da die Arbeiter ſie direkt nicht anzugreifen wagten, kamen ſie auf den Gedanken, ſie zu untergraben, und führten das aus. Als unter ihr die Erde weggeſtochen war, fiel ſie um und wurde in eine Laube getragen, wo ſie noch lange geſeſſen haben ſoll, weinend und vom Herbſtwind umweht, der die rothen Blätter des wilden Weins auf ihr graues Haar ſtreute.

Gewiß iſt ſie längſt ſchon todt, ihres Heroismus aber ſoll mit freudigem Dank gedacht ſein. Mein damaliger Wirth, denk' ich, ſpricht noch manchmal am Stammtiſch von mir, indem er dabei etwa die Worte gebraucht: „Ich hatte einmal einen Miether, ſo etwas von Grobheit iſt mir ſonſt in meinem ganzen Leben nicht vorgekommen!“ Darauf bin ich ſtolz.

Digitized by Google

Die neue Straße.

Der Westen Berlins erinnert in manchem an Amerika. Es ist alles sehr modern dort, aber ein bischem langweilig dabei. Die Straßen sind breit, die Häuser sind sehr ansehnlich, aber eines sieht verzweifelt dem andern ähnlich. Dieselben Balkons, dieselben Karyatiden oder Atlanten, dieselben Thür- und Fensterbekrönungen kehren unzählige Male wieder. Ich glaube, auch die Menschen in Berlin W werden nach und nach einander sehr ähnlich.

Auch das ist amerikanisch, wie Häuser und Straßen im Westen Berlins aus dem Boden hervorwachsen. Mit unsäglicher Geschwindigkeit geschieht das. Und die Aehnlichkeit geht noch weiter. Das Bauterrain, das, nachdem Bauern und Gärtner es geräumt haben, sich selbst überlassen geblieben ist, erscheint als eine richtige Prairie. Ja, es wächst sogar eine Pflanze dort, die aus Amerika eingewandert ist, die nur wenig hübsche Galinsoga, welche die Berliner Knopfkraut nennen. Die bildet auf den Bauterrains des Westens förmliche Wiesen, indem sie Malven, Nesseln, Disteln und andere einheimische Schutt- und Wüstenkräuter vom Platz verdrängt.

Da ich mich seit vielen Jahren immer an der Grenze

Digitized by Google

des bebauten Berlins gehalten habe, so habe ich es auch oftmals gesehen, wie eine neue Straße entstand. Auf dem Plan war sie schon lange verzeichnet und auf dem Erdboden auch schon markirt durch eine Steineinfassung, aber noch war sie ohne Häuser. Wo diese stehen sollten, wucherte noch das Unkraut, zwischen dem manchmal ein Strolch sein Mittagsschläfchen abhielt. Dann wurde auf unzähligen Wagen das Baumaterial herangefahren, und die Prairie verschwand unter Stapeln und Haufen von Bruchsteinen, Ziegeln, Klamotten, Brettern und Balken. Auf beiden Seiten der Straße wurde der Boden ausgeschachtet, die Fundamente der Häuser wurden gelegt, Gerüste aufgestellt, Bauzäune zusammengeschlagen, und mit rapider Schnelligkeit wuchsen die Mauern empor. Manchmal fiel ein Haus schon ein, ehe es noch ganz fertig war, aber im Ganzen ging doch die Bauthätigkeit ohne Unterbrechung vorwärts. Wo im Frühjahr noch Wüste war, arbeiteten um die Herbstzeit in den Neubauten schon Maler und Töpfer, hatten die Häuser schon Augen bekommen an Stelle der Augenhöhlen. Sobald aber die Fenster eingesetzt waren, prangten in ihnen auch schon die Plakate, auf denen angekündigt wurde, daß hochherrschaftliche, herrschaftliche und andere Wohnungen von 4, 6, 8 oder gar 11 Zimmern zum nächsten oder übernächsten Quartalsersten zu vermiethen seien. Vorgärtchen wurden angelegt, die Straße erhielt Pflaster und Trottoir und einen Namen, die Taufe aber ging ohne alle Förmlichkeit vor sich. Alles das habe ich mehrere Male erlebt und mit angesehen.

So lange das Bauen dauert, ist die im Werden begriffene Straße zeitweise von den Bauarbeitern, Steinträgern und Maurern belebt. Es sind meist prächtige lange Kerle, weiß bestäubt wie Aurikeln, aber nicht so zart wie diese Lieblings-

Digitized by Google

blume unſerer Eltern und Großeltern. Viele von ihnen tragen Kniehoſen, wie es neuerdings wieder Hoftracht geworden iſt, aber dazu nicht ſeidene Strümpfe, wie ſie die Hofordnung vorſchreibt, ſondern wollene, und nicht Schnallenſchuhe, ſondern Pantinen. Die beliebteſte Kopfbedeckung bei ihnen iſt eine verſtaubte und verwitterte Militärmütze. Sie machen im Ganzen einen ſehr günſtigen Eindruck. Ich glaube, daß ſie faſt durchweg gutmüthig ſind und immer geneigt, für die gerechte Sache Partei zu nehmen. So furchtbar ſie Feinden ſein mögen, wenn ſie gereizt ſind, einem harmloſen Weſen thun ſie ſicherlich nichts zu Leide. Dienſtmädchen, die ihnen in den Weg kommen, behandeln ſie mit etwas unbeholfener Galanterie, mit Kindern ſcherzen ſie und ſcheinen immer guter Laune zu ſein, auch bei ſchlechtem Wetter. Im Leben der Straße ſtellen ſie die Rieſenzeit dar, da alles noch ziemlich wild durcheinander liegt, und die Kultur noch nicht mit dem Briefträger, dem Steuererheber und dem Nachtwächter ihren Einzug gehalten hat. Mit den Haubenlerchen zuſammen verſchwinden ſie wieder.

Ihr Frühſtück und ihr Mittageſſen nehmen die Bauarbeiter bei den Budikern der ſchon wohnlich gewordenen Nachbarſchaft ein. Auch in dem erſten annähernd fertigen Hauſe der neuen Straße pflegt ſich raſch ein Schank- und Speiſewirth einzuniſten, bei dem die Männer vom Bau verkehren, und ſo lange dieſer Verkehr dauert, hat der Wirth ſeine gute Nahrung. Dann wird es wieder ſtill bei ihm, und traurig denkt er zurück an die gute alte Zeit, die doch eigentlich ſo neu iſt und die ſo bald wieder aufgehört hat. So lange aber gebaut wird, geht das Geſchäft flott, Wirth und Wirthin freuen ſich über die rüſtigen Gäſte, die mit ſo gutem Appetit

Digitized by Google

und mit ſo trefflichem Durſt geſegnet ſind. Gruppenweiſe ſchlendern ſie, wenn ſie ſich geſtärkt haben, von dem Lokal der Arbeit zu, in erheblich raſcherer Gangart ſuchen ſie es, vom Neubau kommend, auf, wenn die Feierſtunde geſchlagen hat. Das iſt allgemein menſchlich, und auch Arbeiter der höheren Stände machen es nicht viel anders.

Ein Haus nach dem andern wird fertig, und nun zieht der erſte „herrſchaftliche“ Miether ein. Mit vollbeladenen Möbelwagen kommt er, mit ſeinen ſiebenmal ſiebenundſiebzig und mehr Sachen, mit Haus- und Küchengeräth, mit Blattpflanzen und Kanarienvogel, mit all dem Kram und Trödel, den der moderne Menſch für die kurze Zeit ſeines Aufenthaltes hier nöthig zu haben glaubt. Das erſte Klavier in der neuen Straße wird abgeladen — ein kulturhiſtoriſch bedeutender Augenblick. Ach, daß es das einzige bliebe! Wie viel Kummer und Elend könnte dadurch verhütet werden! Aber eins folgt dem andern nach, bis alle Häuſer zwei-, drei- bis zwölffach mit Klavieren beſetzt ſind, und es überall tönt und klingt wie auf ſommerlicher Flur, wenn die Grillen laut werden. Aber das klingt doch ein gut Theil beſſer und hält auch nicht das ganze Jahr über an.

Woher kam der erſte Miether? Vielleicht war er einer der unzähligen von außerhalb Zuziehenden oder, aus einem andern Stadttheil verſchlagen, ſuchte er eine Gegend auf, wo er weniger Geräuſch oder friſchere Luft oder beſſeren Erwerb zu finden hofft. Dem erſten Miether folgen raſch andere. An den Fenſtern fangen die Plakate an zu verſchwinden, an einer Fenſterreihe nach der andern werden Gardinen ſichtbar, ein Zeichen, daß die Etage bewohnt iſt. Mit Vorſicht zuerſt, bald aber dreiſter werden die ſchwebenden Balkons

Digitized by Google

betreten. Es ſcheint ungefährlich zu ſein — ſie halten! Der Poſtbote ſteigt die Treppen auf und ab, die Portiers treten mehr und mehr in Thätigkeit mit Thüröffnen und Ränkeſpinnen. Bolle durchklingelt die Straße. In einem Hauſe wird ſchon getanzt. Es iſt verwundert darüber und zittert ein wenig, fällt aber nicht um, weil es von den beiden Nebenhäuſern gehalten wird. Der erſte Leierkaſten läßt ſich auf einem Hofe hören. Sperlinge und Schnorrer theilen einander die Adreſſen derjenigen Bewohner der Straße mit, bei denen etwas zu bekommen iſt.

Es macht ſich äußerlich nicht kundbar, in welchem Hauſe der neuen Straße das erſte Kind geboren iſt. Das frohe Ereigniß bleibt im Innern des Hauſes; was davon nach außen gelangt, verliert ſich im Poſtbriefkaſten und in den Spalten einer Zeitung. Wann aber der erſte Menſch in der Straße geſtorben iſt, erfahren ſo ziemlich alle Bewohner derſelben, falls ſie nicht zu lang iſt. Ihn heraustragen und wegfahren zu ſehen, iſt ein kleines Feſt für Kinder und müßige Leute, und keiner der Zuſchauenden denkt daran, daß auch er einmal aus dieſer oder einer anderen Straße auf ähnliche Weiſe weggeführt werden wird. Nicht lange nach dem erſten Begräbniß findet der erſte Dachſtuhlbrand ſtatt, und die vortreffliche Berliner Feuerwehr in voller Thätigkeit zu ſehen, iſt wieder für die Straße ein bedeutendes Ereigniß und für die Bewohner derſelben mit Ausnahme derjenigen, bei denen es brennt, ein kleines Feſt.

Unterdeſſen hat ſich ſchon herausgeſtellt, daß verſchiedene der neuen Anſiedler ſich ſtark verrechnet haben. Das iſt zunächſt der Fall bei einer Zahl von Materialwaarenhändlern. Es ſind ihrer viel zu viele für den Bedarf der Straße. Nun können Dichter

Digitized by Google

zu Dutzenden in derselben Straße, ja sogar in demselben Hause wohnen, ohne daß sie einander Konkurrenz machen und in ihrem Erwerb beeinträchtigen. Ihnen sind keine engen Schranken gezogen, ihre Absatzgebiete erstrecken sich über das Weichbild der Stadt, ja selbst über die Landesgrenzen hinaus. Und wenn sie in großen Horsten beisammen wohnten wie die Reiher, würden sie doch nicht Noth leiden, vorausgesetzt daß überhaupt Nachfrage nach ihren Erzeugnissen vorhanden ist. Ganz anders verhält es sich mit dem Mehl- und Vorkost-, mit dem Materialwaarenhändler: er ist auf seine nächste Umgebung angewiesen. Hat er in dieser keine Kundschaft, so ist er verloren. Nun kann man ausrechnen, wie viel Häuser er als Kundenrevier haben muß, um leben zu können. Es sind nicht so sehr viele dazu nöthig, fast in jeder neuen Straße aber haben sich schon von vornherein so viel Materialisten angesetzt, daß auf jeden von ihnen zu wenig Häuser kämen, wenn diese zu gleichen Theilen unter sie vertheilt würden. Jeder ist mit der Hoffnung gekommen, in dem neu aufgeschossenen Stück Hauptstadt seine Nahrung zu finden, es zu einem blühenden Geschäft zu bringen; nun erkennt er mit Schrecken, daß noch verschiedene andere denselben Gedanken gehabt haben wie er, und es beginnt ein unerfreulicher Kampf ums Dasein. Alle Mittel, Kunden zu bekommen, werden versucht. Mit Seife in glänzender Umhüllung, mit Zuckersachen, mit Obst und Backwerk, mit baarem Gelde werden die Dienstmädchen geködert, umworben und gewonnen, denn wer sie hat, der hat die Herrschaften, die größtentheils, was die Bezugsquelle ihrer Nahrung betrifft, von dem Geschmack ihrer jedesmaligen Minna oder Rieke abhängig sind. Manchem aber glückt es nicht trotz alles Aufwandes von kleinen Geschenken, vielleicht weil

Digitized by Google

er kein einnehmendes Aeußere hat oder nicht redegewandt ist, oder auch aus gar keinem anderen Grunde, als weil ihrer zu viele sind. Es müssen eben einige von ihnen eingehen, und zu denen gehört er.

Da sitzt nun ein armer Geschäftsmann, der kein Glück hat, in seinem Laden und wartet vergebens auf Kunden, wie ein junger Arzt auf Patienten wartet. Aber dem Doktor können wenigstens keine Vorräthe verderben; seine Kenntnisse erhalten sich lange, seine Instrumente werden nicht so leicht unbrauchbar. Dem kundenlosen Kaufmann aber gehen seine Waaren um so rascher zu Grunde, als das Haus noch neu ist. Die Wände sind noch nicht ausgetrocknet, die Gelasse sind feucht. Das Mehl wird muffig, die Wurst anrüchig, das Bier sauer, der Essig kahmig, die Apfelsinen verwandeln sich in Kugeln von blaugrünem Schimmel. Es kann gerollt werden, wie ein Anschlag im Schaufenster besagt, aber es wird nicht gerollt. Die Rolle steht still einen Tag wie den andern. Da der Besitzer dieses Geschäfts nichts zu thun hat, so steht er häufig vor der Thür auf der Straße und belauert seinen glücklicheren Nebenbuhler, der ihm gegenüber wohnt oder auch nebenan. Um jedes Viertelpfund Käse, um jede Düte Salz, die von demselben geholt wird, beneidet er ihn — er fängt an ihn zu hassen. So ist er im Begriff, ein ganz böser Mensch zu werden, aber zum Glück ist das Ende nicht weit. Seine Waaren schwinden hin, ohne verkauft zu werden, Ratten und Mäuse theilen sich in das Letzte. Seine Mittel sind erschöpft, eines Tages macht er zu und ist verschwunden. Die Welle, die ihn anspülte, hat ihn wieder weggenommen. Ob er wohl an einer andern Stelle des Häusermeers der Hauptstadt noch einmal auftauchen wird, um aufs Neue sein Glück zu versuchen?

Digitized by Google

Ein ähnliches Schickſal erleidet ſo mancher Bäcker, ſo mancher Fleiſcher oder Cigarrenhändler. Die neuen Stadttheile im Weſten ſind ſo voll von Wracken, wie das Skagerack oder die Sulina-Mündung. Beſonders auch mancher Reſtaurateur geht in einer neuen Straße zu Grunde. Es iſt überhaupt eine ſehr gewagte Sache für einen ſolchen, an der Peripherie der Stadt ein Geſchäft zu gründen, beſonders wenn er etwas hoch hinaus will, Echtes verzapft oder vielleicht ſein Lokal ſtilvoll einrichtet. Glücklich, wer eine ſtändige Kundſchaft von Droſchkenkutſchern oder Pferdebahnbedienſteten hat, mit anderem Publikum ſieht es ſchlecht aus im äußerſten Weſten. Stammgäſte wollen ſich dort nicht recht anfinden, auch wenn ein runder Tiſch daſteht, um den ſie ſich herumkryſtalliſiren können. Es ſtrömt alles, was trinken will, dem Innern der Stadt zu, im Winter wenigſtens.

Was für Verrechnungen von Bierwirthen kommen in einer neuen Straße vor! Da haben in einer, die nur kurz iſt, an vier Ecken ſich Reſtaurants aufgethan, und ka um eines könnte nothdürftig beſtehen. An einem der Art ging ich früher öfters vorüber. Es war großartig angelegt und hatte prächtige Spiegelſcheiben, aber einen Gaſt ſah man nie darin. Hinter der einen großen Spiegelſcheibe ſtand immer, wenn ich vorbeiging, ein Kellner, ein ſchon ältlicher Herr mit einer Serviette unter dem Arm und dem Ausdruck unſeliger Traurigkeit im Geſicht. Da er immer ganz ſtille ſtand und ſich nicht im Mindeſten bewegte, ſo erſchien er wie ein Bild in einem Rahmen, und dieſem Bilde gab ich die Unterſchrift: „Die Wehmuth.“ Er rührte mich ſo ſehr, daß ich faſt einmal hinein gegangen wäre. Aber die Schauer der Einſamkeit, die hinter den Spiegelſcheiben herrſchte, und die Ahnung, daß ein

Digitized by Google

traurig machendes Naß dort verſchenkt würde, hielten mich ab. Auch fürchtete ich, nachdem ich Wochen lang geſäumt, daß ich nun den aller Geſellſchaft entwöhnten Kellner durch mein Kommen mehr erſchrecken als erfreuen möchte.

Aber er dauerte mich ſehr. Daß er niemand bedienen konnte, war ja nicht das Schlimmſte, aber daß er gar keine Trinkgelder einnahm, mußte ihn zu Grunde richten. Ein Kellner, der keine Trinkgelder bekommt, iſt wie eine Pflanze, die nicht begoſſen wird. Früher oder ſpäter muß ſie eingehen, auch wenn ſie ein zähes Leben hat.

So ging es auch dieſem Kellner. Jeden Tag ſah er trauriger aus, und immer tiefer hing ſeine Naſe herab. Eines Tages war er aus dem Rahmen verſchwunden. Ich glaube, daß er vertrocknet iſt und alsdann weggeſchafft. Bald darauf machte der Wirth zu.

Nach und nach ordnen ſich die Verhältniſſe in der neuen Straße. Was nicht beſtehen kann, geht ein, und das ſich Erhaltende fügt ſich in einander. Unterdeſſen hat die Pferdebahn ihre Fangarme ſchon dorthin ausgeſtreckt, hat das Telephon ſchon die Dächer mit feinen eiſernen Fäden überſponnen. In der Nähe aber entſteht wieder eine neue Straße, und in ihr wiederholt ſich daſſelbe Spiel.

Digitized by Google

Von der Weichbildgrenze.

Nein, ich möchte nicht mitten in der Stadt wohnen, auch nicht um den billigſten Miethspreis. Zwar zuerſt, als ich mir ein Heim in Berlin gründete, habe ich mich im Innern der Stadt, die damals noch eine gemüthliche Mittelſtadt war, niedergelaſſen, dann aber, dem Zuge nach Weſten folgend, bin ich immer weiter in dieſer Richtung vorgerückt, bis ich jetzt glücklich die Weichbildgrenze erreicht habe. Ja, ich habe ſie ſchon überſchritten, ich wohne gar nicht mehr in Berlin. Erſt, als ich gemiethet und den Vertrag mit meinem neuen Hauswirth unterzeichnet hatte, machte ich die Entdeckung, daß ich nach Charlottenburg übergeſiedelt war.

Berlin und Charlottenburg ſind weder durch eine Mauer, noch durch eine Feldmark, nicht einmal durch einen Zaun von einander getrennt, ſondern man geht über die Straße von dem einen Ort zum andern, ohne durch irgend etwas aufgehalten zu werden. Die Südſeite der Kurfürſtenſtraße mit dem, was dahinter liegt, von der Zwölfapoſtelkirche an, iſt Charlottenburgiſch, die Nordſeite Berliniſch. Beide Städte ſehen in dieſer Gegend einander ſehr ähnlich: die Bauart der Häuſer iſt dieſelbe und die Bewohner der Häuſer auf beiden Seiten gehören offenbar auch derſelben Art an.

Digitized by Google

Als ich entdeckt hatte, daß ich Charlottenburger geworden war, gab ich mich einer thörichten Hoffnung hin. Ich hatte einmal davon gehört, daß gewisse Ortschaften Jahrhunderte hindurch von den Steuerbehörden übersehen worden und in Folge dessen steuerfrei geblieben waren. Wenn das ganzen Ortschaften begegnen kann, dachte ich bei mir, um wie viel leichter ist es möglich bei einem einzelnen Hausstande! Daß ich außer der Zeit umzog, bestärkte mich in der Hoffnung, übersehen zu werden. So wiegte ich mich in einem angenehmen Traum, bis mir eines Tages durch einen Mann von dienstlichem Aeußern und freundlichem Wesen ein großer Schreibebrief überreicht wurde, der auf der Vorderseite meine Adresse mit der schon selten gewordenen Bezeichnung „Wohlgeboren" trug, auf der Rückseite aber das Insiegel der Stadt Charlottenburg aufwies: es stellt ein altes mit Thürmen geziertes Stadtthor dar, darüber befindet sich eine Mauerkrone und darunter ein fliegendes Banner. Noch als ich den Brief schon in der Hand hielt, dachte ich an nichts Arges, sondern machte mir allerhand angenehme Gedanken. Der Magistrat von Charlottenburg, sagte ich zu mir, schreibt an dich. Was in aller Welt hat er dir zu schreiben? Sollte dieser Brief vielleicht die Ernennung zum Stadtdichter enthalten? Fürwahr, eine ehrenvolle und ziemlich einträgliche Stellung! Wenn ich mich recht erinnere, erhielt ein städtischer Dichter jährlich ein Fäßchen Wein aus der Rathskellerei, außerdem zu Weihnachten einen Anzug von flandrischem Tuch und endlich für jedes Festcarmen, das er im Auftrag der Stadt verfertigte, einen Dukaten als Ehrensold. So dachte ich mich schon in die angenehmsten Verhältnisse hinein, als ich aber den Brief unter sorgfältigster Schonung des Siegels öffnete und hineinsah,

Digitized by Google

bemächtigte ſich meiner bittere Enttäuſchung. Das Schreiben enthielt weiter nichts als die Benachrichtigung, daß ich in Bezug auf Steuerpflichtigkeit von dem Berliner Magiſtrat dem Charlottenburger Magiſtrat überwieſen worden ſei.

„Das Unvermeidliche mit Würde tragen“, recitirte ich einen alten Stammbuchvers und ergab mich in mein Schickſal, denn ich hatte ſonſt an dem Wohnen in Charlottenburg nichts auszuſetzen. Auf Berliner Seite wird allerdings von allerlei Nachtheilen geredet, welche mit dem Ueberſiedeln auf das jenſeitige Weichbild verbunden ſein ſollen, ich habe aber von denſelben bis jetzt noch nichts bemerken können. Sehr hoch veranſchlage ich es, daß ich von der Poſtbehörde zu Berlin W. gerechnet werde, ohne darum genöthigt zu ſein, auch noch für Berlin Steuern zu zahlen.

Den Hauptvortheil aber, den ich erlangt habe, iſt dieſer, daß ich am Ende des bewohnten Berlin-Charlottenburg angeſeſſen bin. Ich wohne da, wo die Welt hier und dort mit Brettern zugenagelt iſt, und über Zaunplanken hinüber ſehe ich, wie die Kinder auf den Bildern der Kate Greenaway, in eine andere Welt hinein. Dieſelbe beſitzt manches Anziehende, wenn es auch zu wünſchen wäre, es gäbe auf ihr weniger altes Schuhwerk und nicht ſo viele zerbrochene Weißbierkruken.

Auf meinem erſten Ausgange erblickte ich etwas, das mich ſehr angenehm berührte: einen alten Herrn, der in ſeinem Garten Spargel ſtach und dabei eine Pfeife rauchte. Bedächtig ſchritt er die Rabatten entlang, und wo er einen Spargelkopf ſah, der im Begriff ſtand, den Boden zu durchbrechen, hielt er an und bückte ſich. Kunſtgerecht hob er den Wurzelſchoß aus, legte ihn in ein Körbchen und mullte ſorgfältig den

Digitized by Google

aufgelockerten Boden wieder zu. Ich beobachtete den Alten ein halbes Stündchen mit Genuß bei seiner angenehmen Arbeit. Wie ich nun auf den Beeten, die er noch nicht abgesucht hatte, eine ziemliche Anzahl von Spargeln bemerkte, die am Durchbrechen waren, sagte ich zu mir: Wenn er einen von diesen Spargeln übersieht, so wird mein Loos in der Marienburger Lotterie gewinnen. Er übersah aber keinen, und richtig gewann auch mein Loos nicht. Dem alten Herrn messe ich keine Schuld daran bei. Seine ganze Art und Weise gefiel mir, und eine günstige Meinung über ihn brachte es mir bei, zu bemerken, daß er in seinem Garten auch Rapontica zog. Diese Pflanze erfreut nicht allein das Auge durch ihre Blumen, sondern ihre Wurzel liefert auch, richtig zubereitet, einen schmackhaften Salat.

Ein zweites Angenehmes fand ich, als ich die kurze Straße, in der ich jetzt wohnte, in der Richtung nach Süden zurückgelegt hatte und ins Freie trat. Gleich auf der ersten Schuttwiese entdeckte ich eine Haubenlerche, die dort geschäftig und munter umherspazierte. Welch eine erfreuliche Erscheinung für das sperlingsmüde Berliner Auge, dieser zierlich geschopfte Vogel, der noch dazu ein Singvogel ist, wenn auch sein Gesang mit dem der Feldlerche sich nicht messen kann. Noch war ich in den Anblick der Haubenlerche versunken, als zu mir aus großer Nähe ein merkwürdiger Ton drang: das Meckern einer Ziege. Und siehe, da stand auch eine solche auf einem Stück Unland, eine wirkliche lebendige Ziege. Wie aber wurde mir zu Muthe, als ich in der Nähe dieser ersten Ziege noch mehrere andere entdeckte! Es waren ihrer zusammen sieben, also eine ganze Herde, und einige von ihnen hatten Besuch von Hühnern. Jetzt fehlt nur noch eine Kuh, sagte

Digitized by Google

ich zu mir, und wir haben das ganze Landleben beiſammen. Zuletzt gewahrte ich noch etwas, was nicht erfreulich, aber charakteriſtiſch für die Weichbildgrenze war. Aus blühender Melde erhob ſich ein Strolch, der dort ſein Mittagsſchläfchen gehalten hatte. Langſam richtete er ſich auf, reckte ſich und gähnte. Dann warf er einen Blick auf die Landſchaft und trottete ſchwerfällig über die Scherbenſteppe von dannen in der Richtung nach Wilmersdorf zu.

Ich konnte, wenn ich auf meinem Balkon ſtand, noch über offenes Land ſehen bis zum Grunewald. Zunächſt aber fiel mein Blick auf Roggen- und Kartoffelfelder. Der Roggen hatte etwas Spärliches und Dürftiges, aber es war doch echter Roggen. Die Kartoffelpflanzen ſchienen ſich recht gut zu entwickeln. Sie ſtanden in einem Sandboden, der merkwürdig viel Draht und Blech, ſowie zahlreiche Ueberreſte von alten Jacken und Stiefeln und eine Menge Scherben der verſchiedenſten Art enthielt.

Neben dieſen bebauten Feldern erregte meine Aufmerkſamkeit auch das unbeſtellte Land, das ſich allmählig von ſelbſt in eine Art von Wieſe verwandelt. Dasjenige Unland, das zunächſt den letzten Häuſern liegt, hat aber nur wenig Wieſenartiges an ſich. Sperrige Unkräuter wachſen darauf, manche mit mehligem oder anſcheinend fettigem Laube — wenig iſt dabei von reizvoller Geſtalt oder einladendem Duft. Das Ganze deſſen iſt hier zu finden, was die Botaniker Ruderal-Flora nennen. Wer dieſe immerhin nicht unintereſſante Pflanzenwelt gründlich kennen lernen will, dem iſt eine Exkurſion an die Weichbildgrenze anzurathen. Er muß aber dieſe Gegend beſuchen um die Mittagszeit, wenn die Schutt-

Digitized by Google

halden im Sonnenſchein liegen. Dann hat das Ganze Charakter.

Je weiter man ſich von den Häuſern entfernt, ein um ſo beſſeres Ausſehen gewinnen die Wieſen. Die Menge der Gräſer nimmt zu, und hübſche Blumen finden ſich ein. Und während ſich an ſo angenehmem Anblick das Auge erfreut, vernimmt das Ohr zugleich etwas anderes Erfreuendes. Schon über den Schuttwieſen erklingt der Jubel der Lerche, und wenn man noch ein wenig weiter geht, ſo kann man auch ſchon die Goldammer hören, was ein Zeichen iſt, daß nun das „Land“ anfängt. Des Kuckucks weitſchallender Ruf aber klingt bis tief in die mit Häuſern bebauten Straßen hinein. Hie und da ſteht zwiſchen Feldern und Wieſen ein Baum oder Buſch. Beſonders gefällig ſind ein paar große Hollunderhorſte, durchflochten von wildem Hopfen und zur Blüthezeit ganz bedeckt mit ſchimmernden weißen Dolden. Die Hollunderhorſte umgiebt ein Kranz von Brennneſſeln und Klebkraut, und auch dieſe beiden Unkräuter ſind durchflochten und umwunden von einer merkwürdigen Pflanze. Wie verworrenes Garn liegt ſie auf den Kräutern, blattlos und im Frühling auch noch blüthenlos. Vogelſeide wurde ſie ſonſt genannt, auch Unſer Frauen Seide. Hopfen- oder Neſſelſeide heißt ſie jetzt, die Botaniker nennen ſie Cuscuta europaea. Sie geht im Erdboden auf, wenn ſie aber etwas findet, an das ſie ſich anklammern kann, löſt ſie ſich los vom Boden und lebt von der Zeit ab als Gaſt auf der fremden Pflanze, ſie mit zahlloſen Fäden umſchlingend, ſie ausſaugend und erwürgend.

Noch hatte ich den freien Blick in das offene Land hinein, aber nicht lange dauerte es, und ich war eingebaut. Ziehe ich weiter hinaus, um wieder ans freie Land zu kommen, ſo

Digitized by Google

begegnet mir in kurzer Zeit dasselbe. Alles, was da draußen noch unbebaut liegt, die Roggen- und Kartoffelfelder, die Schuttwiesen und die noch mit Blumen prangenden Wiesen: alles das ist Bauterrain. Die Straßen sind auf dem Plan schon verzeichnet, und man kann auch draußen schon sehen, wie sie verlaufen. Bei einigen sind an den Seiten schon Pflastersteine und Granitschwellen angehäuft. An den Seiten der Straßen, überall in Wiesen und Feldern stehen Tafeln, auf denen man lesen kann, daß hier so und so viel Baustellen zu verkaufen sind. Wo jetzt noch die Haubenlerche zwischen Unkräutern spazieren geht, auch da werden Menschen geboren werden und sterben.

Berlin schreitet rasch vor. Jedes Jahr wird die Goldammer um ein Stück weiter zurückgedrängt. Aus dem Unland, wo jetzt noch der Strolch in der Melde sein Schläfchen hält, schießen im nächsten Jahr Miethshäuser empor, auch eine Art von sperrigem, graumehligem Unkraut. Aber das wird nicht immer so fortgehen. Die Unkräuter der Weichbildgrenze, die jetzt immer weiter zurückweichen, werden auch einmal wieder vordringen in das Innere der Stadt hinein, bis sie zuletzt unter den Linden Platz genommen haben und dort sich ausbreiten. Ich stelle mir manchmal Berlin vor, wie es wieder verödet und verlassen sein wird. Ungeheure Eichen erheben sich über die Ruinen der Stadtbahn. Aber sie sind nicht die ältesten Bäume auf dem Gebiet des ehemaligen Berlins. Das sind noch dieselben, die auch jetzt hier die ältesten sind, die beiden Eibenbäume im Herrenhausgarten in der Leipzigerstraße, deren ältester jetzt schon auf eine Reihe von Jahrhunderten zurückblickt. Beide Bäume stammen aus der Zeit, als um sie her noch Wald war. Nun, stelle ich mir vor, sind

Digitized by Google

ſie in die Zeit hineingewachſen, da wieder um ſie her Wald iſt. Da ſtehen ſie mitten im Dickicht, und alles iſt ſtill. Da plötzlich knackt es im Strauchwerk unter ihnen, und ein flüchtiges Reh bricht hervor. Nicht lange darauf neues Krachen im Unterholz, und, offenbar dem flüchtigen Wilde folgend, erſcheint ein Rudel grauer hundeartiger Thiere. Da ſagt der ältere der beiden Eibenbäume zu dem jüngeren: „Saheſt du die Thiere, die ſoeben hier durchbrachen und vorbeiliefen? Das waren Wölfe. Solche habe ich einmal ſchon geſehen, als ich noch jung war. Dies ſind die erſten wieder, die ich ſeit langer, langer Zeit zu ſehen bekomme.“

Digitized by Google

Was reden sie mit einander?

Was reden die beiden mit einander, der Soldat und die Köchin? Es scheint Thatsache zu sein, daß sie überhaupt nicht viel mit einander reden. Wenn er unten auf dem Hof steht, mit der für den Zuhörenden so wenig angenehmen Arbeit des Teppichklopfens beschäftigt, und sie steht am offenen Küchenfenster, so ruft er, im Fall er sonst ein Mann von guten Einfällen ist, ihr wohl hin und wieder eine scherzhafte Bemerkung zu, auf welche sie, wenn sie eine behende Zunge hat, wohl auch mit gleicher Münze erwidert. Gewöhnlich aber besteht ihre ganze Unterhaltung darin, daß er hinauf und sie hinab sieht. Dabei kommt es leicht vor, daß hinter ihrem Rücken, ohne daß sie etwas davon bemerkt, ein Topf überkocht oder eine Suppe anbrennt oder ein Aal flüchtig wird. Daran, daß sie plötzlich zusammenfährt und sich umdreht, merkt der Soldat es, daß die Hausfrau mit einem zürnenden: „Aber, Marie!“ in die Küche getreten ist

Was er in der Küche selbst — angenommen, daß er dort überhaupt auftritt — mit ihr redet, ist sehr schwer zu ermitteln. Er ist sehr vorsichtig und läßt sich nicht leicht

Digitized by Google

vom Feinde beſchleichen. Wird er aber einmal überrumpelt, ſo ſteht er ſtill und beſcheiden da. Vor der Thüre, wo der eigentliche Platz für Unterhaltung iſt, treffen ſie natürlich auch zuſammen. Man ſieht ſie neben einander ſtehen, es gehört aber ein beſonderes Glück dazu, ſie mit einander reden zu hören, und auch dann iſt die Sache nicht der Rede werth. Es ſind Mittheilungen, die noch unintereſſanter ſind als die meiſten telegraphiſchen Depeſchen der öffentlichen Blätter. Und das will doch viel ſagen.

Mit voller Muße kann man beide beobachten an den Feiertagen in den Biergärten von Moabit oder in der Haſenheide, wohin er ſie oder ſie ihn am Sonntag ausgeführt hat. Da ſitzen ſie nun beide und ſchweigen einander an. Es giebt ja Soldaten, welchen die Gabe des Redens verliehen iſt, aber ſie ſind ſelten. Für gewöhnlich fehlt unſerm Krieger, was ich den „nöthigen Vorrath“ zur Unterhaltung nennen möchte. Der fehlt aber auch vielen andern unter uns. Ach, es iſt gewiß ein großes Glück, dieſen „nöthigen Vorrath“ zu beſitzen! Er ebnet den Lebenspfad, er hilft zu Verdienſten und Titeln, er bedeckt die Bruſt mit Orden, er iſt im praktiſchen Leben mehr werth als viele Tugenden. Wehe demjenigen, welchem ganz der „nöthige Vorrath“ fehlt — der, wenn er dem Manne vorgeſtellt iſt, welcher ſein Glück machen kann, daſteht wie ein Oelgötze, weil von allen den hunderttauſend Gegenſtänden, die zur Anknüpfung eines Geſpräches ſich eignen, im Augenblick auch nicht ein einziger ihm einfällt.

Aber ich komme zu weit ab von der Köchin und ihrem Schatz. Oft in Moabit, in der Haſenheide und an andern Orten habe ich ſolch ein ſtummes Paar lange beobachtet und mir Gedanken darüber gemacht, was wohl während des

Digitized by Google

Schweigens in ihren Seelen vorgeht. Beide fühlen offenbar, daß es nicht das Richtige iſt, unter ſolchen Umſtänden nichts zu ſagen, ſondern daß zum Ganzen des Liebesglückes die Unterhaltung mitgehört. Aber wie dieſelbe anknüpfen? Ihm geht mancherlei durch den Kopf: er denkt an den harten Dienſt, an Schweinebraten, an die Ernteverhältniſſe auf dem Lande. Aber das ſind ja alles Gegenſtände, welche ſeinen Schatz unmöglich intereſſiren können. Wenn er ſie anblickt, wie ſchmuck ſie ausſieht in ihrer ſommerlichen Kattunfahne, ſo kommt über ihn wohl eine Ahnung, daß es wohl noch andere Stoffe zur Unterhaltung geben könne, als die erſtgenannten; aber ihm fehlt der „nöthige Vorrath". Aehnlich ergeht es auch ihr: Sie nimmt an, daß ihre Dienſtverhältniſſe für ihn ſo wenig Intereſſe haben als die ſeinigen für ſie. Wovon ſoll ſie mit ihm reden? Von der Schlechtigkeit der Herrſchaft? Von der Treuloſigkeit der Minna? Wohl gar von ihrem eigenen ehemaligen Schatze, der jetzt angeblich in Prenzlau iſt? Wenn ſie ihren Schatz anſieht, wie ſtattlich er ſich ausnimmt in der kleidſamen Uniform, hat ſie wohl ein Gefühl, als möchte ſie laut aufjubeln und viel Geſchirr zerbrechen vor Freude; aber ein lautes „Heiaho, du Holder!" anzuſtimmen, verwehrt ihr ihre zurückhaltende Art und ihr Bildungsgrad. Wenn ſie eine Freundin — ſei es auch eine Nebenbuhlerin — bei ſich hat, ſo liegt die Sache viel günſtiger. Dann haben die Freundinnen ſtets ſo viel einander zu erzählen, daß keine Pauſe in der Unterhaltung eintreten kann. Er aber hört lächelnd zu und wirft zeitweiſe ein Wörtchen ein, was ihm den Anſchein giebt, als leitete er die ganze Unterhaltung, in der Weiſe über derſelben ſtehend wie der Präſident eines Parlamentes, der die Debatte leitet.

Digitized by Google

Sind aber beide allein, ſo wird die Sache mit der Zeit peinlich. Die bloße Gegenwart des Schatzes iſt ja ſchon ſehr erfreulich, trotzdem wird ihm, dem Soldaten, nach und nach klar, daß etwas geſagt werden oder etwas geſchehen muß. Schon wünſcht er, daß irgend ein ſchreckliches Ereigniß eintrete, damit er Gelegenheit erlange, die Liebſte aus dem Waſſer zu ziehen, oder aus den Flammen zu tragen, oder auch, was ihm das Angenehmſte wäre, ſie herauszuhauen. Da findet er plötzlich das erlöſende Wort. Indem ſeine Blicke auf ſein Bierglas fallen, findet er, daß daſſelbe beinahe leer iſt. Schnell trinkt er es aus und nach einem raſchen mit ihr gewechſelten Blicke ruft er dem vorüberwandelnden Kellner zu: „Mir noch ein Seidel!“ Gewöhnlich ertönt dann von einem Nebentiſche her aus dem Munde eines Kameraden, der in gleicher Nothlage ſich befand, ein ebenſo erlöſend wirkendes: „Mir auch!“

Digitized by Google

Am Wahltisch.

Es war ein ſtiller und friedlicher Herbſtmorgen, der des letzten Dienſtags. Die Luft war ſo ruhig, daß es ſcheinen konnte, als ſtände das Laub in ihr völlig bewegungslos. Sah man ſchärfer zu, ſo bemerkte man, daß Blätter und Zweigſpitzen leiſe ſich regten.

Auf dem Wege zum Wahlplatz nahm ich nichts Beſonderes wahr; an Ort und Stelle fiel mir die große Ruhe auf, die daſelbſt herrſchte. Ein Zuſammenſtrömen von Menſchen war nicht zu bemerken, ebenſowenig ein Stoßen und Drängen vor dem Wahllokal. Man ſah draußen keine Männer, die einander ins Knopfloch gefaßt hatten und heftig auf einander einredeten. Auch ſolche gab es nicht, die, neben anderen hergehend, mit der rechten Hand erklärend in der Luft umherfuhren oder betheuernd ſich auf die Bruſt ſchlugen. Ringsum ſtanden nicht zwei, die ihre Köpfe zuſammenſteckten und einander etwas zuraunten. Niemand zog widerſtrebende Freunde nach ſich, niemand nahte ſich ſtolz und ſiegesgewiß an der Spitze zahlreicher Trabanten. Die Straße war leer und ſtiller als gewöhnlich.

In der Thür des Hauſes, in dem die Wahl ſtattfand, hatten zwei Herren geſetzten Alters ſich poſtirt. In ihren Blicken lag etwas von der ſanften Wehmuth, wie ſie den

Digitized by Google

Männern eigen iſt, die mit den Sammelliſten für Bezoar, den Männerkrankenverein und ähnliche Anſtalten in die Häuſer kommen. Sie forderten jedoch nichts, ſondern verabreichten an jeden, der das Haus betrat, eine Gabe in Geſtalt eines bedruckten Zettels. Ich kannte das ſchon von früher her und wußte auch, daß man dieſe Zettel ohne Dank und mit ſcheinbar vollkommener Gleichgiltigkeit entgegenzunehmen hat.

Zu anderen Zeiten, erinnere ich mich, erhielt man am Eingang der Wahllokale drei oder vier ſolcher Zettel. Daraus, daß es diesmal nur zwei waren, konnte man ſchon abnehmen, daß nur die beiden großen Hauptparteien um den Preis des Tages rangen. Was an feineren Schattirungen zwiſchen Schwarz und Weiß lag, mochte zuſehen, wie es zur Geltung komme. So repräſentirten die beiden Zettelmänner etwa jene beiden, die in Bürgers wildem Jäger, einer rechts, einer links neben dem Wild- und Rheingrafen herreiten. Aber in dieſem Falle warnte weder der eine, noch machte der andere Umgarnungsverſuche; ſie erwarteten beide den Erfolg ihrer Mühe von der indirekten Wirkung durch Zettel.

Das Wahllokal ſelbſt machte einen überraſchenden Eindruck. Es beſtand aus vier kleinen Zimmern, welche durch niedrige und enge Thüren mit einander verbunden waren. Lange zerbrach ich mir den Kopf mit dem Nachdenken darüber, ob wohl in der übrigen Welt eine Lokalität zu finden wäre, die weniger zur Vornahme eines öffentlichen Wahlactes ſich eignete? Alles, was anfänglich von ungünſtigen Räumen mir einfiel, wollte meinen Forderungen nicht genügen; endlich fand ich Ruhe in dem Gedanken, daß vielleicht eine Wendeltreppe im Innern einer hohen und ſchlanken Säule eine noch weniger geeignete Oertlichkeit abgegeben hätte.

Digitized by Google

Nachdem ich in einem der vier Zimmer mich niedergelaſſen, that ich, was ich die andern thun ſah: ich zog die draußen erhaltenen zwei Zettel hervor und unterwarf ſie einer näheren Prüfung. Der eine trug die Ueberſchrift: „Konſervative und gemäßigt liberale Partei“.

Der Ausdruck „gemäßigt liberal“ machte mir Freude; er erinnerte mich an das „moderirte Verwüſten“, von dem eine Zeit lang viel die Rede war. Der andere Zettel enthielt im Druck nichts von Parteibezeichnung, mit der Feder aber war über die Namen der Wahlmannskandidaten geſchrieben: „Liberal.“ Ein Zuſatz: „und gemäßigt konſervativ“, der allenfalls hätte erwartet werden können, fehlte. Und dies geſchriebene: „Liberal“ — von welcher Feder rührte es her? Konnte es nicht hinzugethan ſein, um den Empfänger des Zettels irre zu führen? Aber eben ſo gut konnte die Deviſe des anderen Wahlzettels eine gefälſchte ſein, unter der ſtaatsfeindliche, ordnungswidrige Elemente ſich einzuſchmuggeln verſuchten. Die Möglichkeit war vorhanden, daß arge Liſt hier ihr Spiel treibe; und wenn ſie es that, ſo konnte ſie beinahe ſicher ſein, ihr Ziel zu erreichen. Aber Ehre, wem Ehre gebührt! In dieſem Falle war alles ehrlich, ordnungsgemäß und mit rechten Dingen zugegangen.

Von den Männern, die auf beiden Zetteln als Wahlmanns-Kandidaten aufgeführt ſtanden, war mir keiner bekannt. Es kann ſein, daß ich mit dem einen, der ein Bäcker war, einmal geſprochen, einem anderen, welcher der Nachtwächter-Branche angehörte, einmal die Hand gedrückt habe; aber beſchwören kann ich es nicht. Doch lernte ich einen der Kandidaten ſogleich im Wahllokale perſönlich kennen; einen ältlichen Herrn von gewinnendem Ausſehen, der mir unter allen

Digitized by Google

Zeichen unfrohen Staunens mittheilte, daß er ſoeben ſeinen eigenen Namen auf der Kandidatenliſte gefunden habe. Wie er zu der Ehre komme, wiſſe er nicht. Keine Mittheilung, nicht eine Andeutung habe man ihm darüber gemacht. Das war allerdings ein befremdender Fall. Sollte er einen Doppelgänger beſitzen, der hinter ſeinem Rücken die Kandidatur betrieben hatte? Oder handelte es ſich um eine Ueberraſchung zu ſeinem vielleicht auf dieſen Tag fallenden Wiegenfeſt? Dann war es eine der Ueberraſchungen, für die man auch bei guten Freunden ſich nicht zu bedanken pflegt.

Die Sache machte dem unfreiwillig Aufgeſtellten augenſcheinlich viel Sorge. Aufgeſtellt war er als „konſervativ und gemäßigt liberal" und dem Eindrucke nach, den er machte, war er dies auch. Aber war er es wirklich? Wenn er in ſeinem Herzen einer anderen Partei angehörte, in welche peinliche Lage war er dann durch das geheime Comité oder durch die guten Freunde gebracht worden? Indeſſen ſorgte ein gütiges Geſchick dafür, daß er bald aller Sorgen und Bedenken überhoben wurde. Denn zwei Stunden ſpäter war die Partei, die ihn ſich angeeignet und ihn aufgeſtellt hatte, zerſprengt und beſiegt, und ſein Mandat war ins Leere zurückgefallen.

Soweit jedoch waren wir noch nicht; die Schlacht ſollte erſt geſchlagen werden. Es mochte nicht viel nach neun Uhr ſein, als ich eine Stimme — ſie gehörte dem Vorſitzenden des Wahlbureaus an — ſagen hörte: „Meine Herren, es iſt Zeit, ans Werk zu gehen!" Schnell ſammelten ſich um ihn die Mitglieder des Bureaus, und wenige Sekunden darauf war das ganze Kollegium ſpurlos verſchwunden.

Da wir Wähler der Meinung waren, daß wir mit dem

Digitized by Google

Wahlvorstand in Zusammenhang bleiben, irgendwie mit ihm Fühlung behalten müßten, so machten wir uns sogleich daran, dem Entschwundenen nachzuspüren. Nach längerem Umhersuchen entdeckten wir, daß er in das hinterste der vier kleinen Zimmer, das mit den andern Räumen nur durch eine sehr enge Oeffnung in Verbindung stand, hineingeschlüpft war. Von dort her drang jetzt zu uns ein dumpfes unverständliches Gemurmel. Wir hielten den Odem an. „Jetzt," sagte ein Graubart, der schon manche Wahlkampagne durchgemacht haben mochte, „jetzt werden die gesetzlichen Bestimmungen verlesen." Wir lauschten andächtig, ohne eines einzigen Wortes habhaft zu werden. Nach einer Weile sagte wieder derselbe Graubart, welcher scharf zu hören schien: „Jetzt werden die Wähler der dritten Abtheilung mit Namen aufgerufen." Es mochte dem in der That so sein, denn die Töne, die zu uns gelangten, kamen jetzt in gewissen Intervallen.

Unterdessen tauchte aber auch drinnen im Schooße des Wahlbureaus der Gedanke auf, ob das ganze Vornehmen, auf solche Art weiterbetrieben, von Nutzen sei. Im Eingange der Vorstandshöhle erschien ein Parlamentair, der an uns die Frage richtete, ob wir die Namen, welche drinnen gerufen wurden, auch verstehen könnten. Ein einstimmiges „Nein!" war die Antwort, und kopfschüttelnd zog sich der Parlamentair in den Höhlengrund zurück. Nachdem man drinnen eine Weile berathen hatte, verfiel man auf ein praktisches Auskunftsmittel. Man stellte innen am Eingang des letzten Zimmers einen Herold auf, welcher die Namen, die am Wahltisch aufgerufen wurden, weiter in das nächste Zimmer hinausrief. Von den Wahlberechtigten waren so

Digitized by Google

wenige erschienen, daß dieser eine Raum die ganze Zahl derselben fassen konnte. Wäre der größere Theil der Urwähler auf dem Platze gewesen, so hätten noch zwei andere Herolde aufgestellt werden müssen, und diese drei hätten es dann mit den Namen der Wähler gemacht, wie die Maurer, wenn sie bei einem Bau einander die Steine zuwerfen.

Die Zahl der auf dem Papier stehenden Urwähler der dritten Abtheilung war in unserem Bezirk sehr groß; es dauerte lange, ehe sämmtliche Namen aufgerufen waren. Indessen hatte man Zeit, darüber nachzudenken, nach welchem Prinzip wohl das Verzeichniß der Namen angelegt sein könnte. Nach dem Alphabet waren sie nicht geordnet und nach den Häusern auch nicht, ebensowenig nach dem Beruf, nach dem Alter oder nach dem Körpergewicht ihrer Träger. Nein, man hatte offenbar jeden Namen einzeln auf einen kleinen Zettel geschrieben, die Zettel in einem Glücksrade durcheinander gemischt und nach Art der Loose einzeln herausgezogen. Wie sie gezogen wurden, trug man sie dann — das scheint mir unzweifelhaft — in die Liste ein. Mit diesem Modus mögen unberechenbare Vortheile verbunden sein; daß er aber in diesem Falle auch etwas Qualvolles mit sich brachte, kann nicht geleugnet werden. Niemand von den Hunderten, die in der Liste standen, konnte voraussehen, wann sein Name zum Aufruf kommen würde. Wenn zehn Schultzes in Folge eines sonderbaren Zufalles hinter einander aufgerufen wurden, so war damit noch keine Gewähr dafür geleistet, daß nun die übrigen Schultzes des Bezirks folgen würden. Müllers oder Schmidts traten unerwartet an ihre Stelle, und vielleicht erst eine Stunde später folgte der Rest Schultzes nach. Wenn ein Dutzend Bewohner desselben Hauses in ununterbrochener

Digitized by Google

Reihenfolge genannt war, ſo dachten die übrigen Hausgenoſſen natürlich, daß ſie nun auch an die Reihe kommen würden; aber in unbegreiflicher Launenhaftigkeit ſprang dann jedesmal das Verzeichniß auf ein anderes Haus in einer anderen Straße über. Und dabei war das Ende dieſer ganzen Prozedur nicht abzuſehen. Man hatte das Gefühl, eine Pappelallee entlang zu wandern, welche ſtets, wenn man glaubt, jetzt müſſe ſie zu Ende ſein, mit einer neuen Windung hervortritt.

Aber auch die ſchlimmſten Alleen hören endlich auf. Endlich war auch die letzte Pappel aufgerufen, und das Bureau machte ſich an die Stimmenauszählung. Die Arbeit war keine bedeutende; ich glaube nicht, daß zwanzig Prozent der Urwähler dritter Abtheilung erſchienen waren. Jedesmal, wenn ein Aufgerufener nicht kam, rief der Herold: „Iſt nicht!“ und dieſes „Iſt nicht!“ erklang wieder und wieder, unzählige Male. Von denen aber, die gekommen waren, traten nicht alle durchaus vorbereitet und unterrichtet vor den Wahltiſch. Einige ſuchten rathlos nach der Urne, in welche ihrer Meinung nach die beiden Wahlzettel gethan werden mußten; Andere beantworteten die Frage, wen ſie wählen wollten, als ob die Frage „wie?“ gelautet hätte, mit „konſervativ!“ oder: „liberal!“ oder: „gemäßigt liberal!“ Noch andere wählten aus Unkunde in falſche Abtheilungen hinein, wodurch verſprengte Stimmen ſich bildeten.

Das Wahlreſultat war feſtgeſtellt und lautete dahin, daß die liberale Partei mit wenig über ſehr wenig Stimmen geſiegt hatte. Ein Sieg ohne allen Glanz! Hätte die andere Partei ſich nur ein klein wenig angeſtrengt, wie leicht hätte ein Handſtreich ihr gelingen können! Wie ſehr würde ich mich gefreut haben, wenn es ihr gelungen wäre! Daß auf beiden

Digitized by Google

Seiten die Schanzen unbeſetzt waren, darin lag etwas Troſtloſes.

Jetzt trat die zweite Abtheilung in den Wahlkampf und hatte ihn ſehr bald hinter ſich. Die Zahl der eingetragenen Wähler war überhaupt nur gering, und nicht die Hälfte von ihnen war zur Stelle. Der Sieg war eben ſo leicht, für die Sieger aber ebenſowenig ruhmvoll und erfreuend wie der in der dritten Abtheilung erkämpfte.

Als ich des Reſultates ſicher war, dachte ich, daß ich meine Pflicht erfüllt hätte, und verließ das Lokal. Denn drinnen war die Luft fürchterlich geworden, und es ließ ſich annehmen, daß ſie draußen ſehr gut ſei.

Am Mittag von einem Spaziergange zurückkehrend, begegnete ich zwei mir bekannten Herren vom Wahlvorſtande. „Wiſſen Sie ſchon?“ fragten ſie mich mit einer Miene, in der Großfeuer oder Hauseinſturz lag. — „Wiſſen Sie ſchon?“

„Nichts weiß ich!“ erwiderte ich mit erzwungener Ruhe.

„Sie haben ganz falſch gewählt! Sie und alle mit Ihnen, wir auch, haben einem Mann unſere Stimme gegeben, der nicht wählbar iſt.“

Dieſe Nachricht machte mich ſo beſtürzt, daß ich ganz den Grund, weswegen der Mann nicht wählbar war, überhörte. Ich weiß nicht mehr, ob er zu jung oder gar nicht vorhanden war, oder vielleicht einer auswärtigen Nation angehörte. „Und was iſt nun geſchehen?“ fragte ich. — „Eine neue Wahl iſt vorgenommen!“ lautete die Antwort.

„Und ſie iſt ebenſo gut wie die erſte ausgefallen?“

„Gewiß. Ebenſo, reichlich ſo gut!“

„Welch ein Glück!“ rief ich und ging beruhigt nach Hauſe.

Digitized by Google

Einmal Grundbesitzer.

„Immer war es mein Wunsch," sagte mein Freund zu mir auf einem Spaziergange, „einmal ein Stück Land zu besitzen, auf dem ich selbst graben und pflanzen könnte."

„Das stimmt überein mit meinen Herzenswünschen," rief ich. „Es kommt mir, unter uns gesagt, nicht anständig vor, daß ein Mann in reiferen Jahren mit Frau und Kindern in einer Berliner Miethskaserne, gleichsam zwischen Himmel und Erde schwebend, seine Tage zubringt. Der kleinste Bauer, der auf seinem eigenen Grund und Boden steht, erscheint mir ansehnlicher als der wohlhabendste Mann, der als Miether eine Etage bewohnt. Aber der Landbesitz ist für mich ein schöner Traum geblieben."

„Für mich," sagte mein Begleiter, „ist der Traum einmal zur Wirklichkeit geworden. Ich war einmal Grundbesitzer."

„Und wo ist das gewesen?" fragte ich.

„Blick' einmal um dich. Von dem Paradiese, in dem wir uns augenblicklich befinden, hat ein Theil mir gehört."

Ich sah um mich, und was mein Freund ein Paradies nannte, schien mir eher die Bezeichnung Wüstenei zu verdienen. Wir waren vor die Stadt hinausgegangen, hatten

Digitized by Google

den Schuttgürtel passirt, der zunächst die Grenze des Weichbildes bezeichnet, und waren darauf in eine Landschaft eigenthümlicher Art gekommen. Der Boden war nicht bestellt und nur spärlich mit Unkraut und Gras bewachsen. Hier und da waren Bäume gepflanzt, von denen aber die meisten verdorrt waren. Auf dem Boden waren Spuren von Straßenanlagen in ihren ersten Anfängen bemerkbar. Mit einem Wort, es war ein wüstliegendes Villenterrain, wie es dergleichen mehrere in der Umgebung Berlins giebt.

„Hier also" — fragte ich, nachdem ich mich umgeschaut hatte — „hier hast du einmal Grund und Boden erworben?"

„Ja," erwiderte er, „in dieser reizenden Gegend! Und das ging so zu:

Es war um die Gründerzeit, als alles so vielversprechend aussah, als so vieles, das gar keine oder nur eine dunkle Vergangenheit hinter sich hatte, plötzlich Aussicht auf eine glänzende Zukunft bekam. Da kam ich eines Morgens mit einem Bekannten hierher, um Terrain zu kaufen. Es war ein wundervoller Tag im Frühjahr. Die Sonne schien, und in ihrem Lichte blitzten die unzähligen über die Felder verstreuten Glasscherben wie Edelsteine. Die Vögel sangen — — aber sangen sie auch wirklich? Es standen damals doch noch keine Bäume hier — wo saßen sie also während des Singens? Giebt es Vögel, welche auf dem platten Erdboden sitzen und singen?"

„So viel ich weiß," bemerkte ich, „giebt es solche Vögel nicht. Die Vögel werden aber wohl in den Lüften schwebend gesungen haben."

„Richtig," fuhr mein Freund fort, „in den Lüften

Digitized by Google

schwebten Vögel und sangen. Blumen blühten — ja, es blühten wirklich Blumen. Ueberall auf diesem magern Boden hatte das bescheidene Pflänzchen, welches auf deutsch Hungerblümchen, mit dem botanischen Namen aber Draba verna oder Erophila vulgaris genannt wird, seine winzigen Blüthen entfaltet. Auf der Stelle ungefähr aber, wo wir jetzt stehen, befand sich damals eine kleine Baracke, und in dieser saß der Mann, dem das ganze Terrain gehörte, und schlachtete es aus. Wir suchten ihn auf in seiner Bretterbude, die wir sehr primitiv eingerichtet fanden. Es war wenig mehr darin als ein Tisch und ein Stuhl. Auf dem Tische stand ein Tintenfaß, und einiges Papier lag darauf. Unter dem Tisch bemerkten wir ein paar Flaschen, einige Gläser standen dabei. Der Mann, der vor dem Tische saß, als wir eintraten, und geschrieben oder geschlafen haben mochte, erhob sich bei unserm Erscheinen. Nach höflicher Begrüßung musterte er uns ziemlich scharf. Gottlob, wir gefielen ihm offenbar, wir konnten hoffen, daß er uns für Geld und gute Worte etwas von seinem Lande ablassen werde. Er ging darauf mit uns hinaus und zeigte und erklärte uns alles. Dahin kam die Straße und dahin die. Und auf einem kleinen Blatt mit Bleistift aufgezeichnet hatte er das ganze Straßennetz der künftigen Villenvorstadt Rosenfelde — so sollte sie heißen. Den Plan zeigte er uns zum Beweise, daß alles wirklich sich so verhielt, wie er sagte. „Sehen Sie“ — sagte er — „da drüben, wo sich eben die Krähe hinsetzte, kommt ein Restaurant ersten Ranges hin. Auf jener Seite, wo der einzelne Halm steht — Sie sehen den Halm doch? — soll ein Aussichtsthurm erbaut werden. Dort, wo das Sonnenlicht so schön von einer zerbrochenen Flasche reflectirt wird, denkt der Doctor Müller

Digitized by Google

sein Asyl für unheilbare Kahlköpfe, verbunden mit einer Molkenkur-Anstalt und einem Brunnengarten, hinzusetzen. Eine höhere Schule bekommen wir sicher in wenigen Jahren hierher, und in Kreisen, die sonst als gut unterrichtet gelten, spricht man bereits von einem Theater. Der Pferdebahn-Anschluß ist uns sicher, Eisenbahn-Verbindung steht in Aussicht. Es ist gut für Sie, daß Sie heute noch gekommen sind; morgen werden sich voraussichtlich die Preise für die Quadratruthe schon ganz anders stellen."

Das war genug für uns, zum Abschluß des Geschäftes zu drängen. Wir sahen vor uns das ganze blühende Rosenfelde der Zukunft, und eine entsetzliche Angst befiel uns, wir könnten vielleicht nicht mehr in diese reizende Ortschaft hineingelangen. So kehrten wir denn mit dem Mann in sein „Bureau" zurück, woselbst sofort die Kaufverträge für zwei ansehnliche Grundstücke aufgesetzt wurden. Nachdem auch die Unterzeichnung stattgefunden hatte, holte der Prachtmensch eine Flasche Wein nebst einigen Gläsern unter dem Tisch hervor, korkte auf und schenkte ein. So wurde das Geschäft besiegelt. Der Wein, den der Mann uns credenzte, war, wie ich noch glaube, ein recht guter Ungarwein. Wir waren in glückseliger Stimmung, und es fehlte wenig daran, daß wir unsern Geschäftsfreund umarmt hätten. Er war ein zu gemüthlicher Kauz und hatte ein so vertrauenerweckendes Aussehen. Wenigstens dachte ich damals so. Wenn ich mich recht erinnere, so hatte er ein dickes verquollenes Gesicht, aus dem ein paar kleine Augen listig hervorblinzelten, und ich bin jetzt der Meinung, daß ich in meinem Leben schon Leute gesehen habe, deren Aeußeres mehr dazu angethan war, Vertrauen zu erwecken. Doch das beiläufig. Sehr befriedigt,

Digitized by Google

wie gesagt, verließen wir das Bureau des Terrainschlächters. Einige Schritte erst waren wir gegangen, da sagte ich zu meinem Begleiter: „Was hältst du von der Sache?“

„Ich halte davon,“ sagte er, indem er jedes Wort stark betonte — „ich halte davon, daß dieser Boden, über welchen wir jetzt hinschreiten, eine Goldgrube ist, die wir besser ausbeuten müßten.“

„Ganz mein Gedanke!“ erwiderte ich. Er hatte mir aus der Seele gesprochen. „Also“ — fuhr ich fort — „kehren wir zurück und machen den Versuch, ob wir nicht noch mehr kaufen können.“

„Top!“ sagte mein Bekannter, und so kehrten wir um und betraten noch einmal das improvisirte Bureau.

Es berührte mich anfangs nicht angenehm, daß unser Geschäftsfreund und Wohlthäter sich zuerst, als er unseren Wunsch vernommen hatte, lange nicht so liebenswürdig zeigte, wie er vorher uns erschienen war. Jetzt erschien er auffallend zugeknöpft, er trug etwas Strenges und Kaltes zur Schau. Er hielt es offenbar für eine Unverschämtheit, daß wir zurückkamen und noch mehr Terrain haben wollten. Ich mußte mir, wenn ich aufrichtig sein wollte, sagen: eigentlich hat der Mann recht, und wir könnten uns mit dem großen Gewinn, den wir gemacht haben, begnügen. Aber du lieber Himmel! für Unsereinen bietet sich so selten die Gelegenheit dar, einmal einen großen Schlag zu machen und mit einem Ruck ein ordentliches Stück Geld zu verdienen. Bei Kaufleuten und Banquiers geschieht das alle Tage, und niemand macht ihnen einen Vorwurf daraus, wenn sie ihr Interesse wahrnehmen so sehr wie möglich. Warum sollen nicht auch wir einmal die gute Gelegenheit benutzen, uns ein sorgloses Alter

Digitized by Google

zu schaffen? So wurden wir um so eifriger und dringender, je kühler und ablehnender unser Mann sich verhielt. Endlich ließ er sich doch erweichen und gab nach. Gott sei Dank, es giebt doch noch gute Menschen! Er hätte nicht nachzugeben nöthig gehabt, denn ohne Zweifel konnte er am nächsten Tage schon für seinen Boden das Doppelte von dem bekommen, was wir ihm schließlich bezahlten. Aber er hatte einmal einen Narren an uns gefressen, deshalb verkaufte er uns, allerdings mit einem Aufschlage gegen den früheren Preis, noch einmal ebensoviel Grund und Boden, als wir vorher von ihm erhandelt hatten. Darauf wurde noch eine Flasche Ungarwein geleert, und dann gingen wir fort mit dem Bewußtsein, erstens unser ganzes disponibles Vermögen in Villenterrain angelegt, zweitens uns außerdem noch für weiter angekauftes Terrain mit Schulden in der Höhe unseres Vermögens belastet zu haben. Aber deswegen durften wir uns ja keine Sorgen machen. In zwei Jahren spätestens mußte alles Geld wieder heraus sein. Das Terrain, das wir erworben hatten, trug allerdings zur Zeit nur Hungerblümchen; aber wenn man den Werth derselben abschätzte nach dem Raum, den sie einnahmen, so war es ein außerordentlich hoher. Ich glaube, daß nie wieder seitdem Hungerblümchen so hoch im Preise gestanden haben."

Mein Begleiter schwieg, nachdem er so weit seine Erzählung fortgeführt hatte.

„Und was wurde zuletzt aus der Sache?" fragte ich.

„Anfangs war alles sehr schön," erwiderte er. „Den größten Theil des erworbenen Terrains dachte ich mit enormem Vortheil wieder zu verkaufen, für mich selbst aber behielt ich natürlich ein hübsches Stück für eine Villa und einen Garten.

Digitized by Google

Seitdem legte ich mich Abends als Grundbesitzer zu Bette und stand Morgens als Grundbesitzer wieder auf. Zu Hause machten wir Pläne für die Einrichtung der Villa und legten Zeichnungen von dem Garten an, die bis ins Einzelne gingen. Von verschiedenen Handelsgärtnereien ließ ich mir Kataloge von Zier- und Nutzpflanzen, besonders aber von Obstbäumen kommen. Die „Napoleons-Butterbirne", die ich sehr liebe, sah ich schon gelb und reif an dem Baum hängen, den ich erst zu pflanzen gedachte. Manchmal gerieth ich mit meiner Frau in Streit, wenn sie etwas anders haben wollte, als ich es mir dachte. So wollte sie durchaus eine Bohnenpflanzung da haben, wo ich ein Rosenparterre hingesetzt hatte. Ich suchte ihr begreiflich zu machen, daß wir Bohnen billiger auf dem Markt kaufen könnten und an Rosen weit mehr Vergnügen haben würden: sie bestand darauf, ein Gericht Bohnen, im eigenen Garten gepflückt, sei von einem Wohlgeschmack, gegen welchen der Wohlgeruch auch der besten Rosen nicht aufkommen könne. Endlich gab ich nach und that recht daran, denn wir haben ja weder Bohnen noch Rosen bekommen. Im Ganzen aber waren diese kleinen Zwistigkeiten in der Familie doch sehr nett."

Wieder schwieg mein Freund. Nach einer Weile fragte ich: „Und nun bist du nicht mehr Grundbesitzer?"

„Nein," antwortete er. „Und der Freude, es zu werden, war vollkommen ebenbürtig die Freude, es nicht mehr zu sein. Du weißt ja, wie es gegangen ist. Manche andere Gegend hat Glück gehabt, diese aber hatte es nicht. Vielleicht hat sie noch eine Zukunft, bis jetzt aber hat auf diesem Terrain, so verlockend es ist, sich noch niemand angesiedelt, mit Ausnahme einiger Ameisen, die, wie ich glaube, sich mit

Digitized by Google

großer Mühe durchs Leben schlagen. Hungerblümchen blühen hier auch noch. Es ist jetzt Herbst, und da sind sie verschwunden, im Frühjahr aber wirst du hier viele von ihnen wiedersehen können. Sie sind, seitdem ich mich hier ankaufte, sehr im Preise gesunken. Doch was thut das, mir gehört ja jetzt keines mehr von ihnen. Ich bin glücklich wieder abgekommen von meinem Landbesitz, wenn auch mit großen Opfern. Es war eine böse Zeit, als die Zahlungen gemacht und die Zinsen entrichtet werden mußten, während das Terrain unverkäuflich blieb. Wenn ich dasselbe auch noch eine Goldgrube nenne, bezeichne ich es mit dem richtigen Namen. Nicht nur mein Vermögen habe ich hier hineingegraben, sondern wieviel auch von dem noch, was ich seitdem mit Mühe erwarb, habe ich nachwerfen müssen, nur um von dem Vertrage mit dem Prachtmenschen loszukommen und nicht mehr Grundbesitzer zu sein."

Während mein Freund so sprach, blieb er stehen und betrachtete nachdenklich einen alten Schuh, der vor ihm auf dem Boden lag. „Ich glaube," sagte er, „derselbe Schuh lag damals schon hier, und auf der Stelle, wo er lag, sollte später ein monumentaler Brunnen im Renaissancegeschmack stehen oder auch eine einfache Säule. Ganz genau weiß ich es nicht mehr. Uebrigens," fuhr er fort, indem er den Schuh mit seinem Stock umkehrte — „sah er damals besser aus als jetzt. Er sah damals sogar, wenn ich mich recht erinnere, sehr gut aus und war eine Zierde der Landschaft. Das sind aber sechzehn Jahre her, und seitdem hat er natürlich sehr gelitten."

Digitized by Google

Beim alten Schiffer.

Der Mann, bei dem wir an dem kleinen Strandort wohnten, war ein alter Schiffskapitän oder Schiffer, wie man dort sagt. Solcher sind viele daselbst zu finden. Er stand in der Mitte der sechziger Jahre und war kurz und stämmig gebaut, wie es die Seefahrer meist sind, und wie es ja auch für Leute, die auf schwankendem Boden hantiren müssen, der geeignetste Wuchs ist. Daß er manchen Sturm ausgehalten, war ihm anzusehen, aber er war noch rüstig und wacker wie ein alter Apfelbaum. Seit fünfzehn Jahren fuhr er nicht mehr zur See, zufrieden lebte er an dem Orte, wo er geboren war, von dem aus er die See erblicken konnte. Ein alter Schiffer muß etwas Fühlung mit dem Salzwasser behalten, wenn er nicht verkümmern oder eingehen soll. Stellt ihm die Wahl zwischen einem prächtigen Schloß mitten im Binnenlande und einer strohgedeckten Hütte am Strande, so wird er die letztere wählen. Sollte er aber aus Irrthum — auch alte Seeleute irren ja, obwohl nur selten — das Schloß vorziehen, so wette ich hundert gegen eins, daß er es keine vier Wochen darin aushalten wird. In dem Ort aber, wo unser alter Seefahrer sein Lebensschiff vor Anker gelegt hatte, konnte er nicht nur

Digitized by Google

die See erblicken, sondern es fehlte ihm auch nicht an Umgang mit Seinesgleichen. Alte Schiffer gab es, wie schon erwähnt wurde, viele an dem Ort und vorübergehend auch junge. Wenn aber letztere lange auf dem Lande bleiben mußten, so war das ein Zeichen von schlechter Zeit für die Schiffahrt. Mit der Schiffahrt aber steht der ganze Ort in engem Zusammenhange, denn alle seine Bewohner fast sind Miteigner von Schiffen. Es ist ein merkwürdiger Ort dieses Stranddorf, das nicht einmal einen Hafen hat und dabei mehr Seeschiffe besitzt als manche Seehandel treibende Stadt.

Unser Wirth gehörte zu den älteren Kapitänen, die sich noch von der guten Zeit her eines behaglichen Wohlstandes erfreuten. Er bewohnte mit seiner Frau ein nettes Haus und hatte bei sich seine Tochter mit einem Kinde. Der Mann der jungen Frau, sein Schwiegersohn, war draußen auf See. „Jetzt ist er auf der Rückfahrt von Buenos Aires", sagte der Alte. Nun hatten sie sich für den Sommer auf die oberen Stübchen unter dem Dach zurückgezogen, das ganze Erdgeschoß war uns eingeräumt worden. Wie hübsch waren unten die Zimmer eingerichtet, wie sauber gearbeitet alle Möbel! Man fühlt sich so viel heimischer in einer so sorgfältig eingerichteten Wohnung, als da, wo man nur den lieblos gearbeiteten Kram findet, der allein für den Gebrauch der Fremden zu möglichst billigen Preisen hergestellt ist. Daran erinnerte hier nichts. Ueber die Betten waren schlohweiße Decken von gediegener Arbeit gebreitet. „So etwas", sagte die alte Frau, „wird jetzt nicht mehr gemacht. Wie alt sind diese Decken schon, und dabei sind sie unverwüstlich, und schneeweiß bleiben sie auch." In jedem der beiden Vorzimmer fand sich eine prächtige Stutzuhr vor, die auch richtig ging. Sogar ein

Digitized by Google

Pianino — ich wäre auch ohne das zufrieden gewesen — war da, und auf demselben standen als Zimmerzierde unter Glasglocken zwei große Sträuße von künstlichen Blumen. Auch die Küche war wohlbestellt mit allem Geräth, das die Hausfrau anzutreffen wünscht. Für den Tischgebrauch war gutes englisches Porzellan, wie man es vielfach in den Häusern alter Schiffskapitäne findet, in Fülle vorhanden. Es konnte einem in der Seele wehthun, wenn etwas davon durch die Hand eines zerstörungslustigen Berliner Mädchens dem Untergang geweiht wurde. In den Keller hab ich nicht hineingesehen, vermuthe aber, daß da auch etwas lag. Von den alten Schiffern ist doch jeder einmal in Spanien gewesen und hat nicht versäumt, sich von dort ein Fäßchen Alicante, Amontillado oder Malaga mitzunehmen. Das hat er, nachdem es während einer Sonnenfinsterniß durch den Zoll gegangen, zu Hause abgezapft und wohl in den Keller verstaut. Ab und zu kommt dann wieder etwas ans Tageslicht, aber nur bei sehr feierlichen Gelegenheiten.

In fremden Häusern ist besonders anziehend für mich der Bilderschmuck der Wände. Darunter fand sich auch in dem Hause, von dem die Rede ist, einiges Eigenartige. Manches freilich, was da hing, war der Art, wie es überall von hausirenden Kunsthändlern, theilweise nicht zur Förderung des besseren Geschmackes verbreitet wird. Da gab es eine Schönheit mit wohlklingendem weiblichen Namen darunter, ein Jagdstück und zwei Gemälde, die „Venedig am Morgen“ und „Venedig am Abend“ darstellten und anscheinend von einem Meister der Düsseldorfer Schule aus der Zeit des tiefsten Verfalls derselben herrührten. Außerdem aber zierten die Wände zahlreich in Oel gemalte Abbildungen von Schiffen,

Digitized by Google

und zwar von wirklichen Schiffen, also Schiffsportraits. Natürlich stellten sie Schiffe dar, die von dem Kapitän selbst oder von seinen Verwandten und Freunden gefahren waren, wie sich denn auch aus den Unterschriften erkennen ließ. Es muß einmal eine Schule von Marinemalern gegeben haben, die eigens für Schiffskapitäne dergleichen Bilder anfertigten. Solche Künstler giebt es wahrscheinlich noch heute, doch fürchte ich, daß sie in Folge des Niedergangs der Segelschiffahrt in ihren Erwerbsverhältnissen stark zurückgekommen sind. Vor fünfundzwanzig Jahren aber muß ihre Kunst noch sehr geblüht haben. Es ist ja selbstverständlich, daß sie keine Unsummen für ihre Bilder erhielten und daß keine Meisterwerke von ihnen erwartet wurden; aber das ist gewiß von ihnen verlangt worden, daß alles richtig war an der Takelage, und daß nicht zu gleicher Zeit verschiedene Winde in die Segel bliesen. Die Bilder sind alle ziemlich gleichartig angelegt. Im Vordergrunde befindet das Schiff sich, eine stolze Brigg, die bei frischer Brise über die lebhaft bewegte See hinfliegt. Alles Leintuch an Bord ist aufgespannt, höchstens ein oder das andere Segel gerefft. In einiger Entfernung sieht man zuweilen auf demselben Bilde dasselbe Schiff noch einmal dargestellt, wie es im Wenden begriffen ist. Als Staffage zeigt sich im Hintergrunde eine Küste mit einem Leuchtthurm oder ein Felsen, auf dem ein vielthürmiges Schloß sich erhebt. Manchmal ist auch der Ort, wo sich gerade das Schiff befindet, genau bezeichnet. So lautet eines Bildes Unterschrift: „Isabella von Wustrow, Kapitän Zeplien, 1868 beim Texel", und in der Ferne erblickt man richtig den Texel in naturgetreuer Abbildung. Auf jedem der Bilder ist das Datum

Digitized by Google

der Fahrt, auf der das Schiff begriffen ist, und der Name des Kapitäns angebracht.

Der Schiffer liebt sein Schiff, er hängt mit dem Herzen daran. Der Besitz eines Schiffes, die Ehre, Kapitän desselben zu sein, wird sehr hochgeschätzt. Davon zeugt die eigenthümliche Sitte, daß eine Schifferfrau ihrem eigenen Namen den des Schiffes, welches ihr Ehemann fährt, als nähere Bezeichnung hinzufügt. Da ist eine Frau Jörck, deren Mann ein Schiff Namens „Gustav Metzler" führt, — sie nennt sich „Frau Jörck, Schiff Gustav Metzler". Das ist bezeichnend für einen Ort, der ganz auf Schiffahrt gegründet ist.

Vor dem Hause war an der Straße, durch ein Zäunchen von ihr getrennt, ein Platz mit einer Laube, in der man Schutz vor Sonne und mäßigem Regen fand, und mit einem paar hochstämmiger Rosenbäume, die den ganzen Sommer hindurch blühten. Eine kleine Pforte führte gerade auf die Hausthür zu. Zu beiden Seiten derselben stand am Hause eine Bank, recht gemacht, um da bei Sonnenuntergang, wenn die Schwalben ihr Abendliedchen zwitscherten, gemüthlich zu sitzen und eine Pfeife zu rauchen. Natürlich rauchte unser alter Herr auch, wie alle Schiffer, und rauchte immer. „Rauchen thu ich für mein Leben gern", sagte er eines Tages zu mir, als er die geliebte Pfeife hatte wegstellen müssen, weil er beim Heumachen auf der Wiese sich erkältet hatte. Gott sei Dank, am andern Tage rauchte er schon wieder, als er früh am Morgen in Hemdsärmeln seinen Garten musterte. Der lag hinter dem Hause und war sehr geräumig. Der vordere Theil war als Blumengarten eingerichtet und enthielt vielerlei Blühendes. Die Seeluft scheint manchen Gewächsen besonders förderlich zu sein, so den weißen Lilien, die in den

Digitized by Google

Gärten der Stranddörfer außerordentlich üppig blühen, und auch den Roſen bekommt ſie gut. Die Beete im Garten unſeres Wirthes waren alle ſchön bepflanzt und theils mit Buchsbaum eingefaßt, der ſorgfältig unter der Scheere gehalten war, theils mit Jehova- oder Porzellanblümchen, wie ſie in meiner Heimath heißen. Nicht das kleinſte Unkraut war auf den Beeten zu ſehen, und die Steige zwiſchen ihnen wurden immer aufs Neue ſauber geharkt. Hinter dem Blumenſtück lag der Nutzgarten, wohlbeſtellt mit allerhand Gemüſen und Küchenkräutern. Dazwiſchen ſtanden Fruchtbäume verſchiedener Art, und der breite Mittelſteig war auf beiden Seiten eingefaßt von Stachelbeerbüſchen, von denen eine hübſche Anzahl, als die Beeren reif geworden waren, meinen Kindern zur Plünderung überlaſſen wurde. Das war ein Feſt, das ſich durch mehrere Tage hinzog, und als alles ſchon abgeerntet erſchien, fanden ſich immer noch verſteckte Früchtchen.

Unſer Hauswirth war auch ein bischen Landmann. Er hatte draußen vor dem Dorf ein paar Stücke Roggen und Kartoffeln, einen Kleeacker und eine Wieſe. Er hielt eine Kuh und machte alljährlich ein Schwein fett. Das diesjährige Hausſchwein war ein treffliches Exemplar, ein Muſterbild ſeiner Gattung. Zu Anfang Auguſt ſchon zeigte es ſich ſo dick und rund, daß wir es nicht genug bewundern konnten. Ich muthmaße, daß es um die Zeit, da das Schlachten ſtattfindet, einen faſt übernatürlichen Umfang erreicht haben wird. Freilich ſoll auch ein ſolches Thier den Hausſtand während des ganzen Jahres mit Fleiſch und Speck verſorgen, und das iſt ſelbſt für ein anſehnliches Schwein, das ſich mit der größten Hingebung mäſtet, keine ganz kleine Aufgabe.

So hatte unſer Hauswirth, wenn er nach allem ſehen

Digitized by Google

wollte, genug zu thun. Er hatte aber ein Auge auf alles, weshalb ihm auch alles gedieh. Früh am Morgen ſchon war er auf. Nachdem er dann ſeinen Garten inſpizirt und feſtgeſtellt hatte, woher der Wind wehte, machte er einen kleinen Spaziergang längs des Strandes an dem großen Deich hin, aber nur wenige hundert Schritte weit, bis zu der Stelle, wo vor Jahren einmal die See durchgebrochen iſt. Da iſt von dem Durchbruch her ein Pfuhl zurückgeblieben, zum Theil mit Binſen und Schilfgras bewachſen. Den ſah er ſich nachdenklich an und kehrte dann langſam wieder nach Hauſe zurück. Bei dieſer Gelegenheit überzeugte er ſich auch davon, ob Fiſcherboote auf der See waren. Wenn gefiſcht wurde, konnte man von ihm hören, was für Chancen der Flunderfang habe, wann die Boote zurückkehren würden und man an den Strand gehen müßte, um einen Einkauf zu machen. Auch beſorgte er ſelbſt wohl den Einkauf.

Man muß überhaupt nicht denken, daß die alten Schiffer dort nichts zu thun hätten. Zweimal am Tage halten ſie Börſe ab, wie ſie es nennen, einmal am Morgen auf einer Bank bei der Strandſtraße, zum zweiten Mal Abends auf einer anderen Bank am Binnenwaſſer bei der Kirche. Da ſitzen ſie und beſprechen die Welthändel, die Angelegenheiten der Schifffahrt und was für ſie ſonſt von Bedeutung iſt. Manchmal ſteht einer von ihnen auf und geht ein Weilchen hin und her, aber ſtets nur fünf Schritt hin und fünf Schritt zurück, denn „breiter is de Bord nich.“ Gewöhnlich hat jeder von ihnen ein Meſſer in der Hand, mit dem er an der Bank ſchnitzelt. Das iſt Gewohnheit vom Bord her; ein Seemann muß immer etwas in der Hand haben, womit er ſich zu ſchaffen macht. Einmal iſt eine der Bänke — der Vogt glaube ich, kam auf

Digitized by Google

den Gedanken — ringsum an den Rändern mit Eisen beschlagen worden, aber das half nicht viel, denn sie schnitzelten mitten in den Sitz hinein. Setzt sich ein Fremder zu ihnen, um zu hören, worüber sie sprechen, und mitzuplaudern, so erhebt sich zuerst der am weitesten von dem Fremden entfernt Sitzende ganz sacht und schleicht sich davon. Ihm folgt der zweite, diesem der dritte, und es dauert nicht lange, so sitzt der Fremdling ganz allein auf der Bank. Dieser Handlungsweise liegt keine Unfreundlichkeit auf Seiten der alten Männer zu Grunde, nein, nichts als eine gewisse Scheu, in Gegenwart Fremder über ihre Angelegenheiten zu reden. So werden Kinder, die sich etwas erzählen, still, wenn ein Erwachsener hinzukommt.

Das ist die Morgen- und die Abendbörse. Außerdem kommt ein Theil der Alten Nachmittags um vier Uhr in dem einen Wirthshaus zusammen, wo einige Blätter aufliegen, ein Handelsblatt darunter. Eine halbe Stunde wird in die Zeitungen hineingesehen, dann geht es ans Kartenspiel. Ich glaube, daß früher „Klabberjas" oder sonst eines der alten landesüblichen Kartenspiele üblich gewesen ist, jetzt herrscht auch hier am Strande und unter diesen Leuten allein der Skat. Auch das Spiel hat seine bestimmte Zeit; bevor es sieben schlägt, sind alle Einheimischen aus der Gaststube verschwunden.

Ich fürchte sehr, daß es mit den alten Schiffskapitänen geht, wie es vor langer Zeit schon den Eibenbäumen ergangen ist und wie es jetzt über die italienischen Pappeln kommt: daß sie anfangen auszusterben. Bei der rapiden Abnahme der Segelschiffahrt ist es ja kein Wunder, daß ihrer immer weniger werden. Der Tod räumt auch auf unter ihnen. Sechs oder sieben Mal in den wenigen Wochen — ich weiß nicht genau

Digitized by Google

wie oft — verkündete in dem Stranddorf, von dem ich rede, die so eindringlich mahnende und so zu Herzen gehende Stimme der Glocke, daß wieder einer der Alten gestorben sei. Am dritten Tage darauf wurde er dann beerdigt. Voran ging der Lehrer des Ortes mit den Schulkindern, die ein Grablied sangen, dann kam der Wagen mit dem Sarg, ihm folgten, vom Pastor geführt, die Männer in ihrem Sonntagsanzug, wie sie zur Kirche gehen, die Frauen und Mädchen alle in schwarzen Kleidern und mit schneeweißen Kopftüchern angethan. Als eben wieder einmal ein alter Schiffer gestorben war, fuhr in der Ferne Angesichts des Ortes ein Schiff mit vollen Segeln vorüber. Einige, die am Strande standen, erkannten es und sagten, auf den Todten hindeutend, der noch unbestattet in seinem Hause lag: „Das Schiff fährt sein Sohn. Der weiß noch von nichts und fährt so in die weite Welt hinein."

Einige sagen: die Segelschiffahrt wird wieder in die Höhe kommen, wenn es mit den Kohlen zu Ende geht, und die Kohlen halten nicht ewig vor. Nun, das mag sein, falls nicht ein anderes Ersatzmittel der Dampfkraft, etwa die Elektrizität, bis dahin bei Seeschiffen in Gebrauch kommt — das mag sein, aber erleben werden wir's nicht, es sind vorläufig noch gar zu viel Kohlen da. So bleibt denn für mich und andere, die auch die alte Art gern haben, nur der etwas eigennützige Trost, daß, so lange wir leben, immer noch ein kleiner Bestand davon vorhanden sein wird.

Digitized by Google

Am Seestrand.

Sie trug sich sehr ordentlich und sauber, die alte Frau, ja, sie war die Ordnung und Sauberkeit selber. Kein Stäubchen entging ihr, und daß irgendetwas stand, lag oder hing, wo nicht sein richtiger Platz war, erschien ihr als ein Verstoß gegen die Weltordnung. Ich glaube, wenn sie solchen verirrten oder verführten Gegenstand nur mit strafendem Blick ansah, verfügte er sich von selbst an die Stelle, die ihm bestimmt war.

Ich sehe sie vor mir. Sie war eine hohe, hagere und knochige Gestalt. Aus den kräftigen Zügen ihres Gesichtes sprach ein energisches Wesen. Es lag etwas Strenges darin, aber sie konnte auch sehr freundlich aussehen, und so sah sie immer aus, wenn ich mit ihr redete. Sie war Schiffers-wittwe und hatte zwei Söhne verloren, als sie im ersten Mannesalter standen. Davon war einer, der auch auf die See ging, mit dem Schiff untergegangen an der Südküste von Afrika, wie es hieß. Gewisses erfuhr sie nicht, denn von dem Schiff kehrte keiner zurück.

Bei der alten Frau wohnte ich manchen Sommer, wenn ich allein in dem mecklenburgischen Hafen- und Badeort weilte,

Digitized by Google

in ihrem kleinen Hauſe, deſſen Giebelwand ganz von Epheu kleinblättriger Art überſponnen war. Neben der Hausthür hinter dem Epheu hing der Hausſchlüſſel, das war ein vollkommen ſicherer Aufbewahrungsort für ihn. Vor dem Hauſe war ein ganz kleiner Vorgarten mit einer Bank und zwei ſchlanken Roſenſtöcken, die bis in den Herbſt hinein blühten. Da ſaß es ſich gut in ſternheller Nacht, wenn alles ſo ſtill war, und man den Thau von den Blättern tropfen hörte.

Ich hatte unten in dem Häuschen zwei kleine Stuben, die hübſch eingerichtet waren. An den Wänden hingen viele Bilder. Darunter waren der „Liebesbrief", „der Abſchied", die wunderbare und erſchütternde Geſchichte des kühnen Koſakenhetmans Mazeppa, „Agnes" mit einer Taube und „Röschen" mit einem großen Hunde. Dazu viele Photographien, meiſt Familienbilder, an denen man Aehnlichkeiten ſtudiren konnte, und eine ganze Reihe franzöſiſcher Landſchafts- und Trachtenbilder aus der merkwürdigen Gegend von Le Puy. Dieſe hatte ein Sohn der Wittwe, der auch Seefahrer war, aus Frankreich mitgebracht, wohin er als Gefangener geführt worden war, nachdem die Franzoſen ſein Schiff gekapert hatten. Das war um die Zeit des großen Krieges.

An den Fenſtern ſtanden Blumentöpfe mit ſchönen Gewächſen, die prächtig blühten und ſo ſauber und ordentlich gehalten waren wie alles ſonſt in dem Häuschen.

Die alte Frau hauſte dann, wenn ich dort wohnte, unten in ihrer ſchmucken kleinen Küche und in dem Dachſtübchen oben, wo ſie auch noch die ſchönſten Blumen hatte. Das Fenſter meines Schlafſtübchens ging auf den Hof hinaus, und über dem Fenſter war ein Schwalbenneſt. Wenn ich zu

Digitized by Google

früher Stunde aufwachte, blieb ich gern eine Weile wach, um dem lieblichen Gezwitscher der Schwalben zu lauschen. Dazwischen durch aber hörte ich oft die alte Frau schon, wie sie auf dem Hof umherschaltete und sich an dem Brunnen zu schaffen machte. War ich aufgestanden und hatte mich angekleidet, so schloß ich das Fenster auf, und wir boten uns guten Morgen. Mit irgend einem Geräth in der Hand stand sie dann da, mir freundlich zunickend, und so sehe ich sie vor mir.

Mit Aufräumen und Säubern hatte sie täglich zu thun, von Zeit zu Zeit aber veranstaltete sie ein großes Reinmachen, und das schien immer für sie eine Art von Fest zu sein. Wenn dann ihr Küchengeräth und Geschirr alles blitzblank und wohlgeordnet auf dem Hof stand, musterte sie es mit Stolz und Freude. Sie war gut eingerichtet und reichlich mit Hausrath versehen, unter dem sich werthvolle Stücke befanden. So besaß sie wunderhübsches blaugemustertes Porzellan, das ihr Mann, der Seefahrer, aus England mitgebracht hatte.

Wenn ich bei ihr wohnte, suchte ich gleich allem, was unter ihrer Aufsicht stand, ihre Zufriedenheit zu erwerben. Ich befliß mich peinlichster Ordnungsliebe. Ich ging nicht aus, bevor ich nicht auf dem Tisch alles sauber zusammengelegt, das Tintenfläschchen zugestöpselt, die Schubladen verschlossen und die gehäkelten kleinen Decken, die so leicht herunterfallen, ordentlich wieder über die Sophalehnen gebreitet hatte. Papierschnitzel ließ ich nicht auf dem Fußboden liegen, sondern sammelte sie sorgfältig auf, und hütete mich sehr, Cigarrenasche hinzustreuen, wohin sie nicht gehörte. Nie ließ ich Westen auf Stühlen, Taschentücher auf Kommoden, Blumen

Digitized by Google

oder Pilze, die ich von draußen mitgebracht hatte, auf der Gartenbank liegen. Meine Morgenschuhe stellte ich immer so hin, daß beide mit ihren Schnäbeln nach Westen sahen. Dem Stiefelknecht wies ich einen Platz an, den er nicht verlassen durfte. Dafür wurde mein Ordnungssinn mehrfach von meiner guten Wirthin belobt, und ihr Lob erfüllte mich mit Stolz, wenn ich auch das heimliche Bewußtsein hatte, es nicht auf ganz ehrlichem Wege erworben zu haben.

Ich ließ mich gern von ihr ein wenig bemuttern. Sie erinnerte mich daran, daß ich das Bad nicht versäumte, daß ich mich ordentlich nährte, und sorgte dafür, daß es mir nie an Spickaal fehlte, den sie aus den besten Quellen zu beziehen wußte.

Als ich aber in einem Jahr wieder an den Strand kam, fand ich die alte Frau nicht mehr in ihrem Häuschen. Ich hörte, daß sie schwer krank sei und in ein anderes Haus gezogen zu Verwandten, bei denen sie Pflege fand. Nun wohnte ich ganz allein in dem kleinen Hause und kam mir wie verwaist vor. Bald merkte ich, daß ich nicht mehr so ordentlich war wie früher. Ich litt es, daß Papier auf dem Fußboden lag, es kam mir nicht darauf an, wie die Morgenschuhe standen, ich ließ den Stiefelknecht sich hinstellen, wo es ihm gefiel. Mit einem Wort, ich fing an zu verwildern. Aber alles war auch nicht mehr in dem Hause, wie es sonst gewesen war.

An einem Tage, als ich aus dem Fenster meines Schlafstübchens sah, wurde ich eine große Ratte gewahr, die auf dem Hof umherhuschte und die Küchenabfälle beschnüffelte, welche die Nachbarn dorthin geworfen hatten. Da dachte ich bei mir: die weiß es auch schon, daß die alte Frau fort ist.

Digitized by Google

So lange ſie da war, hatte ein ſolcher Gaſt hier nichts zu ſuchen.

Täglich erhielt ich ſchlechtere Nachrichten über die Kranke, und ich glaubte nicht, daß ich ſie wiederſehen würde. Ich ſah ſie aber doch noch einmal.

Ich kam aus der Heide, die ziemlich weit von dem Ort entfernt liegt, jenſeits des Waſſers, das „der Strom“ heißt. Ein paar Tage war ich dort umhergeſtreift. Als ich mich am Abend über das Waſſer ſetzen ließ, war es ſchon dunkel. Denn der September hatte angefangen, und die Tage wurden kurz. Wie ich nun die Stromſeite entlang ging, um mich zu meinem Häuschen zu begeben, fiel mir eine hell erleuchtete Veranda in die Augen. Ich trat näher und erblickte etwas ſehr Ueberraſchendes. Im offenen Hausflur, durch die unverhängten Fenſter der Veranda allen Vorübergehenden ſichtbar, ſtand ein Sarg mit einem Todten, von vielen brennenden Kerzen umgeben. Sogleich erkannte ich meine alte Wirthin. In ihrem ſauberen Todtenkleide, die Hände über der Bruſt gefaltet, lag ſie da, im Geſichte den Ausdruck tiefſten Friedens, als ob ſie im ruhigſten Schlummer läge.

Es iſt des Ortes Sitte, daß die Todten in ſolcher Weiſe ausgeſtellt werden die ganze Nacht vor dem Begräbniß. Manchen Badegaſt, der vorbeiging, um ſich zum Abendtrunk zu begeben, mag der Anblick eigenthümlich berührt haben. Ein memento mori war es, aber keines von erſchreckender Art.

Am andern Tage begruben wir die alte Frau, wir betteten ſie in den Sand des Strandes. Den Kirchhof, auf dem ſie liegt, habe ich im Frühling darauf beſucht. Er befindet ſich ein Stück entfernt von dem Ort, unmittelbar hinter den Dünen. Dort hat ſie ein Grab wie die andern.

Digitized by Google

Es iſt kein Hügel, denn der Wind duldet dort keine Hügel, er würde ſie bald wegwehen. Es iſt ein flaches Beet, von Steinborden eingefaßt, die den leichten Boden zuſammenhalten ſollen. Darauf ſteht ein Kreuz mit dem Namen der Todten. Frau Seyer hieß ſie.

Als ich dann auch das Häuschen aufſuchte, in dem ich manchen Sommer gewohnt hatte, fand ich es ſehr verändert. Der Epheu war von der Giebelwand heruntergeriſſen und entfernt, aus dem Gärtchen waren die Roſenſtöcke verſchwunden und vom Hof das Schwalbenneſt. Nichts mehr von Blumen war an den Fenſtern zu ſehen.

Digitized by Google

Der alte Kirchhof.

Der alte Kirchhof am Strande iſt geſchloſſen ſeit ſiebzehn Jahren. Neuerdings iſt er auch verſchloſſen, und wer ihn beſuchen will, muß ſich an das Mitglied der Gemeinde wenden, das den Schlüſſel zur Pforte hat. Dadurch ſoll verhindert werden, daß die fremden Kinder, die im Sommer hierher kommen, die Blumen von den Gräbern der alten Warnemünder abpflücken, und dagegen läßt ſich nichts ſagen.

Der Kirchhof erhält etwas Eigenartiges durch die Art ſeiner Grabmäler. Wenige ſind von Stein, alle übrigen ſind Kreuze und Tafeln von Holz, die das Alter grau gefärbt hat. Davon ſtehen viele ſchief, viele ſind ſchon umgebrochen und liegen am Boden zwiſchen Gras und Kraut, das ſie halb ſchon bedeckt. Viele zuſammen ſind hie und da überwachſen von dichtem Fliederbuſchwerk, aus dem zirpende Vogelſtimmchen hervorſchallen. An vielen Kreuzen und Tafeln ſind die Inſchriften nicht mehr zu entziffern. Wo ſie noch deutlich ſind, findet man oft, daß es ein Schiffer iſt, der unter dem Raſen von ſeinen Seefahrten ausruht. Ueber oder unter der Inſchrift auf der Vorderſeite iſt häufig eine glockenförmige Blume oder ein Schmetterling abgebildet. Die Sprüche auf der

Digitized by Google

Rückseite der Grabmäler sind meist allgemein erbaulichen Inhalts, selten nehmen sie auf das besondere Schicksal des Entschlafenen Bezug, wie der folgende:

„Von Weib und Kindern früh wegsterben
Wie weh das thut, wie schwer das ist!
Steh ihnen bei und laß mich erben
Die Seligkeit, Herr Jesu Christ!"

Der Mann, welchem dieser Spruch gilt, hieß Fretwurst. Ein sonderbarer Name, der neben dem Namen Bradhering in mecklenburgischen Schifferfamilien häufig vorkommt.

Wenige der Gräber, ein paar, die aus der letzten Zeit vor der Schließung des Kirchhofes herstammen, werden noch gepflegt. Alle anderen zusammen hat eine gemeinsame Pflanzendecke überzogen, aus dem Kirchhof ist eine grüne Wildniß geworden. In dieser Wildniß aber hat der Kampf um das Dasein unter verschiedenen Pflanzen sich abgespielt und spielt sich noch ab.

Wo Rosen auf die Gräber gepflanzt waren, hat manchmal der Wildling den echten Stamm, der ihm aufgepfropft war, überwunden und statt des Gartenstrauches steht nun auf dem Grabe, in seiner Fülle blaßrother Blumen nicht weniger schön anzuschauen, ein wilder Rosenstrauch — wie ich dasselbe auch auf alten Berliner Kirchhöfen gesehen habe. Von wurzelechten Rosen haben nicht wenige zwischen Gras und Unkraut sich erhalten, darunter die schöne gewöhnliche Centifolie, die früher, da sie noch allbeliebt war, vorzugsweise die „echte Rose" genannt wurde, und die leider auch aus der Mode gekommene so schöne weiße Rose, die Rosa alba. Unter andern angepflanzten Gewächsen, die ihren Platz behauptet haben, fallen besonders die vielen Feuerlilien auf. Dieser

Digitized by Google

Lilienart wurde es wohl deshalb nicht so schwer, sich zu behaupten, weil sie auch da, wo sie wild vorkommt, auf Wiesenboden zwischen dem Grase steht. Nelken und Glockenblumen sind noch an einigen Stellen blühend zu finden, doch nur auf Gräbern, die noch nicht sehr alt sind. Einige Grabstätten sind bedeckt mit Salbei, die ich auch mehrfach auf dem neuen Kirchhofe gefunden habe, der eine Viertelstunde von dem alten entfernt hinter den Dünen angelegt ist. Sonst ist mir die Salbei als Grabpflanze noch nicht aufgestoßen.

Auf einigen Gräbern steht Spargel. Ob er vor Zeiten angepflanzt worden ist, oder ob ihn der Zufall ausgesät hat, weiß ich nicht. Jedenfalls erscheint er um die Zeit, da er in Blüthe steht, als ein allerliebstes Zierbäumchen, eine Lärchentanne im Kleinen.

Mit großem Erfolge ist aus dem Kampf ums Dasein eine Pflanze hervorgegangen, die ursprünglich vielleicht nur in einem Exemplar vorhanden war, das Seifenkraut oder die Saponaria. Mit ihrem kriechenden Wurzelstock um sich greifend und alles andere Pflanzenvolk verdrängend, hat sie allmählich einen ansehnlichen Theil des Kirchhofes in Besitz genommen und bildet darauf einen geschlossenen Bestand. Die Pflanze ist nicht sehr schön, um ihre Blüthezeit aber im Hochsommer nimmt sie sich doch mit ihren fleischrothen Blumen, die einen angenehmen Duft verbreiten, gar nicht übel aus.

Alles übrige bedeckt hohes Gras und Unkraut, Gebüsch und Gestrüppe. Da wäre für Vögel gut wohnen, wenn sie ungefährdet wären. Wer aber diese kleine Wildniß durchstreift, den schauen nicht selten aus dem Grase ein paar funkelnde gelbgrüne Augen an, und wenn er zugeht auf dieselben, springt eine buntscheckige Katze über die Gräber

Digitized by Google

davon und dem Zaun zu, an dem ſie emporfährt. Vogelfängerinnen haben dieſen Ort, der ſo wenig von Menſchen betreten wird, zu ihrem Jagdbezirk gemacht.

Das iſt der alte Warnemünder Kirchhof, der ſich ſelbſt überlaſſen iſt. Von Jahr zu Jahr fallen mehr der hölzernen Kreuze und Tafeln um, und einmal wird auch über die letzten das wilde Grün gewachſen ſein. Ein Ort des Friedens ſcheint dieſer alte Begräbnißplatz zu ſein, iſt es aber doch nicht; denn über den Todten wird ein Krieg geführt, leiſe zwar, aber mit Hartnäckigkeit und ohne Schonung.

Digitized by Google

Willershagen und Magister Johannes.

An einem schönen Herbsttage befand ich mich auf der Straße, welche von Rostock nach Ribnitz führt. Ich kam von dem Röverhäger Kruge, wo ich genächtet hatte, und wollte nach Willershagen. Ein paar hundert Schritt hinter dem Kruge ist man über die Feldmark von Röverhagen hinaus und hat dann zu beiden Seiten dichten Wald. Es ist das Revier Meiershausstelle der Rostocker Heide, in welcher zur Linken, wenn man von Rostock kommt, unweit der Straße der alte Eibenbaum steht, den ich einmal beschrieben habe. Auf der rechten Seite hat neuerdings ein Streifen Wald weggenommen werden müssen, um Raum für die Eisenbahn Rostock-Stralsund zu geben, die seit wenigen Jahren in Betrieb ist.

Die Straße war still und einsam. Wenigen Menschen begegnete ich, abgesehen von einigen Bahnarbeitern, die mit dem Fortschaffen von Schwellen beschäftigt waren. An einer Stelle am Waldrande war eine Hütte aus Erde und Zweigwerk errichtet. Daneben brannte ein Feuer, über dem an Stäben ein Kessel hing. Eine Frau kniete davor, und ein paar Kinder spielten in ihrer Nähe. Zwischen den Tannen hatte sie

Digitized by Google

Leinen geſpannt, an denen Hemdchen und andere Wäſcheſtücke aufgehängt waren. Offenbar hielt ſie eine fliegende Reſtauration für Bahnarbeiter und kochte ihnen das Eſſen. Wenig Stimmen kamen aus dem Walde, der noch ganz in Thau gebadet daſtand. Mitunter vernahm ich das Girren wilder Tauben, und einmal drang aus einem Tannendickicht ein Geſchrei von Vögeln, das ſich anhörte, als ſei unter ihnen Zank ausgebrochen. Ich ging den Stimmen nach in den Wald, um zu unterſuchen, was für ein Volk das ſei, das ſo lärmte; aber obwohl ich dem Geſchrei nahe kam, konnte ich doch in dem Dickicht nichts Lebendiges entdecken.

Eine halbe Meile entfernt von dem Kruge liegt an der Straße Gelbenſande, wo der Großherzog ſein Jagdſchloß hat und die meiſte Zeit des Sommers zubringt. Außer dem Schloß und der Förſterei gehören noch einige Häuſer zu Gelbenſande, darunter ein Wirthshaus, welches das kleinſte Haus der Ortſchaft iſt. „Zur Erholung“ ſteht über der Thür. In dem Vorgärtchen blühten noch allerhand hübſche Herbſtblumen. Dort kehrte ich ein. Eine kleine alte Frau brachte mir den gewünſchten Labetrunk in die Gaſtſtube, die mit einfachem Hausrath verſehen, aber mit vielen Bildern der Neuruppiner Malerſchule geſchmückt war. Ich fragte die Alte nach dem Großherzog, ob er in Gelbenſande wäre. Nein, erwiderte ſie, er wäre ja wohl zum Kindelbier nach Berlin gefahren. Sie drückte ſich vollkommen richtig in ihrer Mundart aus, aber „Kindelbier“ auf die Taufe des kaiſerlichen Prinzen angewandt, klang beſonders gut.

Gegenüber Gelbenſande führt ein Weg nach Willershagen, und dieſen ſchlug ich ein. Er führt zuerſt ein Stückchen über Feld, dann beginnen auf beiden Seiten die Bauernhöfe und

Digitized by Google

ziehen ſich eine halbe Stunde weit ins Land hinein. In alter Zeit aber, vermuthe ich, ging die Straße von Roſtock nach Ribnitz, die jetzt an dem Dorfe vorbeiführt, mitten durch dasſelbe hindurch. Ein alter Landweg deutet noch darauf hin. In Willershagen waren die Kinder noch in der Schule, und von den erwachſenen Eingeborenen bekam ich wenige zu ſehen. Vor einem Bauernhauſe ſaß eine Frau am Spinnrad. Daß dort noch geſponnen wird, hatte ich ſchon gemuthmaßt aus verſprengten Leinpflänzchen am Wege. Ganz am Ende des Dorfes liegt der Forſthof mit Wohnhaus, Wirthſchaftsgebäuden und anſehnlichem Garten, der Wald aber iſt ein gut Stück vom Hauſe entfernt. Das Revier Willershagen gehört zur Roſtocker Heide, liegt aber, von dem Hauptſtück derſelben getrennt, nach Ribnitz zu und iſt zum Theil von großherzoglichem Forſt umſchloſſen. Dieſes Forſthaus war das Ziel meiner Wanderung. Ich wollte den Förſter beſuchen und zuſehen, wieviel wohl ſeine ſieben jungen Töchter gewachſen wären, ſeit ich das letzte Mal in Hinrichshagen, wo er damals ſeine Stelle hatte, bei ihm eingekehrt war. Doch verband ich mit meiner Wanderung noch einen anderen Zweck: ich wollte den Ort ſehen, wo im Jahre 1541 der Magiſter Johannes Saſtrow von den Buſchreitern überfallen wurde. Davon erzählt der Bruder des Genannten, Herr Bartholomäus Saſtrow, der als Bürgermeiſter von Stralſund geſtorben iſt, in ſeiner Chronik. Herr Johannes Saſtrow war auf der Fahrt von Roſtock nach Stralſund, als bei Willershagen der Ueberfall geſchah. Einer von ſeinen Begleitern wurde ſofort erſchoſſen, und die beiden andern ergriffen das Haſenpanier. Der junge Gelehrte ſelbſt vertheidigte ſich mit dem Schweineſpieß, den er bei ſich hatte, wacker und ſtach einen der Strolche vom

Digitized by Google

Pferde herunter. Da ritt ein anderer gegen ihn ein und verſetzte ihm einen ſolchen Hieb, daß ihm ein Stück Haut nebſt Knochen vom Kopf flog und ihm überdies noch die Spitze des Schwertes eine lange Wunde in den Hals ſchlug. Er ſtürzte und blieb für todt liegen. Die Räuber plünderten den Wagen und ritten davon. Ihren todtwunden Spießgeſellen ließen ſie im Buſch liegen. Darauf kehrten die Entflohenen zurück und brachten den armen Magiſter zunächſt nach Ribnitz, wo ihm ein Nothverband angelegt wurde. Alsdann nahm ihn in Stralſund der berühmte Wundarzt Gelhar in Behandlung und heilte ihn ziemlich ſchnell, nachdem er beide Wunden in den rechten Schick gebracht hatte.

Guſtav Freytag theilt in ſeinen „Bildern aus der deutſchen Vergangenheit“ aus der 1823 von Mohnike herausgegebenen Handſchrift des Bartholomäus Saſtrow deſſen Jugendgeſchichte mit und ſchließt mit der Erzählung des Ueberfalls. Er bemerkt in der Einleitung, daß dieſer Johannes, welcher vom Kaiſer als lateiniſcher Gelegenheitsdichter zum poeta laureatus gemacht und geadelt worden war, ſpäter wegen einer unglücklichen Liebe mit gebrochenem Herzen nach Italien gegangen und dort im Dienſte eines Kardinals geſtorben ſei. Ein wenig mehr iſt noch in der Selbſtbiographie des Bartholomäus Saſtrow über deſſen unglücklichen Bruder Johannes zu finden.

Während Bartholomäus leichten Sinnes und ſorglos war, gern mit den Jungfrauen vorantanzte und zu Geſellſchaft ging, wo Wein geſchenkt wurde, war Johannes ernſthaft und in ſich gekehrt, ein gelehrter Mann; von Wittenberg, wo er auch Dr. Martin Luther kennen und verehren gelernt hatte, war er als Magiſter heimgekommen. Er machte auch mit Geſchick

Digitized by Google

lateiniſche Verſe, und was für Ehren ihm das einbrachte, iſt ſchon erwähnt worden: von Kaiſer Karl V. den Lorbeer und ein Adelswappen, das einen ſilbernen Schwan in rothem Felde darſtellte. Außerdem verehrte ihm der Biſchof von Augsburg für ein carmen gratulatorium eine goldene Kette. Lorbeer und Adel waren damals wohl nicht ſchwer vom Kaiſer zu erhalten, bedeutend leichter ſicherlich als Geld. Das beſtätigt eine Anekdote, welche Bartholomäus Saſtrow bei Gelegenheit, da er von den ſeinem Bruder zu Theil gewordenen Auszeichnungen redet, zum beſten giebt. Auch ein gewiſſer Johannes Stigelius hatte dem Kaiſer ein lateiniſches Gedicht überreicht. Darauf ließ ihm der Kaiſer durch ſeinen Vicekanzler Johann de Naves in lateiniſcher Sprache ſchreiben: „Das Gedicht gefällt dem Kaiſer. Der Dichter verlange, was er will, er wird es bekommen. Will er von Adel ſein, wird er es werden; will er mit Lorbeer gekrönt ſein, ſoll auch das geſchehen. Aber Geld verlange er nicht, Geld wird er nicht bekommen.“

Beide Brüder Saſtrow wohnten in Speier um 1544, als dort der Reichstag ſtattfand. Sie waren hauptſächlich dorthin gekommen, um auf die Beſchleunigung eines Prozeſſes, den ihr Vater beim Reichskammergericht hatte, hinzuwirken. Natürlich waren alle ihre Bemühungen vergeblich. Zum Erwerbe ihres Unterhalts, da ſie ohne Mittel waren, ſuchten und fanden beide Anſtellungen als Schreiber. Im Sommer ging Johannes Saſtrow mit ſeinem Herrn, dem Propſt des Domſtiftes zu Speier, ins Zellerbad. Da war auch mit ihren Verwandten eine Jungfrau aus Eßlingen, ein ſchönes, züchtiges und freundliches Mägdlein. Die gewann der junge Magiſter lieb und ſie ihn, und ſie verſprachen einander mit

Digitized by Google

Billigung der Verwandten des Mädchens die Ehe, unter der Bedingung, daß auch Saſtrows Eltern einwilligten. Weiter wurde verabredet, daß Johannes nach Italien gehen ſollte, um ſich den Doktorgrad zu erwerben. Käme er von dort zurück, dann ſollte Hochzeit gemacht werden. Johannes ſchrieb nach Stralſund an ſeine Eltern und erhielt nach kurzer Zeit die Antwort, daß ſie nicht in ſeine Heirath einwilligten. Von ihren Gründen ſagt Bartholomäus nichts. Vielleicht wollte der alte Saſtrow aus Stolz nicht, daß ſein Sohn, der nichts beſaß, eine Frau nähme, die ihm Gut zubrächte. „Seitdem," erzählt Bartholomäus, „habe ich meinen Bruder nie mehr recht fröhlich geſehen, und die Jungfrau hat zu Straßburg einen reichen Goldſchmied bekommen." Sie vergaß ihn, wie daraus zu erſehen, er ſie aber nicht. Nach einiger Zeit reute die alten Saſtrows ihr Beſchluß und ſie ſchrieben, daß ſie in die Heirath einwilligten, aber es war zu ſpät. „Da hat mein Bruder," ſagt wieder Bartholomäus, „ſich ſo gegrämt, daß er im Angeſicht gar ungeſtalt geworden iſt." An das Doktordiplom ſcheint Magiſter Johannes jetzt nicht mehr gedacht zu haben, aber er ging nach Italien und begab ſich in den Dienſt eines römiſchen Kardinals, obwohl er von Herzen lutheriſch war und blieb. Im Jahre 1546 erhielten die Eltern Saſtrow die Nachricht, daß ihr Sohn Johannes zu Aquapendente, das jenem römiſchen Kardinal gehörte, geſtorben ſei. Da begab ſich Bartholomäus, der damals in Pforzheim als Schreiber angeſtellt war, zu Fuß auf den Weg nach Rom, um, wenn möglich, den Nachlaß ſeines Bruders zu erheben. Er kam auch glücklich nach Rom, und es gelang ihm mit Hilfe eines dort lebenden katholiſchen Verwandten, der ſich gut mit dem Klerus ſtand, den Nachlaß zu erhalten.

Digitized by Google

Derſelbe beſtand aus werthvollen Münzen und Kleinodien, auch die goldene Kette vom Augsburger Biſchof war dabei. Abgezogen waren nur von dem Gelde ein Geſchenk an die Armen und die Koſten für Anfertigung eines Grabdenkmals.

Es iſt charakteriſtiſch für die erſte Zeit nach der Reformation, daß Bartholomäus Saſtrow, obgleich er Lutheraner war, gleich ſeinem Bruder, ſeines Unterhalts wegen, unbeſorgt zu Rom in Dienſte eines Geiſtlichen trat. Noch dazu verſtand er nicht Italieniſch, ſondern nur Plattdeutſch und ſoviel Latein, als er auf der Univerſität Roſtock gelernt hatte. Aber mit Gottesfurcht und Dreiſtigkeit und pommeriſcher Schlauheit half er ſich glücklich durch alle Fährlichkeiten. Johannes beſaß von ſolcher Schlauheit den Wälſchen gegenüber vielleicht nicht ſo viel als ſein Bruder. Dieſer machte ſich wenigſtens ſeine Gedanken über den Tod des Magiſters Johannes. Er wußte, daß derſelbe des Lutherthums verdächtig geweſen und mehrfach beim Leſen verbotener Bücher ertappt worden war. Und das wußte er auch, daß ein der Ketzerei verdächtiger Deutſcher auf römiſchem Gebiet keinen Augenblick ſeines Lebens ſicher ſein konnte. Wenn ein ſolcher Mann plötzlich einmal verſchwand, ſo krähte — wie man ſchon damals in Pommern ſagte — nicht Hahn noch Hund danach. Auf der Rückreiſe nach Deutſchland ſuchte Bartholomäus in Aquapendente vergeblich das Grabmal ſeines Bruders. Es war nicht zu finden.

Die traurigen Schickſale des Magiſters Johannes lagen mir in Gedanken, als ich die Straße durch den ſtillen Wald und das ſchweigſame Dorf ging. Er ſtand um ſo lebhafter vor mir, als ich an dem Ort war, wo er im Kampf mit den Räubern beinahe ſein Leben verloren hatte. Der Ueberfall muß zwiſchen dem Dorf und dem Willershäger Forſt ge-

Digitized by Google

ſchehen ſein. In der Erzählung iſt bemerkt, daß die Gegend unſicher wurde, „wie ſie durch das Dorf kamen, Willershagen genannt, denen von Roſtock zuſtändig, hart an der Roſtocker Heide.“ Zu den Worten „Roſtocker Heide“ macht Mohnike die Anmerkung: „Vielleicht Ribnitzer?“ Richtig aber iſt, was in der Handſchrift ſteht: Willershagen liegt in der That hart an der Roſtocker Heide.

Der Anblick der „ſieben kleinen Mädchen, all in einer Reih'“ im Forſthauſe heiterte mich wieder auf. Und als ich dann nach dem Kruge zurückging, in dem unterdeſſen ein Huhn für mich an den Spieß geſteckt worden war, ſagte ich zu mir ſelbſt: wie angenehm reiſt man jetzt in dem Lande Mecklenburg umher! Durch Wälder, noch ſo groß, kann man wandern ohne Gefahr, angefallen zu werden. Damals aber war es darum ſo ſchlimm im Lande beſtellt, weil zu den Wegelagerern auch etliche vom Adel gehörten. Die aber hatten ihren Anhang in den Städten, der das Seine dazu that, daß bei einem gerichtlichen Verfahren, wenn daſſelbe gegen die Verüber ſolchen Frevels eingeleitet wurde, gemeinlich nicht viel herauskam. Auch in dem Fall von Willershagen erfolgte nicht mehr, als daß der Strolch, welchen der junge Magiſter vom Pferde geſtochen hatte, feierlich in Roſtock durch den Henker geköpft wurde. Das war aber gar nicht ſo ſehr nöthig, denn ſo gut hatte Herr Johannes Saſtrow dem Schnapphahn gedient, daß die Häſcher denſelben nicht mehr lebend zum Gewahrſam brachten.

Jetzt führt die Eiſenbahn an der Stelle vorüber, wo vor dreihundertfünfzig Jahren der Ueberfall geſchah, und nicht weit von Willershagen iſt eine Station.

Digitized by Google

Jahrmarkt in der Heide.

Auch der kleine Ort W. in der Heide hat seinen Jahrmarkt. Er findet statt im Septembermonat und dauert nur einen Tag. Daß dieser Tag in die Zeit hineinfiel, die ich zu meinem Vergnügen in W. zubrachte, erschien mir als ein großes Glück. Von fern schon sah ich ihm entgegen wie einem schönen Fest und freute mich darauf, mit mir aber freuten sich die ortsangehörigen Kinder. Giebt es doch für diese an größeren öffentlichen Festlichkeiten dort außer dem Jahrmarkt nur noch die Spritzenprobe, die auch nur einmal im Jahre abgehalten wird.

Die Vornehmen des Ortes äußerten sich über den bevorstehenden Jahrmarkt abfällig. Mit Jahrmärkten habe es überhaupt nichts mehr auf sich, besonders wenig Rühmens aber könne von diesem in W. gemacht werden. Ein Carroussel und ein paar Honigkuchenbuden — das sei alles. Nun, so ganz wenig ist das auch noch nicht, dachte ich bei mir, schwieg aber. Das einzige von Bedeutung, fügten die Vornehmen hinzu, sei das Zweckessen, das sie unter sich, altem Brauch gemäß, am Jahrmarktstage im ansehnlichsten Wirthshause des Ortes abhielten; das könnten sie aber im Grunde auch ohne

Digitized by Google

den Jahrmarkt thun. Ich kann nicht ſagen, wie ſehr mich das Gerede der Vornehmen verdroß. Sie müßten, dachte ich bei mir, zu viel Heimathſtolz haben, um ſo geringſchätzig über etwas, das ihren Ort anging, ſprechen zu können. Daneben aber konnte ich mich der Furcht nicht erwehren, daß ſie Recht haben möchten.

Es war der zweite Tag vor Jahrmarktsanfang, und noch deutete nichts im Ort darauf hin, daß etwas Außerordentliches bevorſtand. Mit ängſtlicher Spannung hielt ich immer wieder auf der Landſtraße Ausſchau. Aus der Richtung von Celle her mußte nun doch bald etwas kommen. Am Nachmittag kam es. Zwei Wagen waren es, ein Wohn- und ein Gepäckwagen. Die aus dem letzteren hervorlauſchenden Pferdeköpfchen machten es zweifellos, daß er das in ſeine einzelnen Theile zerlegte Carrouſſel enthielt; der zweite Wagen diente dem Carrouſſelbeſitzer mit Familie zur Wohnung. Es war ein wunderbar eingerichteter Wohnwagen mit Schornſtein und allem ſonſt, was zu einem Hauſe gehört, ausgenommen natürlich den Keller. Wohnraum, Schlafraum und Küche waren vorhanden, und in der Küche funkelte es von blankem Geräth und Geſchirr. Allerliebſt war die Wohnſtube. An den Wänden hingen Bilder, gar nicht zu reden von einem Spiegel. Auf der Kommode ſtanden buntbemalte Taſſen nebſt Porzellanfiguren und anderen Dingen mehr, die auf Kommoden zu wachſen pflegen. Die Fenſterchen waren mit ſauberen Gardinen behängt. Auch ein Vogel fehlte nicht und ein Blumentopf. Das Ganze erinnerte mich an Schiffskajüten und an die Häuschen alter Kapitäne, die ich an Seeſtrandsorten geſehen hatte. Ich ſchätze gewiß das Glück, in Berlin W zu wohnen, nicht gering, dennoch muß ich ſagen, daß mich aus

Digitized by Google

dieſer fahrenden Wohnung beneidenswerthe Behaglichkeit anſtrahlte. Dieſe Leute, ſagte ich mir, haben keinen Hauswirth, dem ſie unterthan ſind, keinen Portier, der auf ſie aufpaßt, keine Nachbarn, die ihnen oder denen ſie unbequem fallen, keinen Hängeboden mit ewig murrenden und wechſelnden Mädchen; und wenn Logirbeſuch droht, können ſie ſofort nach einer entlegenen Gegend abfahren.

Das Schiff der Heide legte ſich vor Anker in der Hauptſtraße des Ortes vor dem alten Amtshauſe, in dem ich mein Quartier hatte. Ein anſehnliches Gebäude, in der guten alten Zeit gebaut, mit dicken Mauern, faſt wie ein Schloß. Seine Stirnſeite, die es nicht der Straße zukehrt, ſondern dem Hof, iſt bis zum zweiten Stock hinauf mit Wein berankt. Der trug im letzten Herbſt wieder ſehr reichlich, wie faſt alle Jahre. Der Weinſtock zeigt bei uns im Norden faſt immer das beſte Beſtreben; was er des frühen Froſtes wegen an Güte der Trauben nicht hervorbringen kann, das ſucht er durch die Menge zu erſetzen. Auf dem Hofe, von dem ein Zaunpförtchen in den Garten führt, ſtehen Linden und Roßkaſtanien, und unter andern alten Bäumen zwei hochſtämmige Haſelnußbäume, wie man ſie ſelten ſieht, und ein Hollunder, deſſen Stamm dreiviertel Meter im Umfang hat. Seit Jahren ſchon giebt es in W. kein Amt mehr, in dem alten Amtshauſe hat jetzt der Revierförſter ſeine Dienſtwohnung; außerdem wohnen dort zur Miethe zwei Familien, deren eine mich damals als Gaſt beherbergte. Gegenüber dem Amtshauſe liegt der Krähenhof, ein der Ortsgemeinde gehöriges Grundſtück, das bis vor kurzem mit alten Eichen beſtanden war. Im Winter 1889 ſind dieſe gefällt worden, was erſt zu hören und nachher zu ſehen mir nicht geringen Kummer

Digitized by Google

bereitete; denn ich hatte sie gekannt, als sie noch standen und zahlreiches Vogelvolk auf ihnen sein Wesen hatte. Aber der Förster hatte erklärt, sie seien überständig, und ihr Werth verringere sich von Jahr zu Jahr. Da konnte man es am Ende der Gemeinde nicht verdenken, wenn sie den Beschluß faßte, sie umhauen zu lassen und das Holz zu verwerthen so gut wie möglich. Auf dem Krähenhof wurde das Carroussel abgeladen. Während hiermit die Mannsleute beschäftigt waren, benutzte die Frau des Carrousselbesitzers die Gelegenheit dazu, eine kleine Wäsche abzuhalten. Nachdem sie die Erlaubniß erwirkt hatte, sich vom Brunnen des Försters Wasser zu holen, ging die Sache rasch vor sich, denn alles sonst Nöthige führte sie mit sich. Nicht lange dauerte es, da hingen schon über dem Zaun des Amtshofes verschiedene Strümpfchen, Hemdchen und Röckchen, sehr nett anzusehen und ein Beweis dafür, daß der fahrende Hausstand nicht kinderlos war.

So stand die Sache am Nachmittag. Um das Abendroth kam vor dem Amtshof ein zweiter Wagen angefahren. Er gehörte einem Kaufmann aus Wolfenbüttel, der mit Bändern, Schleifen, Spitzen, Schnupftüchern, Schürzen und anderen kostbaren Gütern den Jahrmarkt besuchte. Nun hatte ich keinen Zweifel mehr, daß das Ganze großartig ausfallen werde. Die Nacht war ruhig und sternklar. Neben dem Wohnwagen der Carrousselleute lag ihr treuer Hund, drinnen im Wagen schlief die Familie; der Kaufmann aber nächtigte im Gasthof, nachdem er dort warm zu Abend gespeist und eine halbe Flasche Franzwein getrunken hatte.

Am anderen Tage nahm die Sache einen noch größeren Aufschwung. Während auf dem Krähenhof das Carroussel

Digitized by Google

errichtet wurde, ſchlug man in der Straße Buden und Zelte auf. Es waren viele Händler über Nacht von nah und fern gekommen, die nun ihre Kiſten und Kaſten auspackten. Was für Herrlichkeiten da zum Vorſchein kamen, iſt gar nicht zu ſagen. Am Nachmittag konnte ich ſchon feſtſtellen, daß wir vierzehn Buden hatten, davon acht mit Honigkuchen, ſechs mit nützlichen Sachen und Spielzeug.

So kam der große Tag heran. Am frühen Vormittag ſchon lud das fröhliche Quieken der Drehorgel zum Beſteigen des Carrouſſels ein, doch verhielt ſich das Publikum dieſer Lockung gegenüber noch zurückhaltend. Viel Jugend war zwar ſchon auf dem Krähenhof verſammelt, aber ſie ging ſparſam mit ihren Pfennigen um und wollte nicht gleich am Vormittag alles verthun. In der Straße zwiſchen den Buden und Ständen herrſchte manchmal ſchon ein Gedränge; denn es war von den umliegenden Heidedörfern viel Volks nach W. gekommen, zu Wagen, zu Roß und zu Fuß. Es verlohnte ſich auch wohl, daß man um dieſer Sehenswürdigkeiten willen ein paar Stunden Weges nicht ſcheute. Mit dem Roſtocker Pfingſtmarkt, mit dem Danziger Dominiksmarkt ließ ſich dieſer Jahrmarkt nicht vergleichen, für einen kleinen Heideort aber konnte er prächtig genannt werden. Schon allein die Honigkuchenbuden anzuſchauen war ein großes Vergnügen. Honigkuchen waren da von jeder Geſtalt, zu jedem Preiſe und für alle Verhältniſſe des menſchlichen Lebens paſſend: zum Selbſteſſen und zum Verſchenken, mit und ohne Mandeln, mit Inſchriften und ohne ſolche; in Kunſtformen und in Form von Klümpchen. Außerdem waren noch allerhand andere Süßigkeiten bei den Honigkuchenhändlern zu haben. Wer nur wenige Pfennige beſaß, konnte ſchon ein Schächtelchen

Digitized by Google

erſtehen, gefüllt mit überzuckerten Aniskörnern, welche köſtlich ſchmeckten. Beſonders aber gefiel mir eine Art von Zuckerpuppen. Sie hatten hübſche Geſichter, ſahen wohl aus und trugen roſenrothe Kleider, die ſchön mit Verzierungen aus Zuckerguß garnirt waren. Von denen kaufte ich eine Anzahl, um ſie meinen Kindern mitzubringen. Als ſie nach Berlin kamen, waren ſie ſchon zu alt und hart, um noch eßbar zu ſein, zum Spielen aber noch ſehr geeignet. Sie hielten ſich ziemlich lange. Erſt als der Schnee fiel, verloren ſie ihre Köpfe und ſind dann bei dem großen Reinmachen gänzlich verſchwunden.

Außer den ſüßen Leckerbiſſen, welche Fülle begehrenswerther Dinge konnte man auf dieſem Jahrmarkt kaufen, wenn man Geld genug in ſeinen Beutel gethan hatte! Für jeden Stand war geſorgt, für jedes Alter, für jedes Bedürfniß. Weiblicher Putz und Tand herrſchte natürlich vor, aber auch nützliche Sachen waren zu haben, wie Kämme und Bürſten, Holzſchuhe und Tintenfäſſer. Für junge Geſellen gab es ſchmucke Mützen und Pfeifen mit den Bildniſſen ſchöner Damen, für die Kinder hölzerne Thierchen, Puppen und Kochgeſchirr. An einem Stande kaufte man für zehn Pfennige die Photographie einer Berühmtheit; für daſſelbe Geld aber, das ein Fürſt oder eine Prinzeſſin koſtete, konnte man ebenda auch, wenn man noch unverſprochen war, ſeinen zukünftigen Schatz bekommen. Das ging eigentlich nicht mit rechten Dingen zu, mochte aber doch wohl zu der ſogenannten „weißen Magie“, welche nichts mit der Hölle zu thun hat, gehören.

Wer ein Glückskind war, konnte an einer Bude durch Würfelſpiel in den Beſitz einer koſtbaren Sache gelangen.

Digitized by Google

That man einen guten Wurf, ſo hatte man die Wahl unter vielen Gegenſtänden, von denen der eine faſt ebenſo beſitzenswerth erſchien wie der andere. Viele verſuchten dort ihr Glück, ich hielt mich davon, obgleich ich in der Bude ein Thermometer und eine Mundtaſſe bemerkte, die ich beide gern gehabt hätte. Aber ich bin ohne Glück beim Knöcheln und habe in ſolchen Buden ſchon zu viel Geld gelaſſen. Mit Geſchick und Glück konnte man an einer andern Stelle zum Gewinn eines Meſſers kommen. Auf ein ſchiefſtehendes Brett waren zahlreiche Taſchenmeſſer mit der großen Klinge aufgeſpießt, nach denen wurde mit Ringen geworfen. Wer den Ring über ein Meſſer warf, hatte es gewonnen. In der Mitte aber ſtanden zwei Meſſer über einander. Wer darüber warf, der gewann beide, das war der Königswurf. Vor dem Spielbrett ſtanden viele junge Burſche. Die meiſten mühten ſich vergebens, ab und zu zog aber doch einer mit einem gewonnenen Meſſer ab. Es hatte etwas ſehr Verlockendes, ſich an dieſem Wettkampf zu betheiligen, nachdem ich aber einmal vor Jahren bei ſolcher Gelegenheit nach vielen vergeblichen Verſuchen ein Meſſer gewonnen, deſſen beide Klingen von biegſamem Blech waren, habe ich gelobt, nie wieder mit Ringen nach Taſchenmeſſern zu werfen.

Am Nachmittage kam das Carrouſſel gut in Aufnahme und in fleißigen Umſchwung. Es war eines der ſchönſten ſeiner Art und hatte einen trefflichen Beſtand von Füchſen, Rappen, Apfelſchimmeln und Tigerpferden, zwiſchen denen auch ein paar Hirſche mitliefen, wie das auf Carrouſſels mitunter vorkommt. Wagen waren drei da, die ich nach ihrer Verzierung als den Löwenwagen, den Blumenwagen und den Seejungfernwagen bezeichnen will. Gedreht wurde

Digitized by Google

das Ganze durch zwei Schimmel, welche die Leute mitgebracht hatten. Abwechſelnd verſahen ſie den ſchweren Dienſt, zwei gute brave Thiere. Für ihren Herrn ein wahrer Schatz; denn nicht jedes Pferd erträgt es, immer im Kreiſe herumzulaufen, dieſe aber waren daran gewöhnt und hielten es aus, ohne ihren Verſtand dabei zu verlieren. Die Umfahrten wurden von der Frau des Carrouſſelbeſitzers geleitet, die zugleich den Leierkaſten mit einem Triangel begleitete. Es war eine noch ziemlich junge Frau, die einſt ſchön geweſen ſein mußte. Jetzt aber lag auf ihrem Geſicht eine eigenthümliche Gleichgiltigkeit. Sie ſah immer aus wie träumend, und als ob nichts ſie anginge von dem, was um ſie her vorging. Was für ein Stück Leben wohl hinter ihr liegen mochte! Als es dunkel geworden, wurde das Carrouſſel glänzend erleuchtet, und auf der Krähenwieſe ging es lebhaft zu. Ich miſchte mich unter die Menge und ſah zu. Da ergriff mich ein ſtarkes Verlangen, mitzufahren. Ein kühner Entſchluß, und ſchon ſaß ich im Seejungfernwagen. So machte ich die Tour einmal mit und zweimal und darauf noch mehrere Male. Mich erſah aber von hohem Küchenfenſter herab die Lina des Hausſtandes, dem ich als Gaſt angehörte, und mich fahren zu ſehen machte ihr ein ſolches Vergnügen, daß ſie ganz für ſich vor dem Herde getanzt haben ſoll. Später kam ſie auch zum Carrouſſel herunter, und ich ſah ſie auf einem Pferde ſitzen. Soll ich meine offene Meinung ſagen, ſo iſt es die, daß mir die Carrouſſelfahrt ſehr gefallen hat. Ich habe in Berlin mancherlei vornehme Bekanntſchaft an Doctoren, Profeſſoren, Direktoren, Geheimräthen und Regierungsräthen. Allen dieſen gebe ich den Rath: wenn ſie ſich einmal ein Vergnügen machen wollen, nach W. zum Jahrmarkt zu fahren

Digitized by Google

und das Carrouſſel zu beſteigen. In der Heide kennt ſie niemand, ich aber will nichts darüber verlauten laſſen, wenn mir von ihnen ein tüchtiges Schweigegeld zugebilligt wird.

Um die Zeit, als Lina auf der Krähenwieſe erſchien, kamen auch viele andere Mägde, die des Hausdienſtes ledig waren, zum Carrouſſel, andere ſuchten ſogleich den Tanzboden auf. Getanzt wurde an drei Orten mit löblichſtem Eifer, und die Paare drehten ſich zum Theil in drangvoll fürchterlicher Enge. Indeſſen ſaßen in den Bierſtuben Bauern, qualmten aus ihren Pfeifen, was ſie konnten, und erfreuten ſich des Kunſtgenuſſes, der ihnen von einigen fahrenden Muſikanten und Muſikantinnen geboten wurde. Man hörte eine Geige wimmern, eine Harfe zirpen, und dazwiſchen ließ ein armes blechernes Stimmchen ein ſchönes neues Lied erſchallen. Zu ſehen aber war faſt nichts, weder vom Publikum noch von den Künſtlern, ſo heidelbeerblau war der Tabaksqualm.

Zwiſchen den Buden war es am ſpäteren Abend ziemlich leer geworden. Man ſagte mir aber, das Geſchäft blühe noch einmal wieder nach Mitternacht. Dann kämen die jungen Burſche mit ihren Schätzen vom Tanz und vom Bier, und dann würde Honigkuchen gekauft mehr als den ganzen Tag über. So war es offenbar auch. Ich war eingeſchlafen, trotz des Carrouſſels, das ſich bis tief in die Nacht hinein drehte. Gegen Morgen wachte ich auf. Es ging lebhaft und laut unten zu: ſie waren vom Tanzboden und von der Bierbank gekommen. Nach dem Lärm, den ſie machten, war die Stimmung gehoben und der Honigkuchenabſatz befriedigend.

Am anderen Morgen ſah die Stätte, wo es am Tage vorher ſo fröhlich zugegangen war, öde und traurig aus.

Digitized by Google

Die Händler hatten ſchon wieder eingepackt, was ihnen an Waare verblieben war, das Carrouſſel wurde abgebrochen, von den Buden ſtanden nur noch kümmerliche Gerippe da. Mit dem Packpapier, das auf der Straße lag, trieb der Herbſtwind ſein Spiel. So ſchnell geht auch das Schönſte vorüber. Ein langes Jahr war es wieder bis zum nächſten Jahrmarkt. Nun, die Hälfte davon iſt ſeitdem ſchon vergangen. Noch iſt die Heide braun, aber die Lerche ſingt ſchon über ihr. Jetzt wird der Buchweizen eingeſät, wenn der verblüht iſt und reif geworden und eingeheimſt, und die Heide hat auch ſchon abgeblüht, dann iſt wieder Jahrmarkt. Unterdeſſen wird die Spritzenprobe abgehalten.

Die Winſener Thierſchau.

Aus dem kleinen Ort, in dem ich weile, braucht man nicht weit hinauszugehen, um in das Reich des Heidekrautes zu kommen. Es iſt ziemlich viel Land um den Ort herum nach und nach unter den Pflug genommen oder in Wieſen verwandelt worden, aber man hat doch nicht lange die letzten Häuſer hinter ſich, ſo ſtößt man ſchon auf die Vorpoſten der Heide, die immer bereit iſt, das von der Kultur eroberte Land wieder in Beſitz zu nehmen, ſowie nur der Menſch ſeine Hand davon zurückzöge. Auf der Grenze zwiſchen dem beſtellten Land und der Heide ſieht man, wie ſehr dieſe geneigt iſt, überzugreifen. Hier hat ſie auf einem Ackerrain einen langen Streifen vorgeſchoben, dort auf einer Wieſe mit einzelnen Büſchen ſich feſtgeſetzt. Bald dahinter ſteht ſie in großen Maſſen, weite Flächen bedeckend, und jetzt, da ſie blüht, in ſchimmerndes Roth kleidend. Hie und da trifft man noch ein verſprengtes Feld, auf dem Buchweizen oder Hafer geſtanden hat. Jetzt iſt es abgeerntet und wie überſät mit Ackerſtiefmütterchen von der größeren Art, welche alle ihre neugierigen Geſichtchen nach derſelben Seite wenden, der Sonne zu. Von Tauſenden dieſer kleinen Geſichter wird man angeblickt, wenn

Digitized by Google

man die Sonne hinter ſich hat; wendet man ſich um, ſo ſieht man keins mehr.

Endlich hört alle Beſtellung auf, und nichts iſt zu ſehen als Heide, Heide und Moor. Das Moor liegt jetzt braun da, denn die Glockenheide, die um Mittſommer einen roſigen Schimmer darüber goß, hat im ganzen ausgeblüht, nur einzelne Zweiglein tragen noch einen Kranz der lieblichen zarten Blumen.

Auch der Boden des trocknen Kiefernwaldes iſt bedeckt mit Heidekraut, und zwiſchen den Stämmen ſchimmern Hügel hervor, welche baumlos ſind und ganz überzogen mit dem ſchönen Roth der Heideblüthe. Es iſt ein ſehr angenehmes Roth, das etwas hat von der Farbe der Pfirſichblüthe, aber doch anders iſt. Ich erinnere mich, daß wir als Kinder in unſern kleinen Malkäſten zum Groſchen eine Farbe hatten wie blühendes Heidekraut, und es war unſer Kummer, daß ſie nicht „angab", wie wir es nannten. Sie war ſteinartig und löſte ſich nicht im Waſſer, man mochte ſie noch ſo hartnäckig bearbeiten. Von ſolcher Farbe, die aber angiebt, hat die Natur ſehr viel, und weite Strecken Landes ſind von ihr jetzt damit übermalt worden. Das Roth der Heidekrautblüthe iſt nicht überall daſſelbe, hier iſt es blaſſer und dort lebhafter, ſehr lebhaft mitunter. Mitten zwiſchen dem rothblühenden Kraut findet man wohl, aber auch in dieſer heidekrautreichſten Gegend nur ſelten, einen Buſch mit weißen Blüthen. Das Weiß erſcheint an einem abgebrochenen Zweiglein, das man betrachtet, ein wenig matt, aus der Menge des Rothen aber leuchtet es zumal im Sonnenſchein hervor wie friſcher Schnee. Man ſagt, daß es Glück bringe, weiße Heide zu finden.

O wie ſchön iſt die Heide um dieſe Zeit des Jahres am

Digitized by Google

frühen Morgen, wenn überall zwiſchen den blühenden Sträuchlein die Spinngewebe blinken, die der Thau erſt ſichtbar macht. Hebſt du ein ſolches Gewebe mit darunter gehaltener Hand heraus, ſo haſt du die Hand voll Waſſers; von dem unendlich zarten Gewebe, in welchem das Waſſer hing, iſt nichts zu ſpüren.

Der Ort liegt an einem kleinen Fluß, deſſen Ufer zum Theil unfruchtbar und ſandig, zum Theil mit ſchönem Wieſenteppich bedeckt ſind. Man kann nicht ſagen, daß der Ort armſelig ausſähe. Seine Häuſer ſind faſt ausſchließlich Bauernhäuſer der alten Art, bei denen Wohnräume, Stall und Scheune unter demſelben Dach vereinigt ſind; erſt in neuerer Zeit haben einige Kaufleute mit Häuſern von moderner Art ſich angebaut, und ein paar wohlhabende Einwohner haben ſich Wohnhäuſer von villenartigem Charakter errichtet. Der Ort hat eine hübſche Kirche und ein ſtattliches Amtshaus aus der Zeit, da hier noch ein Amt war. Ein beſonderes Anſehen aber geben dem Ganzen die vielen alten Eichen, die überall auf den Höfen und in der Umgebung derſelben ſtehen. Die alten Bäume ſind eine nicht genug zu ſchätzende Zierde der Heidedörfer überhaupt. Wie ſchön nehmen ſie ſich aus um jede Jahreszeit, wie angenehm iſt ihr Schatten und wie vielen Vögeln gewähren ſie Obdach und Schutz! Auch alte Linden und Rüſtern ſind hier nicht ſelten, der eigentliche Dorfbaum aber in dieſen Orten von rein niederſächſiſcher Bevölkerung iſt die Eiche, wie in anderen Gegenden Deutſchlands die Linde, in der Mark um Berlin die Ulme und in einem Theile von Mecklenburg die Eſche es iſt. Es freut mich, zu ſehen, daß die Vorliebe für die Eiche hier fortbeſteht, und daß junge Eichbäume hier immer aufs Neue angepflanzt werden.

Digitized by Google

Auf beiden Seiten des Flüßchens erhebt ſich die Heide in Hügeln, die hie und da eine anſehnliche Höhe erreichen. Steht man am Sonntagmorgen auf einer der Höhen, von denen man eine weite Umſchau hat, ſo kann man ſehen, wie aus den einzelnen Höfen in der Umgebung des Ortes die Leute herauskommen, alle ſchwarz gekleidet, zum Kirchgang. Auch weiter von den kleinen Dörfern, die keine eigene Kirche haben, kommen ſie her auf breiten Wegen, die in großer Zahl durch den Wald über das Heideland führen, Ameiſen gleich, die von verſchiedenen Seiten her auf ihre Hauptanſiedelung zu ſich bewegen. Einen eigenthümlichen Anblick aber hatte ich neulich, als ich aus der Heide kam, von einer Anhöhe herab. Ich war ſchon an das Gebiet der Felder gelangt, da bemerkte ich, daß an einer Stelle ſich weißer Rauch erhob, dem bald dunkele Rauchwolken folgten. Es war um die Mittagszeit, und die Leute, die auf den Feldern zur Arbeit waren, hielten Raſt und aßen, was ſie mitgenommen hatten. Sie hatten aber auch bald den Rauch bemerkt. Plötzlich ſah ich, wie ſie aufſprangen, und der Ruf „Dat's Fü'r! dat's Fü'r!“ ſchlug an mein Ohr. Nun rannte alles, was es konnte, auf den Wegen und über die Felder dem Orte zu, Frauen und Mädchen zum Theil barfüßig, mit den Schuhen in der Hand. Es war zum Glück nicht ſchlimm mit dem Feuer. Als es das Dach, unter dem es ausgekommen war, zerſtört hatte, und nun durch die durchbrannten Decken in das kleine Haus hineinſah und fand, daß der dürftige Hausrath bereits hinausgetragen war und es wenig mehr zu verzehren gab, hatte es ein Einſehen und gab die Sache auf. Dazu mag auch die freiwillige Feuerwehr des Ortes mit Zureden und Spritzen einiges beigetragen haben.

Digitized by Google

Das war ein kleines Ereigniß, ein größeres war die Thierſchau, welche von dem landwirthſchaftlichen Verein für den Ort und deſſen Umgebung veranſtaltet wurde. Das war etwas, um Abwechſelung und Bewegung in die Stille und das einförmige Leben zu bringen. Schon die Vorbereitungen dazu hatten etwas Feſtliches an ſich. Vor der größten Gaſtwirthſchaft des Ortes wurde ein Zelt, in dem getanzt werden ſollte, aufgeſchlagen und mit Gewinden aus Tannengrün verziert. In der Küche aber ging es ans Rupfen, Spicken, Putzen, Braten, Schmoren und Sieden, und drei Frauen ſchälten ſich an Kartoffeln die Hände lahm. Kellner, eine hierorts faſt ganz unbekannte Menſchenart, wurden aus der nächſten größeren Stadt, wo ſie einen Standort haben, bezogen. Muſikanten, die in der Heide nur ſehr zerſtreut und vereinzelt vorkommen, wurden ſo lange zuſammengeſucht, bis ſie eine ordentliche Kapelle bildeten. Ich glaube aber, daß ſie, bevor ſie ans Werk gingen, ein geheimnißvolles, mit Zauberkraft wirkendes Stärkungsmittel bekommen haben; ſie hätten unmöglich ſonſt den Anforderungen, welche am Feſttage an ſie geſtellt wurden, gerecht werden können. So kam der denkwürdige Tag heran, das Wetter war günſtig, um neun Uhr fing die Muſik an zu ſpielen, und es ging los. Auf der Wieſe zwiſchen der Gaſtwirthſchaft und dem Flüßchen waren die Schauthiere aufgeſtellt, nach ihrer Art geſondert. Es waren, genau gezählt, dreiunddreißig Stück Hornvieh von allerhand Art und verſchiedener Färbung, drei Roſſe, ſiebzehn weiße Wollſchafe und fünf ſchwarzbraune Schnucken, ein Schwein und zwei Hühner. Mit der Thierſchau war eine Gemüſeausſtellung verbunden, welche ſieben Runkelrüben, drei Kohlköpfe und einen Korb mit Kartoffeln umfaßte. Ferner waren landwirthſchaftliche Ge-

Digitized by Google

räthe ausgestellt, nämlich ein Pflug, zwei Eggen, ein Butterfaß, ein Düngereinleger und endlich ein Sack mit Phosphorit.

Das Ganze gewährte einen großartigen Anblick. Die Rinder standen ruhig und gefaßt da, die Pferde weideten so unbefangen, als ob sie zu Hause wären, nur die Schafe schienen sich den Kopf darüber zu zerbrechen, was die Sache eigentlich zu bedeuten habe, und nicht ganz unbesorgt zu sein. Das Erste, was das einsame Schwein anfing, war dieses, daß es den Grund der Wiese aufwühlte und sich mit vielem Eifer in den Zustand der größten Unsauberkeit versetzte. Dann blickte es frech um sich, als wollte es sagen: „Der erste Preis ist mir sicher. Kein Nebenbuhler ist erschienen, um ihn mir streitig zu machen, und das ist sehr weise gehandelt. Denn wo, so weit die Heide reicht und die Welt geht, ist ein Schwein, wie ich bin?“ Und es hat sich nicht verrechnet.

Auf der Wiese stand ein Zelt, in dem Bier vom Faß verzapft wurde und „schlanken Absatz“ fand, wie der Ausdruck der Kaufleute lautet. Dort hatte auch der Vorstand sein Büreau. Auf einem Tisch lagen Diplome und Listen, und vor dem Tisch saß ein Mann, der von Zeit zu Zeit etwas aufschrieb, das von großer Wichtigkeit zu sein schien. Draußen aber zwischen den Viehständen gingen die Aussteller umher mit Schleifen im Knopfloch und die Mitglieder der Jury mit doppelten Schleifen und Schaulustige von nah und fern. Die ganze Jugend des Ortes aber hatte den Damm besetzt, unterhalb dessen die Wiese gegen das Flüßchen zu sich ausbreitet, und das nahm sich von allem beinahe am besten aus. Dazu spielte die Musik ein Stück nach dem andern.

Als die Musikanten einmal eine Pause machten, rief der Präsident des Vorstandes die Preisrichter zusammen und er-

Digitized by Google

ſuchte ſie, an ihre Arbeit zu gehen. Sie folgten dem Rufe mit Ernſt und Würde. Für die Ausſteller aber waren die Ausſichten nicht ſchlecht, weil der Prämien ſehr viele waren, und ich glaube daß jeder von ihnen wenigſtens eine Auszeichnung erhalten hat. Daß das iſolirte Schwein den Vogel abſchoß, wenn man ſo ſagen darf, habe ich ſchon erwähnt. Aber auch alle anderen Thiere erhielten Preiſe, ſogar die beiden Hühner, die wahrſcheinlich gar nicht darauf gerechnet hatten. Geldprämien trugen auch drei Männer davon, welche die ſieben Runkelrüben, die drei Kohlköpfe und einen Korb Kartoffeln ausgeſtellt hatten, und wurden freudig überraſcht dadurch. Als das aber die andern Bauern hörten, die nichts ausgeſtellt hatten, ſondern nur zum Schauen und Zechen gekommen waren, erfaßte ſie Kummer und Aerger, und ſie ſagten: „Warum haben wir nicht auch unſern Kohl, unſere Rüben, unſere Kartoffeln und unſere Schweine hergebracht! Dann hätten wir vielleicht die Preiſe bekommen und könnten jetzt billigen Rothwein trinken.“ Ja, warum hatten ſie das nicht gethan? Jetzt hatten ſie das Nachſehen, und das war ihnen recht.

Nachher fand ein Eſſen ſtatt, bei dem es ſehr fröhlich zuging. Es wurden viele Toaſte ausgebracht, und weit ſchallte es über die Heide, wenn Hoch gerufen wurde und die Muſik den Tuſch blies. Die Zahl der Reden, welche gehalten wurde, war ſehr groß, nur der Toaſt auf die Preſſe, ohne den es ſonſt bei keiner öffentlichen Feſtlichkeit abzugehen pflegt, fehlte hier, und es lag auch kein Anlaß dazu vor, die Preſſe leben zu laſſen.

Viele der Ortsangehörigen wie der anderen waren mit Frauen und Töchtern erſchienen, denen es ſchon in den Füßen zuckte, ſowie die Muſik anſetzte. Nach dem Eſſen ging denn

Digitized by Google

auch ſogleich der Tanz los und währte bis zum andern Morgen um vier Uhr. Und vom Morgen um neun Uhr bis zum nächſten Morgen um vier Uhr ſpielten die Muſikanten. Das iſt um ſo bewundernswerther, als ſie anſcheinend die ganze Zeit über keinen Mangel an Bier litten.

In der Morgenfrühe zerſtreute ſich alles und zerſtob. Die Kellner wurden an ihren Standort zurückverſetzt, die Muſikanten vertheilten ſich wieder über die Heide. Das Bier war ausgetrunken, das Zelt wurde abgebrochen. Die Schauthiere waren am Nachmittag ſchon wieder von der Wieſe verſchwunden; aber den Platz, wo das Preisſchwein geſtanden hat, erkennt man noch heute daran, daß der Raſen dort fehlt. Im Orte ward es wieder ſo ſtill, wie es vorher geweſen, die Sperlinge und die Staare machten wieder den meiſten Lärm.

Ich hatte von der Thierſchau einen ungeahnten Vortheil. Es war eine Verlooſung mit dem Feſte verbunden, und da das Loos nur eine Mark koſtete, nahm ich auch eins. Sechshundert Looſe gab es, und das achte gewann. Eine kleine Anzahl von Hauptgewinnen war vorhanden, der Reſt aber beſtand in Miſtgabeln, welche bei landwirthſchaftlichen Verlooſungen die Stelle der Photographien bei den Lotterien der Künſtlervereine einnehmen. Ich gewann ein Hauptſtück, einen allerliebſten Behälter aus Eichenholz mit Metallbeſchlag, zum Hineinſetzen von Blumentöpfen beſtimmt. Wie lange hatte ich mir ſo etwas ſchon gewünſcht! Der Gaſtwirth traf es nicht ſo gut, er gewann auf zweiundzwanzig Looſe nur eine Forke, und dem Lehrer fiel ein Butterfaß zu, das er nicht brauchen konnte, weil er keine Kuh hatte. Daß ich ein ſo ausgeſuchtes Glück hatte, freute mich, wunderte mich aber nicht. Ich hatte am Tage vorher weiße Heide gefunden.

Digitized by Google

Der Circus im Dorf.

Ein paar böhmiſche Muſikanten waren die Vorläufer. Sie tauchten eines Nachmittags im Dorf auf, ſpielten an verſchiedenen Stellen und ſammelten, wie andere ihrer Art es gethan hatten; daß ihr Auftreten etwas Beſonderes zu bedeuten hatte, ahnte ich nicht. Am anderen Morgen wurde mir alles klar.

Es war noch früh am Tage, als mich das Gerücht erreichte: ein Circus iſt da. Sofort eilte ich hinaus, um ihn aufzuſuchen. Es war einer der köſtlichen Septembermorgen, deren viele einander folgten: kühl, ſtill und noch halb verſchleiert. Der Nebel lag noch auf ihm wie der Duft auf reifer Frucht, aber die Sonne war ſchon dabei, ihn abzuſtreifen. Aus den großen Bäumen bei dem Kirchlein erklang Krähengeſchrei. Ich verſtand ſehr wohl, was ſie zu einander ſagten. „Da ſind ſie wieder, die Landſtreicher!“ ſchrien ſie mit dem Bruſtton moraliſcher Entrüſtung. Das war ein hartes Urtheil, zu dem gerade ſie mir am wenigſten berechtigt erſcheinen. Denn verglichen mit ihrer Art, ſich zu ernähren, erſcheint das Gewerbe der Circusleute, ja das der Schriftſteller ſogar, immer noch verhältnißmäßig ehrbar.

Den Circus zu finden machte mir nicht viel Mühe. Er

Digitized by Google

wurde eben aufgestellt vor dem Hause des Gastwirths und Bäckers Helms, wo ein freier Platz ist und nach vier Seiten hin die Straßen auseinandergehen. Es war ein rundes Leinwandzelt, das in der Mitte um eine Stange befestigt und an dieser schon ein Stück in die Höhe gezogen war. So erinnerte es, mit seinen Rändern noch auf dem Boden liegend, an eine umgekehrte große weiße Trichterblume, etwa an die Blüthe des Stechapfels. Schon waren ringsum Pflöcke in den Boden geschlagen und Seile daran geknüpft, die das Zeltdach halten sollten. Nun wurden im engeren Umkreise Pfähle eingerammt und an diesen der Rand des Zeltes befestigt. Alle diese Arbeiten wurden mit großer Schnelligkeit und Gewandtheit von dem Circusdirektor, dem Clown und dem Akrobaten ausgeführt. Die Direktorin stand in schlichtem braunen Morgenanzug dabei und sah aufmerksam den arbeitenden Männern zu. Noch jemand war da, der das Ganze beobachtete und zwar vom dienstlichen Standpunkt aus: der Gendarm. Da stand er im Gefühl unsäglicher Würde und Wichtigkeit, rauchte mit starker Dampfentwickelung eine ungewöhnlich dicke Cigarre und gab Acht darauf, daß alles in Ordnung vor sich ging. Im Stillen freute er sich auf die Abendvorstellung, zu welcher er nebst seinem Kollegen — es sind zwei Gendarmen zu Fuß in dem Ort stationirt — mit Sicherheit ein Freibillet zu erwarten hatte. Denn das Gendarmenleben ist einförmig in den Heidedörfern, und der Umgang beschränkt; es ist ihnen nicht zu verdenken, daß sie sich freuen, wenn einmal etwas los ist.

Während dessen verschmähten die drei Circushunde es nicht, mit den gemeinen Dorfkötern Bekanntschaften anzuknüpfen. Vielleicht erkundigten sie sich bei ihnen danach, wie

Digitized by Google

es mit dem Kunſtſinn im Orte beſtellt ſei, oder ſie tauſchten auch Erfahrungen auf dem Gebiete der Knochenkunde unter einander aus. Außer dieſen Hunden, von denen zwei Pudel waren, führte die Truppe an Gethier noch zwei iſabellenfarbige Pferdchen, zwei Gänſe und eine Angoraziege mit ſich. Der Rappenhengſt Blitz aber ſchien, wie auch einiges andere, nur auf dem Zettel zu ſtehen. Beſagter Zettel, an dem nächſten Zaun prangend, verhieß „täglich eine, Sonn- und Feſttags zwei große Haupt-Vorſtellungen in der höheren Reitkunſt, Pferdedreſſur, Luft- und Parterre-Gymnaſtik, Akrobatik, Seil-, Ballettanz und Pantomimen, ausgeführt von nur Spezialitäten erſten Ranges unter Mitwirkung einer böhmiſchen Bergkapelle.“ Auf dem Zettel war ferner von dem Direktor bemerkt, daß er in den größten Städten Deutſchlands den größten Beifall mit ſeiner Geſellſchaft erworben habe. Unter den Plätzen war angeſichts der dörflichen Verhältniſſe der erſte Rang geſtrichen, es gab nur zweiten und dritten Rang, zu 50 und 30 Pfennigen. Kinder hatten auf beiden Plätzen die Hälfte zu bezahlen.

Vor dem Wirthshaus ſtand der Wohnwagen der Geſellſchaft, der im Innern ſo hübſch eingerichtet war, wie es immer die Wagen der wandernden Künſtler ſind. Durch das eine Fenſter hindurch konnte man ſehen, wie in dem Vorderraum, deſſen Wände mit kleinen Bildern verziert waren, das Wunderkind der Truppe, die fünfjährige Amanda, von der „größten Reiterin der Gegenwart, der unübertrefflichen Miß Clara“, gekämmt wurde.

Bald waren der Gendarm und ich nicht mehr die einzigen Zuſchauer. In der Nähe des Platzes, der für den Circus erſehen war, ſteht das Schulhaus, und als ich ankam, hörte

Digitized by Google

ich, wie drinnen von den Kindern laut gelesen wurde. Sie waren wohl, dachte ich mir, etwas unaufmerksam und nicht recht bei der Sache; konnte es ihnen doch nicht entgangen sein, was draußen vorging. Bald schlug dann von dem Kirchthurm die ersehnte Stunde, da die Pause eintrat, die Thür des Schulhauses wurde aufgerissen, und alles strömte heraus und stellte sich lachend und plaudernd rund um den im Aufbau befindlichen Circus herum. Die meisten Kinder hatten in der einen Hand ein Butterbrot, in der andern einen Apfel oder eine Birne, wovon sie abwechselnd abbissen. Es war ein allerliebstes Bild, das mich lebhaft an meine Kinderzeit erinnerte. Ich dachte daran, wie sehr bei solchen Gelegenheiten die Lust am Schauen erhöht wird, wenn man dabei zugleich etwas zu essen hat, und wie trefflich Butterbrot und Obst zu einander passen.

Am Nachmittag hielten die Künstler auf einem Wägelchen das mit den beiden kleinen Isabellen bespannt war, eine Umfahrt im Dorf. Vorn saßen in einer Art von phantastischem Husarenkostüm die Frau Direktorin und Miß Clara oder Fräulein Franziska — das konnte ich nicht so genau unterscheiden — hinter ihnen, gleichfalls prächtig ausstaffirt, der Clown mit einer Trompete und Pauke; so ging es mit Musik durch den Ort, und alles, was Beine hatte, lief auf die Straße, um sich das Wunder anzusehen. Sie besuchten alle Theile des Dorfes, nicht nur den Wördel, wo es am vornehmsten ist, sondern auch das Lange Ende, die Dämme, die Schlossergasse und sogar die Kahle Weide, wo nur kleine Leute wohnen. Als sie aber dem Hauptwirthshaus des Ortes sich näherten, bemerkten sie, daß davor ein paar Offiziere standen. Sie waren von einem andern Ort während der Herbstmanöver

Digitized by Google

herübergeritten. Die Offiziere gewahren und ſchleunigſt umkehren, war das Werk eines Augenblicks. Ach, ich verſtand ſehr wohl, weshalb ſie ſich ſo ſchnell davonmachten. Den Dörflern glaubten ſie mit ihrem prächtigen Aufzuge imponiren zu können, von den Offizieren fürchteten ſie ausgelacht zu werden, und das iſt keinem angenehm, auch nicht fahrenden Künſtlern.

Die Haupt-Vorſtellung war angeſetzt auf halb neun Uhr Abends. Dieſe ſpäte Stunde entſprach den ländlichen Verhältniſſen: den Bauern ſollte Gelegenheit zu einem Kunſtgenuß gegeben werden, nachdem ſie ihre Arbeit beendet und ihr Abendbrot verzehrt hätten. Was mich betrifft, ſo raffte ich mir etwas junges Volk zuſammen und begab mich mit demſelben rechtzeitig zum Circus. Voran ging uns Lina mit einer Laterne, denn der Mond ſchien nicht, und es war finſter im Dorf. Durch das Licht angelockt kam ein Käuzchen und umflog uns eine Zeit lang, wobei es immerzu „Tuwih! Tuwih!“ rief. Ich würde es für ein übles Omen gehalten haben, wenn ich nicht am Tage vorher mit der alten Bartels ein Geſpräch über Eulen gehabt und von ihr erfahren hätte, daß für verſtändige Menſchen kein Grund vorliegt, das Geſchrei dieſer Vögel für unheilverkündend zu halten. Als wir unſerer ſechs in ſo glänzendem Aufzuge am Eingange des Circus erſchienen, ging durch die Menge, die ſich dort angeſammelt hatte, eine merkliche Bewegung, und auf dem Geſicht der Direktorin, die an der Kaſſe ſaß, leuchtete ein Schimmer von Freude auf. Von der Art wird noch mehr kommen, dachte ſie wohl bei ſich; aber es kam nicht mehr. Als wir drinnen waren, löſchte Lina die Laterne aus, und wir nahmen Platz auf der einen der Bänke, die ſich um die Barriere herumzogen. Das war

Digitized by Google

der beſte Platz, der fünfzig Pfennige koſtete: wer nur dreißig daranwenden wollte, mußte dahinter ſtehen.

Als wir eintraten, war es drinnen noch recht leer. Einiges Publikum fand ſich noch ein, Kinder hauptſächlich, und auch einige Bauern und Mägde, aber im ganzen blieb der Beſuch doch ſehr ſchwach. Das lag doch wohl daran, daß das Wetter ſo ſchön war und es draußen auf dem Felde noch ſo viel zu thun gab. Die Leute, nachdem ſie ſich müde gearbeitet hatten, mochten es vorziehen, ſich aufs Ohr zu legen, ſtatt noch der Kunſt einen Tribut zu zollen.

An der großen Mittelſtange, welche wie die berühmte Säule im Marienburger Remter die ganze Decke hielt, war ein Reifen befeſtigt, von dem mehrere Lampen herabhingen. Das gab eine gute Beleuchtung. Außerdem hatten die Muſikanten — es waren die böhmiſchen Bergleute, die am Tag vorher im Dorfe aufgetaucht waren — eine Lampe auf dem Tiſche, an dem ſie ſaßen. Bier hatten ſie auch vor ſich zur Anfeuchtung der Kehlen, bliſen ein Stückchen nach dem andern und bliſen gar nicht ſo ſchlecht. Bis gegen neun Uhr wurde das Publikum mit Muſik unterhalten, als dann die Direktorin ſich ſagen mußte, daß mehr Leute nicht kommen würden, gab ſie mit der Klingel das Zeichen, und die Vorſtellung begann.

Ich habe lange nicht an einer Circus-Vorſtellung ein ſo großes Vergnügen gehabt wie an dieſer. Es war ja nichts beſonders Großartiges dabei, aber das Programm enthielt auch nichts Langweiliges, und alles wurde nett ausgeführt. Die verſchiedenen Scherze waren für den ländlichen Geſchmack berechnet, trotzdem oder vielleicht gerade deshalb kam von Anfang bis zu Ende nichts Unziemliches vor. Das Gleiche kann ich nicht von mancher der Circus-Vorſtellungen in Berlin, deren ich

Digitized by Google

mich erinnere, behaupten. Vorzüglich waren die Leiſtungen der Thiere. Die Angoraziege und die beiden Gänſe traten an dieſem Abend nicht auf, aber die beiden Pferdchen und die drei Hunde thaten ihre Schuldigkeit in einer Weiſe, die bei Groß und Klein Bewunderung erregte. Die beiden Pudel, ein weißer und ein ſchwarzer, ſprangen ſo brav, wie nur irgendwo „gelernte" Circushunde es fertig bringen. Sie würden noch höher und noch weiter geſprungen ſein, wenn der Raum nicht ſo beſchränkt geweſen wäre. Von den beiden Iſabellenpferdchen konnte das eine, das der Direktor vorführte, Kunſtſtücke machen, die weit über Pferdeverſtand hinaus zu gehen ſchienen. Daß es wie eine Katze ſprang, daß es auf Befehl ſich hinlegte und die Beine auf die merkwürdigſte Weiſe verſchränkte, daß es eine Stecknadel mit dem Munde aufnahm, daß es ſeinem Herrn einen Kuß gab, alles das ſchien noch erklärlich; aber maßlos war das Staunen aller, mich und mein Gefolge eingeſchloſſen, als es ſich auch als Gedankenleſer à la Cumberland bewährte. Es fand mit zweifelloſer Sicherheit unter den Zuſchauerinnen das Mädchen heraus, das gern Kaffee trank, und ebenſo das Mädchen, das ſehr verliebt war. Als es dann verrathen ſollte, wie viel Bräutigams beſagtes Mädchen hätte, kratzte es zwölf Mal mit dem einen Vorderfuße den Boden — und das ſtimmte. Als es weiter angeben ſollte, welcher der Herren im Zuſchauerraum gern ein Glas Bier tränke, blieb es vor dem einen Muſikanten ſtehen — und das ſtimmte auch. Als den Herrn aber, der gern einen Schnaps trinke, bezeichnete es auf dieſelbe Weiſe den Schloſſer — und das war erſt recht richtig. Darüber brach das kleine, aber dankbare Publikum in lauten Jubel aus.

Digitized by Google

Auf dem anderen Isabellchen produzirte sich die fünfjährige Amanda, die kurz vor der Vorstellung noch einmal übergekämmt worden war, in lobenswerther Weise als Reiterin. Wohl möglich, daß sie noch einmal ein Stern des Circus wird, aber der Himmel bewahre sie davor und lasse ihr ein bescheideneres Loos zu Theil werden.

Was soll ich von den Kunststücken sagen, die der Akrobat Herr Roberti ausführte? Sie waren wunderbar und, wie auf dem Zettel stand, unübertrefflich. Wenn er über drei Stühle hinweg einen Purzelbaum schoß, mußte einer aus der Gesellschaft, im Eingange stehend, ihn auffangen, sonst wäre er aus dem Cirkus hinaus, durch die Dorfgasse und noch weit in die finstere Heide hineingeflogen. Er machte auch Kunststücke am Seil, die ein wenig gefährlich erschienen, nicht sowohl für ihn als für das Publikum. Denn das Seil hatte auch einen Befestigungspunkt an der großen Stange, die das Zeltdach trug, und diese wurde bei den Produktionen des Künstlers bedenklich erschüttert. Deshalb mußte auch der Clown, während Roberti am Seil turnte, auf einer Leiter stehen und den Reifen halten, an dem die Lampen hingen, damit diese nicht zu sehr ins Schwanken geriethen.

Den Schluß bildete eine lustige Pantomime: „Der Dorfbarbier", die mit einer solennen Prügelei zwischen allen dabei betheiligten Personen endete. Der Direktor und Fräulein Franziska spielten in dieser ergetzlichen Scene die Hauptrollen. Vor Beginn der Pantomime wurde das übliche Trinkgeld eingesammelt, das jeder gern spendete. Wer zehn Pfennig gab, bekam einen „Planeten" mit Lebensbeschreibung und Glückszahlen. Als die Vorstellung zu Ende war, zündeten wir wieder unsere Laterne an und begaben uns in dem-

Digitized by Google

ſelben Aufzuge, wie wir gekommen waren, vergnügt und zufriedengeſtellt nach Hauſe zurück.

Während der ganzen Vorſtellung hatte die Frau Direktorin damit zu thun, ungebetene Gäſte abzuwehren. Draußen am Eingang ſtanden mehr Leute, als drinnen waren. Sie gewannen dort manchmal einen Blick in das Innere des Circus und bekamen auch die Akteure, zweibeinige wie vierbeinige, zu ſehen, wenn dieſe ſich vom Wirthshauſe her nach dem Circus begaben oder von dieſem dorthin zurückkehrten. Damit begnügten ſich aber nicht alle, ſondern viele, dem heranwachſenden Geſchlecht angehörend, verſuchten beſtändig, unter der Zeltwand hindurch in den Circus hineinzuſchlüpfen. Dieſe Eindringlinge wurden fortwährend von der Direktorin nicht unfreundlich, aber in beſtimmtem Ton zurückgewieſen, mit der Bemerkung, daß vorn der Eingang ſei und ohne Eintrittsgeld niemand eingelaſſen werde.

Am andern Tage war ich verhindert, den Circus zu beſuchen. Als ich ihn um Mittag des dritten Tages aufſuchte, fand ich zu meiner Betrübniß, daß er ſchon abgebrochen war. Die armen Künſtler hatten ihre Rechnung nicht gefunden. Schon die erſte Vorſtellung hatte — ich konnte es mir zuſammenzählen — nicht die Tageskoſten aufgebracht, und bei der zweiten war, wie ich erfuhr, der Beſuch ebenſo ſpärlich geweſen. Es war kein Kunſtſinn im Ort. Nun hatten ſie raſch noch eine große Wäſche abgehalten, und ihre ganze armſelige Pracht hing auf den Zäunen zum Trocknen. Vor dem Wagen ſtanden die Direktorin und Fräulein Franziska, dieſe mit fliegendem Haar, in lebhafter Unterhaltung, und aßen Pflaumen. Als die Sachen in der ſchönen Herbſtſonne ge-

Digitized by Google

trocknet waren, packten ſie auf und fuhren weiter in die Heide hinein, nach Wolthauſen, glaube ich. Die Muſikanten waren ſchon am frühen Morgen aufgebrochen und vorangegangen, um ſich, wenn es anging, unterwegs noch etwas zuſammenzublaſen.

Digitized by Google

Gnomenwirthschaft und Hexenhäuschen.

Nicht weit von dem Dorfe W., wo an breiten, ganz mit Schilf und Strauchwerk überwachsenen Gräben die zweihundertjährigen Linden stehen, die Reste des Schloßgartens, den einst, durch ein merkwürdiges Schicksal dorthin geführt, der Venezianer Francisco Capellini Stechinelli angelegt hat — nicht weit davon stießen wir in einsamer Föhrenheide auf etwas, das uns sehr überraschte. Zuerst machte es auf uns den Eindruck eines Alterthümermuseums, so viel schadhaftes Geschirr war dort auf einem freien Platz in sorgfältigster Anordnung aufgestellt. Als wir näher zusahen, überzeugten wir uns davon, daß diese Herrlichkeiten neueren Ursprungs waren. Von weit und breit schien alles, was an Töpfen, Krügen, Kannen, Näpfen, Tellern, Schüsseln und Schalen in ländlichen Haushaltungen während langer Zeit zu Bruche gegangen und ausgemerzt worden war, auf diesen Ort zusammengetragen zu sein. Was aber von dem Bruchgut noch etwas fassen konnte, war angefüllt mit allerhand mehr oder weniger kostbaren Substanzen, mit Kiefernzapfen, mit kleinen Steinen, mit Erde und Sand von verschiedenen Farben. Alles das war reihenweise sehr sauber und ordent-

Digitized by

lich aufgebaut. Dazu führten von mehreren Seiten Alleen von ganz kleinen Kiefern- und Birkenbäumchen.

Es war die sonderbarste Ausstellung, die ich je gesehen habe. Daß sie von Kindern veranstaltet worden war, und daß dort, wo nun tiefste Stille herrschte, vor nicht langer Zeit noch munteres Plaudern fröhlicher Stimmchen und helles Lachen die Einsamkeit belebt hatte, hielten wir für wahrscheinlich. Wir nannten aber das Ganze, weil uns das zu dem Romantischen der Gegend zu passen schien, „die Gnomenwirthschaft".

Wir kamen dorthin von dem Hexenhäuschen. So war ein anderes kleines Wunder der Heide genannt worden von der liebenswürdigen, in der Gegend wohlbewanderten Dame, die uns führte. Es war aber dieses eines von zwei abgebauten Häusern, die zu W. gehörten. Das andere war das vor kurzem erst von der kleinen Gemeinde gebaute Armenhaus. Daß letzteres so weit von dem Ort entfernt in die Heide hineingesetzt war, erschien mir ein wenig grausam. Die armen alten Leute, sagte ich mir, wollen nicht wie die Einsiedler leben, sondern auch einmal mit Bekannten ein Schälchen Kaffee trinken, über Zeitereignisse schwatzen und von den besseren Tagen reden, die vergangen sind oder noch kommen sollen. Das war ja auch nicht so schwer auszuführen, im Sommer zumal und wenn sie noch einigermaßen gut zu Fuße waren. Im Winter aber, wenn da der hohe Schnee lag über dem Heidekraut und kein Weg zu ihnen hin geschaufelt wurde — und natürlich geschah das nicht — wie sollten sie dann wohl, gebrechlich wie sie doch waren, nach dem Dorf gelangen und vom Dorf wieder zurück in ihr Asyl? Auch konnten sie nicht auf Straßenbeleuchtung rechnen, wenn sie sich etwa verspäteten,

Digitized by Google

es ſei denn, daß ſie ein Laternchen mitgenommen hätten oder der Mond ihnen heimleuchtete. Die Bauern, glaube ich, haben ſo kalkulirt, es ſei vortheilhaft, das Armenhaus möglichſt weit hinaus zu verlegen, damit ſeine Inſaſſen es nicht zu bequem zum Wirtshaus hätten. Sonſt könnten ſie leicht ſich, zumal diejenigen von ihnen, die einmal beſſere Tage geſehen, zu ſehr dorthin gewöhnen, dabei aber an Leib und Seele Schaden erleiden oder auch ſich mit Schulden belaſten, für welche am Ende die Gemeinde würde aufzukommen haben. Ob das ganz ſchön und chriſtlich gedacht iſt, weiß ich nicht. Jedenfalls war zu ſolchen Befürchtungen vor der Hand noch kein Anlaß dagewesen, denn es wohnten im Armenhauſe, ſeit es errichtet war, als einzige Inſaſſen zwei arme alte Frauen. Die eine von dieſen war, wie ich mit Vergnügen bemerke, eine Blumenfreundin. Beide Fenſter ihres Stübchens waren ganz ausgefüllt von Topfgewächſen, die mit Blüthen überdeckt waren. Es waren Roſen, Pelargonien, Calceolarien und Fuchſien. Ich ſah es da wieder, was ich ſchon ſo oft beobachtet habe, daß die armen Leute an kleinen Orten die geſchickteſten Kunſtgärtner ſind. Unter den anſcheinend ungünſtigſten Umſtänden wächſt, gedeiht und blüht alles bei ihnen wie von ſelbſt. In den Blumen aber ziehen ſie ſich etwas, das ihrem dürftigen Heim einige Freundlichkeit verleiht, ja, viel mehr, als man denkt, und das haben ſie voraus vor den Armen der großen Städte. Denen fehlt Sinn und Geſchick dafür, und meiſt iſt es ihnen ja überhaupt auch unmöglich Blumen zu ziehen. Wie ſoll etwas gedeihen und blühen in den ſonnenloſen Wohnungen der engen Höfe, an den Fenſtern, durch die von außen her die ſtauberfüllte Luft eindringt?

Das Hexenhäuschen iſt noch weiter in die Heide hinaus-

Digitized by Google

gebaut, als das Armenhaus. Als ich es ſah, ſagte ich mir, ſo wie unſere Führerin es genannt hatte, müßte es heißen. Es ſah ganz wie aus dem Märchen genommen aus. Ich erinnere mich, daß ich auf Hiddensöe, der ſeltſamen kleinen Tochterinſel von Rügen, das Häuschen einer alten Frau geſehen habe, die mit der Gemeinde zerfallen war, ſich feindſelig von ihr abſchloß und ſich auf keine Weiſe wollte helfen, beſſern und behüten laſſen. Das war in dem Grade verfallen, daß ich glaubte, etwas Aehnliches käme nicht vor auf der ganzen Erde. Nun aber bin ich der Meinung, das Häuschen auf Hiddensöe ſei, mit dem in der Heide verglichen, doch noch ein kleiner Palaſt. Ich mußte bei dem Hexenhäuschen an das kleine Bauwerk denken, das in dem einen Märchen von Anderſen vorkommt, an das Hüttchen, das nur deshalb noch ſtehen bleibt, weil es nicht weiß, nach welcher Seite hin es umfallen ſoll. Genau daſſelbe war der Fall bei dem Hexenhäuschen; jede ſeiner vier Wände ſtand ſchief, aber jede drohte nach einer anderen Richtung hin umzufallen, und ihre Uneinigkeit war es offenbar, die ſie aufrecht erhielt, inſofern von einer aufrechten Stellung bei ihnen überhaupt noch die Rede ſein konnte.

Das Häuschen war nicht aus Stein gebaut, ſondern aus Weidengeflecht, Latten und Lehm. Ein Dach hatte es, ein ſehr ſchadhaftes und ruppiges Dach, aber keinen Schornſtein. Der Rauch mußte ſuchen, wo er einen Ausweg fand, und war gar nicht in Verlegenheit, einen ſolchen zu finden. An Gelegenheit zum Entweichen fehlte es ihm nicht, obgleich — was anerkannt werden muß — viele Löcher in den Wänden, die der Zahn der Zeit gefreſſen hatte, zugeſtopft waren und zwar mit Material der merkwürdigſten Art. Anſcheinend

Digitized by Google

hundertjährige Schnupftücher, mannigfache Gewandreſte unbeſtimmbarer Art und Knäule von Zeitungspapier hatten dazu gedient. Wahrſcheinlich hatte die Celler Zeitung und ein oder das andere Kreisblatt der umliegenden größeren Ortſchaften zu dieſem Zweck herhalten müſſen. Lieber Himmel, was für ein Schickſal iſt mitunter den ſtolzeſten Organen der ſechſten Großmacht beſchieden! Und doch muß man es für etwas Erfreuliches halten, daß ſie auch dann noch nützen, wenn ſie bereits geleſen und vergeſſen ſind. Unverſtopft war ein größeres Loch unter der Thür, die ſchief und loſe in ihren Angeln hing. Augenſcheinlich war es zum Durchſchlüpfen für einen Hund beſtimmt, deſſen Amt es war, das Hexenhäuschen vor unvernünftigen Räubern zu behüten.

Zu dem Häuschen gehörte ein wenig Land. Ein Stück davon hatte der Eigenthümer mit Kartoffeln bepflanzt, die zum Theil ſchon aufgenommen waren. Ein anderes Stück war ſchon ganz abgeerntet. Es hatten Bohnen darauf geſtanden, die nunmehr in Büſcheln unter dem Dachfirſt hingen, um zu trocknen. Von Blumenzucht war nichts zu entdecken; wo das Bischen Rottland aufhörte, fing das Heidekraut an.

Das Einzige, was den Namen Hexenhäuschen nicht ganz gerechtfertigt erſcheinen ließ, war dieſes, daß darin keine einzelne, ſpitznaſige und rothäugige alte Frau wohnte, ſondern eine ganze Familie, beſtehend aus Mann, Frau und mehreren Kindern. So belehrte uns unſere Führerin.

„Wovon leben dieſe Leute?“ fragte ich.

„Nun“, erwiderte ſie, von allerhand Nahrungsmitteln. Einige ziehen ſie ſelbſt, wie Sie ſehen, andere liefert ihnen die Heide. Auf dieſer wachſen nicht nur wohlſchmeckende Beeren, ſondern auch köſtliche Pilze, der Steinpilz z. B., von

Digitized by Google

dem wir eben erſt zwei ſchöne Exemplare gefunden haben. Auch erzeugt ſie Holz und iſt reich an allerhand Wild. Endlich iſt Geld zu verdienen mit Torfſtechen und Heidekrauthauen, und bei den Bauern findet man faſt das ganze Jahr hindurch Arbeit, wenn man ſich darum bemüht.“

Während ſie ſo ſprach, war aus dem Loch unter der Thür ein ſtruppiger ſchwarzer Köter herausgekommen, der uns feindſelig anbellte und mit mißtrauiſchen Blicken betrachtete. Er gehörte zu keiner beſtimmten Raſſe, ſondern war nur ein allgemeiner Hund, und in ſeinen Augen lag etwas, das auf ein nicht ganz reines Gewiſſen ſchließen ließ. Dem Hund folgte bald darauf ſein Herr, deſſen Aeußeres ganz dem des Hundes entſprechend war. Er ſah auch verwahrloſt und ſtruppig aus. Obgleich es Sonntag war, hatte ſein Anzug nichts Feiertägliches an ſich. Sein Rock, den er wohl erſt eben angezogen hatte, erſchien wie mit Speck eingerieben. An den Füßen hatte er Holzſchuhe, nur ſein einer Fuß aber war mit einem Strumpf bekleidet, der andere ſtak bloß im Schuhwerk. Von Anfang an und die ganze Zeit nachher, während er mit uns ſprach, hielt er mit der einen Hand ein ganz unentbehrliches Kleidungsſtück in die Höhe, das ſonſt, weil es an Knöpfen und allen anderen Befeſtigungsmitteln fehlte, unfehlbar auf ſeine Füße heruntergefallen wäre. Uebrigens begrüßte er uns ſehr ehrerbietig.

„Nun, wie geht's?“ fragte ihn unſere Führerin.

„Ich danke,“ ſagte er, „es muß ja ſo gehen. Man iſt ja froh, wenn man ſich mit Mühe ſchlecht und recht durchſchlägt. Die Zeiten ſind böſe, und es wächſt nicht viel hier.“

Darin hatte er Recht, denn das Hexenhäuschen liegt nicht im beſten Theil der Heide. Es iſt die Gegend, in der

Digitized by Google

man ſagt: „Anderwärts ernährt der Hof den Mann, hier aber muß der Mann den Hof ernähren.“ Darum haben auch die Söhne Stechinellis nach des Vaters Tode ſich davon gemacht, und hinter ihnen iſt alles zerfallen.

Um auch etwas zu ſagen, bemerkte ich: „Das Häuschen iſt ſehr hübſch, aber wäre es nicht an der Zeit, es ein bischen auszubeſſern?“

Der Mann muſterte ſein Beſitzthum, als ob er es zum erſten Mal genauer anſähe und erwiderte: „Das iſt wahr, es iſt hie und da etwas ſchadhaft, und das iſt ja auch richtig, daß eigentlich etwas dafür geſchehen müßte. Aber, lieber Herr, wenn man da einmal mit dem Ausbeſſern anfängt, ſo kommt man von einem zum andern und weiß nicht mehr, wo man aufhören ſoll. Mit dem ewigen Repariren iſt mancher ſchon um ſein Geld gekommen und zum Bettler geworden.“

Darin hatte er wieder Recht. Drückt ſich doch auch das Sprichwort in ähnlichem Sinne aus, wenn es ſagt: „Wer Geld will verlieren und weiß nicht, wie, kauf' alte Häuſer und baue ſie.“

Darauf fuhr der Mann fort: „Das Haus iſt auch gar nicht ſo ſchlecht, wie es ausſieht. Es iſt ſehr ſchön warm darin.“ Unterdeſſen hatte der Hund ſich ſtill zu ſeines Herrn Füßen niedergelegt, und da dieſer ſah, daß wir den Hund betrachteten, ſagte er: „Der Hund iſt ſehr gut, er iſt äußerſt wachſam. So ein Hund iſt ein wahrer Schatz für einen, der ſo abgelegen wohnt. Man weiß ja doch gar nicht, was alles vorkommen kann, beſonders des Nachts.“ Wir pflichteten ihm bei.

Nach einem Weilchen, während wir geſchwiegen hatten, hob er wieder an: „Sie haben mir ſchon ſo viel zugeredet,

Digitized by Google

nach Amerika auszuwandern, aber das iſt denn doch eine Sache, die man ſich erſt zehn Mal überlegt. Mancher hat ja drüben ſein Glück gemacht und iſt ein reicher Mann geworden. Ich denke aber ſo: was man hier hat, das weiß man, und was man drüben bekommen wird, das weiß man nicht.“ Während er ſo ſprach, ließ er ſeine Blicke ſchweifen über das zerfallene Häuschen mit den Bohnen unter dem Dachfirſt, über das Stückchen Kartoffelland und die Heide, die unmittelbar daran ſtieß. Und weil ihm ſein letzter Ausſpruch offenbar ſehr gefallen hatte, wiederholte er ihn mit nachdrücklicher Betonung. Wir gaben ihm alle Recht und einigten uns dahin, daß es das Beſte ſei, im Lande zu bleiben und ſich redlich zu nähren. Darauf empfahlen wir uns ihm, und er empfahl ſich uns und ging in ſein Häuschen zurück. Er war gewiß recht froh, die linke Hand wieder frei zu bekommen.

Als wir dann weiter gingen durch die noch ſpärlich blühende Heide, ſagte ich zu unſerer Führerin: „Sie ſahen vorhin durch das kleine Fenſter in das Hexenhäuschen hinein und entdeckten, daß die Leute beim Eſſen waren. Haben Sie auch geſehen, was ſie aßen?“

„Nein,“ erwiderte ſie, „ganz deutlich erkennen konnte ich es nicht, weil das Fenſterglas ſo blind war. Nach der Jahreszeit aber zu urtheilen und nach dem Geruch, der aus den Spalten des Häuschens hervordrang, war es — Haſenbraten.“

Digitized by Google

Der Ort ohne Sperling.

Dieser Ort ist das Bergstädtchen Altenau im Oberharz. Es liegt an der Ocker, die in dem Ort selbst aus zahlreichen Quellbächen gebildet wird, welche von den Bergen ringsum herunterkommen. Gewiß giebt es auch sonst, zumal im Gebirge, manchen Ort, der keinen Sperling hat, aber wer sieht sich danach um und erkundigt sich danach? In Altenau habe ich selbst keinen Sperling gesehen und kann die Zeugnisse durchaus vertrauenswerther Leute dafür beibringen, daß dort kein Sperling zu Hause ist.

Was hätte auch ein Sperling in Altenau zu suchen? Nichts, lautet die Antwort. Die schwarzen Berge, die von allen Seiten her auf den Ort herabsehen, locken ihn schwerlich; das Nadelholz ist seine Leidenschaft nicht. Ackerbau wird in Altenau nicht betrieben. Kirschen und andere Gartenfrüchte, die ihn reizen könnten, werden dort nicht gebaut. Der Pferdebestand von Altenau ist so geringe, daß an Hafer dort verzweifelt wenig abfällt. Künstliche Futterplätze für den Spatz herzurichten, darauf sind die Altenauer noch nicht verfallen und werden's auch nicht. Sie halten in winzigen Käfigen viele Stieglitze und Kanarienvögel, für welche sie

Digitized by Google

Futter kaufen müſſen. Da bleibt für den Sperling nichts übrig.

Ich kam nach Altenau am Tage vor Johannis und kehrte ein im Gaſthofe zum Rathhaus. Am Abend ſaß ich dort beim guten Klausthaler Bier in angenehmer Unterhaltung mit dem Bürgermeiſter und dem Revierförſter. Dabei kam das Geſpräch auch auf die Sperlingsloſigkeit von Altenau. „Iſt nun," fragte ich den Bürgermeiſter, der doch ein Auge auf den Fremdenverkehr haben muß — „iſt nun wirklich niemals ein Sperling hier geweſen?" „Doch", erwiderte er, „ab und zu iſt einer hergekommen, um einmal nachzuſehen, ob hier nichts los ſei. So kommen ja auch Weinreiſende manchmal Verſuches halber nach Orten hin, wo gar nichts für ſie zu machen iſt. Lange aufgehalten aber hat ſich ein ſolcher Gaſt hier nie, ſondern iſt bald wieder ſcheltend abgezogen: daß ein Sperling die Nacht über in Altenau blieb, iſt nicht vorgekommen." — „Und geht es auch ohne Sperling?" fragte ich. „Ja, es geht," ſagte der Bürgermeiſter, „in Altenau wenigſtens, wo überhaupt nicht ſo große Anſprüche gemacht werden." Jetzt nahm der Revierförſter, der ein wenig zu ſpitzigen Bemerkungen geneigt war, das Wort. „In Berlin," ſagt er zu mir, „iſt natürlich ohne einen ſo ſchönen, ſo ehrlichen und ſo anſtändigen Vogel nicht auszukommen?" — „Nein," antwortete ich, mich bezwingend, „allerdings nicht. Ich will nicht behaupten, daß wir in Berlin gerade ſo viel von ſeiner Art brauchen, als dort thatſächlich vorhanden ſind, aber ganz zu entbehren als Straßen-, Balkon- und Fenſtervogel iſt er nicht. Ich wenigſtens wüßte, wenn er uns entzogen würde, nicht, wie ein Erſatz für ihn zu ſchaffen wäre."

Digitized by Google

So endete das Geſpräch. Indeſſen hat ſich Altenau in einen Bade- und Kurort verwandelt, und wer weiß, ob nicht jetzt der Sperling dort einzieht. Wo viel Fremde ſind, fällt auch reichlich Brot ab und wird Hafer verſtreut. So wird denn der Sperling auch wohl nach Altenau kommen und wenigſtens für die Sommerszeit ſeine Wohnung dort aufſchlagen. Ob das für den Ort als erfreulich zu betrachten wäre oder nicht, darüber wage ich nicht zu entſcheiden.

Digitized by Google

Die Scharfheide.

Um die Hirſche ſchreien zu hören, unternahm an einem Sonnabend, dem 24. September, eine Geſellſchaft von Naturkundigen und Naturfreunden, denen ich mich anſchließen durfte, einen Ausflug nach der Schorfheide. Die Erlaubniß zum Betreten des ſonſt dem Wandrer verſchloſſenen Forſtgebiets war erbeten und bewilligt, ſicheres Geleit uns verſprochen worden. Zuerſt ging es auf der Bahn nach Eberswalde, von dort mittelſt Kremſers über Heegermühle, Steinfurth und Eichhorſt, das von einem ſchönen großen Beſtande alter Eichen ſeinen Namen hat, nach Wildau, wo wir zuerſt des tiefen, waldumkränzten, ſagenumwobenen und maränenreichen Werbelinſees anſichtig wurden. Dort ſtiegen wir aus, und zu Fuß ging es durch den Forſt nach Hubertusſtock.

Während wir noch auf dem Wege waren, ſenkte ſich die Dämmerung herab, und aufſteigender Nebel fing an den Hintergrund zwiſchen den Stämmen zu verſchleiern. Nicht weit von Hubertusſtock hörten wir zum erſten Mal das Geſchrei eines brünſtigen Hirſches. Dem erſten folgten bald andere, und nicht lange darauf ſcholl es von beiden Seiten des Weges. In kleinen Abtheilungen verſuchten wir nun, uns möglichſt

Digitized by Google

an das Wild anzuſchleichen, um es auch zu ſehen. Ab und zu gelang uns das auch und, durch den bläulichen Duft hindurch, der zwiſchen den Bäumen hing, erkannten wir die Silhouette eines „geweihten" Hirſches. Aber der zunehmende Nebel und die einfallende Nacht machten nach kurzer Zeit die weitere Beobachtung der Thiere unmöglich. In Hubertusſtock, wo das einfache kaiſerliche Jagdſchlößchen ſteht und dabei der Bildſtock mit dem Schutzpatron der Waidmänner, ſammelten wir uns wieder. Die Luft war noch eben ſo hell, daß ich die herrlichen alten Eichen, die um das Schlößchen ſtehen, bewundern und an der einen von ihnen den prachtvollen Epheu erkennen konnte, der ſich bis hoch in ihren Wipfel hineingerankt hat. „Er blüht jetzt," ſagte ich mir. Als ich am andern Morgen den Eichbaum wiederſah, bemerkte ich, daß der Epheu darum in beginnender Blüthe ſtand. Es war aber nicht ſtill in ihm und um ihn wie am Abend vorher, ſondern ich vernahm ein Geſumme von unzähligen Bienen und Horniſſen, die bei ihm einkehrten und offenbar mit der Bewirthung, die ihnen zu Theil wurde, zufrieden waren. Bietet doch auch der Epheu ſo ziemlich das letzte Bienenbrot des Jahres. Dieſer aber hatte eine unſägliche Menge blühender Dolden entfaltet.

Als wir nach einiger Zeit zuſahen, ob wir noch alle beiſammen wären, ſtellte es ſich heraus, daß ihrer fünf von der Geſellſchaft fehlten. Ohne Zweifel hatten ſie ſich im Walde verlaufen, indem ſie ſich von den Hirſchen zu weit vom Wege ablocken ließen. Wie ſollten ſie ſich nun in Nacht und Nebel wieder zurechtfinden? Es war nicht viel Ausſicht für ſie vorhanden, vor dem Morgen wieder Fühlung mit der Menſchheit zu gewinnen. Es wurde geſucht, gerufen und gepfiffen

Digitized by Google

— alles umsonst! Endlich gaben wir sie mit lebhaftem Bedauern verloren und stiegen von Hubertusstock durch den dunkeln Wald nach dem See hinab, wo bei dem Forsthause Spring lange schon die Bootsleute auf uns warteten.

Als wir auf dem Wasser waren, wurde das Rufen und Pfeifen immer noch fortgesetzt, doch nur das Echo gab uns Antwort. Da, als wir schon über eine Viertelstunde in den See hinausgerudert waren, schien es uns plötzlich, als erklänge vom Ufer her ein schwacher Ruf. Die Bootsleute hoben ihre Ruder auf, alles war mäuschenstill — horch, da erklang aufs neue der Ruf, nur schwach, aber doch deutlich hörbar. Sofort wurde gewendet und dorthin zurückgefahren, woher wir gekommen. Bald hatten wir die Gewißheit, daß es die Vermißten waren, die uns anriefen, und nicht lange danach nahmen wir sie, die sich verlaufen und nach längerem Umherirren endlich das Ufer erreicht hatten, in unser rettendes Boot auf. Die Freude des Wiedersehens war groß, und dem Führer unserer Expedition, der für das Leben aller Mitglieder derselben verantwortlich zu sein glaubte, fiel ein Stein vom Herzen.

In fröhlicher Stimmung fuhren wir nun über den See nach dem kleinen Dorf Altenhof, wo übernachtet werden sollte. Die Fahrt dauerte lange, etwa anderthalb Stunden. Der nächste Weg führt in schräger Richtung über den See, bei der Dunkelheit aber und dem Nebel konnte nur durch glücklichen Zufall, wenn diese Richtung eingeschlagen wurde, das Ziel erreicht werden. Die vorsichtigen Schiffer suchten zunächst auf dem kürzesten Weg das gegenüberliegende Ufer zu gewinnen, was ihnen auch gelang. Alsdann hielten sie sich in der Nähe des Ufers, an dem der Wald, wie eine hohe schwarze Mauer

Digitized by Google

erſcheinend, durch den Nebel hindurch zu erkennen war, und arbeiteten ſich langſam daran weiter. Es war eine ſchöne Nacht trotz Nebel und Finſterniß. Die Luft war milde und ſtill. Den Dunſt, der den Himmel verſchleierte, durchdrang allein das röthliche Licht des Mars mit mattem Schimmer. Vom Walde her erſcholl ab und zu der Schrei einer Eule. Sonſt vernahm ich nur die Ruderſchläge, hörte nur, was mit unwillkürlich gedämpften Stimmen die Mitfahrenden einander erzählten. Es war aber dabei eine Anzahl weitgereiſter Männer. Ich hörte, wie einer von ihnen anfing: „Auf der Inſel Mauritius habe ich die Beobachtung gemacht . . . .“ Dann ſagte ein anderer: „Auf meiner Reiſe von Aden nach Ceylon . . . .“ Ein dritter hub an: „Ich habe im Nordpolarmeer etwas geſehen, das . . . .“ Ein vierter bemerkte zu ſeinem Nachbar: „Wenn Sie nach Buenos Aires kommen, ſind Sie wohl ſo gut, Schmidt aufzuſuchen und ihm zu ſagen . . . .“ Ich kam mir, als ich ſolchen Geſprächen lauſchte, unangenehm klein vor, denn meine eigenen Forſchungsreiſen haben ſich kaum über das Gebiet unſeres engeren Vaterlandes hinauserſtreckt. Aber ich dachte bei mir: den Mund halten und etwas lernen iſt auch keine ſchlechte Sache, und das tröſtete mich. Indeſſen kam das Geſpräch auch auf näher liegende Dinge und dabei auf die Maränen des Werbelinſees. Dieſe waren, wie erzählt wurde, in den dreißiger Jahren beinah gänzlich verſchwunden, weil an dem See Tauſende von Kormoranen ſich angeſiedelt hatten, die ihn nach und nach faſt vollſtändig ausfiſchten. In dieſer Noth wurden die Schützen aus Potsdam nach dem Werbelin geſchickt, die ſolchem Unfug bald ein Ende machten, indem ſie die Fiſchräuber bis auf den letzten abſchoſſen. Darauf haben die Maränen ſich

Digitized by Google

in erfreulicher Weise wieder gemehrt. Gefangen werden sie besonders um ihre Laichzeit im Spätherbst, da sie nach oben kommen, während sie sonst in der Tiefe des Wassers sich aufzuhalten pflegen.

Unter so anregenden Gesprächen verging uns die Zeit rasch. Auf einmal, als wir um eine Waldecke bogen, blinkte am Ufer ein Licht auf, und von ihm beglänzt trat, halb vom Nebel verschleiert, eine anscheinend riesenhafte Jungfrau aus dem Dunkel hervor. Alle erkannten sofort, daß es eine Fee war, und in aller Herzen — ich bin überzeugt davon — regte sich derselbe Gedanke. Diesem gab einer von uns Ausdruck, indem er mit an den Mund gehaltenen Händen hinüber rief: „Ist das Essen fertig?“ — „Ja!“ scholl es zurück. Darüber entstand in dem Boot eine so freudige Bewegung, daß einige, mit Recht, wie ich glaube, bemerkten, es sei doch gut, daß wir uns schon in flachem Wasser befänden. Denn das für seine Länge sehr schmale und dabei kiellose Fahrzeug war reichlich belastet. Unterdessen kamen wir auch schon an das Land, und das Licht stellte sich als das einer Laterne heraus, mit der eine nur mittelgroße Maid über das Wasser leuchtete. Auf schwankendem Brett gelangten wir an das Ufer und von dort, während die Laternenmaid uns mit rüstigem Schritt voranging, zum Gasthof, lebhaft begrüßt von sämmtlichen Hunden des Dörfchens, die natürlich annahmen, der Ort wäre von einer Räuberbande überfallen. Denn es war nach neun Uhr, eine Zeit, da sonst alles in Altenhof schon in tiefem Schlaf liegt. Am Ufer roch es schon ein bischen nach Braten, im Gasthof empfing uns ein gedeckter Tisch. Ohne Säumen nahmen wir Platz daran und erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle. Lange saßen

Digitized by Google

wir nicht beisammen, bald nach zehn Uhr begab sich alles zu Nest. Nur eine kleine Zahl von uns, wir waren unser zwanzig, konnte der Wirth zur Nacht bei sich lassen, die andern wurden zu zweien und dreien unter die Eingeborenen des Dörfchens vertheilt. Ich kann nur sagen, daß ich gut schlief, obgleich das mir beschiedene Bett um eine gute Kopflänge zu kurz für mich war. Aber ich hätte mich auf Steinen oder in einem hohlen Baum oder in einem Storchnest nieder legen können, ohne mich zu beklagen; so freute ich mich auf den andern Morgen.

Der Morgen begann für uns ziemlich früh. Um 3 Uhr ging der bestellte Wecker von einem Hause zum andern und klopfte alles, was an Fremden im Ort nächtigte, heraus. Für freundliche Herbergung konnte ich mich bei keinem bedanken, denn weder als ich in das Haus eintrat, noch als ich fortging, habe ich meine Wirthe gesehen. Um halb vier Uhr waren wir alle im Wirthshaus beim Kaffee vereinigt, bald nach vier stießen wir vom Lande ab, um nach der Försterei Schorfheide hinüberzufahren.

Die Luft war milde und weich. Ein sanfter Wind hatte in das Wasser ein wenig Bewegung gebracht, so daß es mit plätschernden kleinen Wellen auf das Ufer schlug. Der Nebel, der am Tage vorher die Aussicht verschleiert hatte, war verschwunden, der Himmel zum Theil bedeckt von leichtem Gewölk, zwischen dem das wundervolle Sternbild des Orion hervorglänzte und die Venus ihr silbernes Licht erstrahlen ließ. Der Wagen stand steil aufrecht auf seiner Deichsel. Ueber das Wasser blinkte ein Licht von einem Kahn her, auf dem Fischer bei der Arbeit waren. Als wir am andern Ufer landeten, machte sich schon ein wenig die beginnende Däm-

Digitized by Google

merung bemerkbar. Auf breitem Wege gingen wir durch den ſchweigenden Wald nach dem Forſthauſe Spring, wo wir mit dem Förſter, der uns zu führen beſtimmt war, zuſammentreffen ſollten. Nicht ein Lüftchen regte ſich im Walde. Wenn ein Zweig zitterte, ſo war die Bewegung durch einen verſchlafenen Vogel hervorgebracht. Auch gegen Sonnenaufgang zu kühlte die Luft ſich nicht ab, nichts war zu verſpüren von dem Zuſammenſchauern, das ſonſt dem Tage vorangeht. Es war eine der wunderbar warmen Nächte, wie ſie bei uns nur der Hochſommer oder der beginnende Herbſt bringt. Während wir wanderten, wurde es heller und heller. Als wir, unſerm Ziel nahe, wieder einen Blick auf den See gewannen, der dort eine anmuthige Bucht bildet, war das Waſſer ſchon lichtblau gefärbt, wie der Himmel, an dem allein noch der Morgenſtern leuchtete.

Der Förſter von Spring kam uns ſchon marſchfertig aus ſeinem Garten entgegen. Da er meinte, daß eine ſo große Heerſchar, wie wir bildeten, nicht ſehr geeignet ſei, ſich unbemerkt an das Wild heranzubirſchen, ſo theilten wir uns in zwei Haufen, von denen der eine ſich auf eigene Hand und auf gut Glück in den Wald ſchlug, der andere ſich der Führung des Förſters überließ. Dieſem letzteren ſchloß ich mich an, weil ich dachte, es ſei mehr Ausſicht dabei, etwas zu ſehen zu bekommen. Und darin habe ich mich nicht getäuſcht. Zwei Stunden ungefähr hat der gefällige Mann uns hin- und hergeführt auf den Plätzen, wo das meiſte Wild anzutreffen iſt, und wir haben eine Menge davon geſehen und gehört. Es iſt dies die ſogenannte „engere Schorfheide", die auf beſchränktem Raum ungefähr 500 Stück Rothwild enthält, da-

Digitized by Google

runter etwa 120 geweihte Hirſche. In dieſem Revier bildet der Wald keine geſchloſſenen Beſtände, er hat mehr den Charakter eines Haines in der engeren Bedeutung dieſes etwas aus der Mode gekommenen Wortes oder eines Parks, ohne darum den Eindruck des künſtlich Angelegten zu machen. Die Bäume, ſchöne alte Birken, Eichen und Kiefern, ſtehen in ſolchen Abſtänden von einander, daß jeder einzelne zu voller Geltung kommt. Den Boden, der ſich bald eben ausbreitet, bald in flachen Mulden ſich ſenkt, dann wieder zu mäßigen Hügeln ſich emporwölbt, bedeckt, außer wenigem Geſträuch, Farnkraut und hohes Gras. Das war beides nach dem Thau der Nacht triefend von Näſſe, und diejenigen unter uns, die ſich nicht mit derbem Schuhwerk vorgeſehen hatten, konnten ſich nach zweiſtündiger Wanderung über Mangel an naſſen Füßen nicht beklagen.

Schon auf dem Wege nach Spring hatten wir Hirſche ſchreien hören. Nun erſcholl von allen Seiten her das Geſchrei, das vielmehr ein dumpfes Brüllen zu nennen iſt und beſonders im Ausklingen, wenn es ruckweiſe wiederholt wird, an das Gebrülle des Löwen erinnert. Bald erklang es ferner, bald näher, und wenn es einmal in größerer Nähe erklang, hemmten wir alle zugleich den Schritt, ſchwiegen ſtill mitten im leiſe geführten Geſpräch und ſpähten, indem wir kaum zu athmen wagten, nach der Richtung hin, aus der die Töne gekommen waren. Einmal nach dem andern bekamen wir das ſchreiende Thier zu Geſicht, wie es langſam, faſt ſchwerfällig, zwiſchen den Stämmen hinſchritt, den Kopf zurückgelegt — ein prächtiges Bild. Jetzt kommt der Hirſch auf eine lichtere Stelle, jetzt wendet er uns den Kopf zu, ſo daß ſein Geweih in Gabelform erſcheint: er äugt, er ſieht uns.

Digitized by Google

„Strolche!“ ſagt er zu ſich, wendet den Kopf ab, geht langſam weiter und hat ſich bald unſern Blicken entzogen. Jeder der großen Hirſche iſt begleitet von einer kleinen Geſellſchaft von Hindinnen und Kälbern, die meiſt vor ihm hergehen und, furchtſamerer Natur als er, leicht flüchtig werden und raſch davon eilen, wenn ſie merken, daß Menſchen in der Nähe ſind. Daneben aber ſieht man Rudel von ſcheuem Damwild über die Landſchaft dahinhuſchen, geräuſchlos wie Schatten. Dieſes heimliche, warmblütige, ſcheubegehrliche Leben im ſonſt regloſen Walde und in der Morgenfrühe verleiht dem Ganzen etwas Zauberhaftes.

Aus der ſchönen Nacht ging der Tag hervor, lieblich, wie eine Roſe aufblüht. Jetzt war der Morgenſtern erblichen, jetzt flammte es goldig hinter den Stämmen auf. Jetzt fiel das erſte Sonnenlicht in das zierliche Laub der Birken, jetzt ſtreifte es den Boden und ließ im Graſe und Kraut Millionen von Diamanten funkeln. Wenige Vogelſtimmen begrüßten den Morgen. Die Stimmchen von Meiſen erklangen hie und da aus dem Gezweige, und einige Male ließ ſich ein ſcheltender Häher vernehmen.

Bei Hubertusſtock fanden wir uns alle wieder zuſammen und wanderten gemeinſam nach Elſenau durch den Wald. Es that mir leid, daß ich nicht oft ſtill ſtehen durfte, um mich an dem Anblick des einen oder des andern Baumes längere Zeit erfreuen zu können. Was für herrliche Birken ſind da zu ſehen, was für Eichen und Kiefern! Welch ein Baum wird die Kiefer, wenn man ſie frei wachſen läßt, ſtatt ſie zu zwingen, die Geſtalt eines Beſenſtiels anzunehmen! Es ſind in der Schorfheide Kiefern von ganz eigenartigem Wuchs,

Digitized by Google

wozu ich besonders diejenigen zählte, die unmittelbar oder in geringer Höhe über dem Boden sich in mehrere Stämme theilen. Einem Maler, der Freude an schönen Bäumen hat, muß das Herz aufgehen, wenn er diesen Wald durchwandert. Aber man braucht nicht ein Maler zu sein, um an dergleichen seine Lust zu haben. Gott sei Dank, hier und da ist noch durch starke Hand dafür gesorgt, daß der Wald nicht allein vom forstmännischen Gesichtspunkt aus betrachtet und behandelt wird. Den „überständigen" Bäumen in der Schorfheide ist es zuzuschreiben, daß dort noch Höhlenbrüter, die anderwärts schon verschwunden sind, sich ansiedeln können. So ist dort, wie mir der Förster erzählte, noch der Schwarzspecht häufig. Mein Freund Seidel, der für diesen durch das Märchen berühmt gewordenen Vogel ein besonderes Interesse besitzt, wird das gewiß mit Vergnügen hören.

In Elsenau, das am nördlichen Ende des Werbelinsees liegt, erwartete uns ein durch den trefflichen Leiter unserer Expedition vorherbestelltes Frühstück. Auch denjenigen unter uns, deren Sinn am wenigsten auf das Materielle gerichtet ist, war es nicht unwillkommen, in dem großen Forst endlich auf gekochte Eier, Butterbrot, Kornschnaps und Bier zu stoßen. Nachdem wir uns gestärkt und theils im Garten des Gasthofes, theils unter den Linden vor der Thür längerer Rast uns erfreut hatten, wurde wieder aufgebrochen. Zunächst ging es nach Grimnitz an dem schönen See gleichen Namens, wo die Reste einer alten Askanierburg in Augenschein genommen wurden. Von dort kamen wir rasch nach dem benachbarten Joachimsthal, unserer Mittagsstation. Nach dem Essen, das dort im „Kurfürsten Joachim" eingenommen wurde, fuhren

Digitized by Google

wir zu Wagen nach der Halteſtelle Beitz, von Beitz aus erreichten wir mit der Bahn Berlin.

Der ganze Ausflug in allen ſeinen Theilen war durchaus gelungen. Wie ſehr war er vom Wetter begünſtigt worden, und wie viel Herzerfreuendes hatten wir geſehen! O unſere heimiſche Mark — der ſoll mir kommen, der ſie verachtet!

Digitized by Google

Zwölf Treiber und doch nichts.

Auf märkischer Haide bei Biesenthal sollte eine Reh- und Hasenjagd abgehalten werden. Dazu hatte der Jagdherr ein halbes Dutzend Schützen eingeladen und außerdem ein Dutzend guter Bekannter, die als Treiber dienen sollten. Treiber sind in dortiger Gegend schwer aufzutreiben, so war der gute Herr auf den Gedanken gekommen, es einmal mit einem Aufgebot von Freiwilligen zu versuchen. Von den Zwölfen aber, zu denen ich auch gehörte, war keiner ein gelernter Jäger. Es waren ein Chemiker, ein Baumeister, ein paar Literaten dabei, und andere hatten andere Gewerbe, vom edlen Waidwerk aber verstanden sie alle so gut wie nichts. Dennoch waren sie freudig darauf eingegangen, sich als Treiber zu verpflichten, weil sie sich die Sache sehr leicht vorstellten. Was gehörte denn mehr dazu, als „Hoho!“ zu rufen und mit einem Stock an die Bäume zu schlagen, und das konnte am Ende jeder fertig bringen.

Es war ein sehr unfreundlicher Novembertag. Ein schneidender Wind fegte über Feld und Hag und trieb von Zeit zu Zeit dunkles Gewölk zusammen, aus dem eine Mischung von Schnee und Hagel herunterfiel. Unter diesen Umständen

Digitized by Google

war es den Zwölfen sehr willkommen, daß in der einsam gelegenen Mühle, die der Versammlungsort war, zunächst aus den reichlich mitgebrachten Vorräthen ein kräftiges Frühstück zusammengestellt und eingenommen wurde. Ganz praktisch aber hatte der Jagdherr es vielleicht doch nicht eingerichtet, daß er mit dem anfing, was diese Männer sich in ihren Herzen schon als das Beste vom Ganzen ausgemalt und als Lohn für ihre Mühe vorgestellt hatten. Denn als sie gut gegessen und getrunken hatten und nun bedachten, wie wenig angenehm es eigentlich draußen war, bezeugten einige von ihnen wenig Lust mehr, an die Arbeit zu gehen. Es schien ihnen viel vortheilhafter, in dem warmen Raum zu bleiben und weiterzuzechen, als sich in Wind und Wetter hineinzustürzen und das arme Wild, das sich auch gewiß in seine Schlupfwinkel zurückgezogen hatte, aufzuscheuchen. Ein Theil der Uebermüthigsten schlug vor, Streik zu machen, falls sie nicht außer der Naturalverpflegung, die ihnen zugesichert war, auch noch zwei Mark Trinkgeld erhielten. Allein mildes Zureden und ernste Ermahnungen halfen. Nicht wenig trug auch ein in etwas ferne Aussicht gestelltes Mittagessen dazu bei, die Schwankenden zur Pflicht zurückzurufen, die Trotzigen zu bändigen und den schon im Ausbrechen begriffenen Aufruhr zu dämpfen. Man trank aus, knöpfte sich fest ein, drückte den Hut ins Gesicht, nahm den Stock in die Hand und ließ sich hinausführen. Draußen wurde jedem der Zwölf sein Platz angewiesen und ihm gesagt, wie und wo er vorzugehen habe. Auch die Schützen vertheilten sich, und auf ein gegebenes Zeichen setzte die Treiberlinie sich in Bewegung. Hier und dort klang es „Hoho!“ und wacker wurde mit den Stöcken an die Bäume geschlagen. Nach einiger Zeit hörte

Digitized by Google

man ein paar Schüſſe fallen, die indeſſen niemand verletzten. Die Sache fing günſtig für das Wild an, das erſte Treiben verlief reſultatlos. Es wurde aber nachher behauptet, daß vier Rehe langſam zwiſchen zwei Treibern durchgegangen wären. Ob das wahr iſt, weiß ich nicht. Es iſt bekannt, daß die Jäger gern übertreiben, und ſo mag es vielleicht ein einziger Haſe geweſen ſein, aus dem ſpäter die vier Rehe geworden ſind. Indeſſen will ich doch zugeben, daß es mir ſo geweſen iſt, als hätte ich etwas Rehartiges zwiſchen den Stämmen durchſchimmern geſehen. Sonſt wurde anerkannt, daß die Treiber ſich für das erſte Mal nicht ganz ſchlecht gehalten hätten. Sie wären ja noch Anfänger in ihrem Handwerk, und wenn ſie ſich rechte Mühe gäben und ordentlich aufzupaſſen ſich beſtrebten, ſo würde es ja jedesmal beſſer gehen. Das Hoho-Rufen und das Anſchlagen hätten ſie ſchon ganz ſchön heraus.

Darauf wurden noch fünf oder ſechs Treiben abgehalten, bei denen ſich leider immer mehr Mißſtände herausſtellten. Es wurde unter anderm gerügt, daß mehrere der Treiber nicht ganz bei der Sache waren, ſondern Allotria trieben. Da war einer z. B., der ſonſt in ſeinen Mußeſtunden ſich als Dilettant mit Malerei beſchäftigt. Der hatte ſein Skizzenbuch mitgebracht, und wenn er an einen Punkt kam, den er für ſchön und maleriſch hielt, holte er es hervor, blieb ſtehen und nahm unbekümmert um das Wild die Gegend auf. Ja, ich glaube, er zeichnete das Wild, das in ſeine Nähe kam, mit ab, anſtatt ſich ihm in den Weg zu ſtellen. Ein anderer, der etwas naturwiſſenſchaftlich veranlagt iſt, ließ ſich durch ein paar Blümchen, die halberfroren noch in ſo ſpäter Herbſtzeit zwiſchen dürrem Gras und Kraut hervorſahen, zum

Digitized by Google

Botaniſiren verlocken. Man denke ſich einen botaniſirenden Treiber! Es konnte nicht anders ſein, als daß er dabei ſeine Pflicht gänzlich vernachläſſigte und weit hinter der vorrückenden Reihe zurückblieb. Daß die wilden Bewohner des Waldes, wenn ſie ihn ſo beim Grafen erblickten, gar keinen Reſpekt vor ihm zeigten, ſondern ohne jede Scheu um ihn herumſprangen, war nur zu natürlich und von ihrem Standpunkte aus gewiß berechtigt. Am gefährlichſten aber für das Ganze der Treibjagd erwies ſich doch ein alter Herr mit eisgrauem Haar, von dem man wohl hätte erwarten können, er werde den anderen mit gutem Beiſpiel vorangehen. Zu meinem Bedauern muß ich ſagen, daß er Gewohnheiten offenbarte, die ſich nur durch die große Rauhigkeit der Witterung einigermaßen entſchuldigen ließen. Er führte nämlich eine mächtige Flaſche bei ſich, die ein ſtarkes und — ich will es bekennen — nicht übel ſchmeckendes geiſtiges Getränk enthielt. Dieſe Flaſche nun minderte nicht allein ſeine eigene Treibertüchtigkeit, ſondern wirkte auch auf andere verderbend ein, indem ſie die weniger Charakterfeſten anzog, wie der Magnet das Eiſen. Auch wenn er auf dem äußerſten Flügel aufgeſtellt wurde, brachte er bald dieſen, bald jenen ſelbſt von den Entfernteren in ſeine Nähe und war ſchließlich immer, wenn er aus dem Gehölz heraustrat, von einer kleinen Schar von Verehrern umgeben. Daß dadurch die Reihe zerriſſen und dem Wilde freie Bahn geſchaffen wurde, liegt auf der Hand.

Ein anderer Umſtand aber, der dazu beitrug, die Treiber aus ihrer Richtung zu bringen und Unordnung in ihrer Reihe zu ſtiften, war die Schwierigkeit des Terrains, die ſich die meiſten wohl nicht ſo bedeutend vorgeſtellt hatten, als ſie in der That war. Anweiſungen zu geben, iſt nicht ſchwer, aber

Digitized by Google

ihnen zu folgen und sie pünktlich auszuführen, das ist etwas ganz anderes. Wenn man nun vor einem jungen Kiefernbestand hingestellt wird, und es heißt: „Hier also gehst du grade durch und hältst genau immer dieselbe Richtung ein!“ so ist das ja leicht gesagt, aber wie soll man durch die Kiefern, die ganz dicht bei einander stehen, hindurchkommen, wenn kein Weg da ist? Im Urwalde, weiß ich wohl, verfährt man auf die Weise, daß man sich mit der Axt einen Weg bahnt; hier aber hatte man erstens keine Axt zur Hand, zweitens lag das Bedenken vor, ob nicht die Niederlegung der jungen Bäume zu einem Conflikt mit der Forstverwaltung führen würde. Sollte man sich durchzudrängen versuchen, indem man Stämme und Zweige, soweit es möglich war, mit den Händen zur Seite beugte? Ich glaube nicht, daß man weit damit gekommen wäre. Ich muß gestehen, daß ich selbst kurze Zeit in Verlegenheit war, wie ich durch die Kiefern hindurchgelangen sollte. Nachdem ich mir dann die Sache ein Weilchen überlegt hatte, verfuhr ich nach folgendem Prinzip: ich drückte den Hut ins Gesicht, senkte den Kopf, schloß die Augen und brach dann mit dem Kopf voran durch, daß es nur so knackte und prasselte. Auf diese Weise kam ich ganz gut vorwärts und blieb unverletzt bis auf einige unbedeutende Hautabschürfungen. Andere aber machten es nicht so wie ich, sondern wenn ein Kiefernbickicht vor ihnen war, durch das sie hindurch sollten, gingen sie einfach so lange an demselben hin, bis ein Weg sich öffnete oder bis sie an hohen Wald kamen, zwischen dessen Stämmen sie bequem hindurchspazieren konnten. Auf diese Weise kamen häufig ihrer drei oder vier zusammen, die alsdann gemüthlich dahinschlenderten,

Digitized by Google

ſtatt zu treiben, und ſich dabei über Rußland, die ſociale Frage, Oſtafrika und wer weiß was ſonſt noch, unterhielten.

Die Dickichte waren es aber nicht allein, die den Treibern Schwierigkeiten machten, es gab auch feuchte Stellen, kleine Luche und Fenne, wie ſie in den märkiſchen Wäldern ſo häufig ſind. Als ich auf einer Berglehne hinging, bemerkte ich einen Treiberkollegen, der unterhalb des Berges, in gleicher Richtung wie ich, eine kleine Niederung durchſchritt. Plötzlich rief er mir, da er mich auch geſehen hatte, zu: „Es wird hier ſchrecklich naß!“ — „Das glaube ich wohl,“ entgegnete ich, „die Gegend ſieht ganz danach aus!“ Nach einer Weile hörte ich es wieder von unten heraufſchallen: „Es geht hier nicht weiter — ich verſinke.“ — „Sie müſſen weiter,“ rief ich zurück, „es geht nicht anders. Sie müſſen die Richtung, die Ihnen vorgeſchrieben iſt, einhalten, es mag kommen, was da will.“ — Das ſah er denn auch ein und gedachte ſeiner Pflicht. Er rief mir noch etwas zu, ich glaube: „Grüße mein Lottchen, Freund!“ oder etwas Aehnliches und verſchwand im Röhricht. Ich hielt ihn für verloren, und es that mir leid um ihn, denn er war noch nicht alt, befand ſich in geſicherter Lebensſtellung, galt als ein Mann von gefälligen Manieren und verwaltete, wenn ich nicht irre, ein Ehrenamt bei der Commune. Daher war ich freudig überraſcht, als er ſpäter wieder zum Vorſchein kam. Naſſe Füße hatte er, ſonſt war er wohlbehalten.

Daß ſämmtliche Treiber unzerſchoſſen davonkamen, mußte als ein großes Glück angeſehen werden, denn einige von ihnen zeigten das hartnäckigſte Beſtreben, ſich immer zwiſchen die Jäger und das Wild zu ſtellen. Und es war mancher Familienvater unter ihnen. Zwei wurden vermißt, als die

Digitized by Google

Jagd zu Ende war, und man machte sich viele Sorge um sie. Nach langem Suchen wurden sie endlich gefunden in einem fremden Revier, in das sie sich verirrt hatten. Da wankten sie umher halbverhungert und ohne Fühlung mit der übrigen Welt und riefen immer noch mechanisch „Hoho!“ und schlugen mit den Stöcken an die Bäume, ohne daß es einen Zweck hatte. Es dauerte einige Zeit, bis sie wieder ganz zur Besinnung gekommen waren und sich daran erinnern konnten, wie sie hießen uud woher sie stammten.

Das Revier, in dem gejagt wurde, ist sehr wildreich. Was für Rehe und Hasen wimmelten um uns herum! Ein reizender Anblick war es, wenn mehrere Rehe zugleich die Treiberkette durchbrachen und über Wiesen und Felder dahinflogen, um jenseits derselben im Walde zu verschwinden. Dem großen Wildreichthum des Reviers ist es wohl zuzuschreiben, daß wider Erwarten doch einige arme Thierlein, jung und unvorsichtig, wie sie waren, bei dieser Gelegenheit ums Leben kamen. Es waren im ganzen zwei Rehe und drei Hasen, die, als das letzte Treiben vorbei war, nach der Mühle zur Strecke gebracht wurden. Daß die Beute nicht größer war, kann ich nicht bedauern. Das Wild im Walde munter umherspringen zu sehen, ist doch besser, als es vor sich zu haben, wie es todt und blutend am Boden liegt. Dieser Meinung waren denn auch alle, die an der Jagd theilgenommen hatten, mit Ausnahme der Jäger.

Beim Mittagessen hielt der Jagdherr eine Rede, in welcher er sagte, eine Jagd mit solchen Treibern, wie sie diesmal zu seiner Verfügung gewesen wären, hätte er noch in seinem ganzen Leben nicht gemacht. Darauf dankte er uns und brachte ein Hoch auf uns aus, in das wir begeistert ein-

Digitized by Google

ſtimmten. Als er aber nachher im Vertrauen gefragt wurde, ob er immer derartige Treiber haben möchte, ſagte er: „Aufrichtig geſagt: nein!“ Nun, wie man auch vom waidmänniſchen Standtpunkt aus darüber urtheilen mag, jedenfalls war das Ganze für uns ein großes Vergnügen geweſen, ein anſtrengendes, aber, wie ich glaube, ſehr geſundes Vergnügen. Lebemännern, die zur Korpulenz neigen, kann ich nur rathen, während der Jagdzeit zwei oder drei Mal in der Woche eine Jagd als Treiber mitzumachen. Karlsbad oder Marienbad können ſie ſich dadurch erſparen.

Digitized by Google

Die Stadt der vollkommnen Leute.

Zu den merkwürdigsten Orten, die der Mond bescheint, gehört oder gehörte vielmehr die Stadt der vollkommenen Leute, die im fernen Westen von Nordamerika, wo es auch sonst sonderbare Menschen giebt, gegründet war. Sie führte ihren Namen mit Recht, denn sie wurde von Leuten bewohnt, an denen nichts auszusetzen war, und die sich vollkommen glücklicher Zustände erfreuten.

Das große soziale Problem war an diesem Orte gelöst worden, das Ideal der kühnsten Lehrer der Volksbeglückung zur Wirklichkeit gemacht. Von allen Bürgern dieser glücklichen Stadt besaß keiner mehr als der andere, keiner wußte mehr, keiner genoß größere Ehren als sein Mitbürger.

Alle körperliche und geistige Arbeit war so eingetheilt, daß auf jeden erwachsenen Bewohner ein gleicher Antheil fiel. Am Bürgermeisteramt wie am Nachtwächterdienst nahm jeder in gleichem Maße theil, und die Straßenreinigung wurde von allen gemeinsam besorgt. Brodneid und Klassenhaß waren vollständig ausgeschlossen. Zu einer bestimmten Stunde standen alle zugleich auf, gingen an ihre Arbeit, tranken ihren Frühschoppen, aßen zu Mittag, tranken ihren

Digitized by Google

Abendſchoppen und legten ſich zu Bett. Im Schlafe träumten alle dasſelbe.

Die Ausbildung der Jugend war eine durchaus gleichartige; die Einheitsſchule, die bei uns in der alten Welt von vielen ſo dringend, aber noch immer vergeblich gewünſcht wird, war zur Warheit geworden. Niemand lernte mehr als der andere. Aller überflüſſige Lehrſtoff, wie die alten Sprachen z. B., war als unnützer Ballaſt über Bord geworfen, von einer Ueberbürdung der Schüler war nicht die Rede. Der Unterricht wurde abwechſelnd von einem der Erwachſenen ertheilt, die alle eine gleiche Summe von Kenntniſſen beſaßen.

Es gab eine Anzahl Gemeindeklaviere, die in einem beſondern Gebäude aufgeſtellt waren. Auf dieſen lernte jeder annähernd fertig dasſelbe Stück ſpielen.

Der tägliche Speiſezettel war für die ganze Einwohnerſchaft derſelbe. Beſondere Leckerbiſſen durfte ſich keiner verſchaffen, und keiner mehr oder etwas Beſſeres trinken als der andere. An einem Tage im Jahr, an dem die Gründung der Stadt gefeiert wurde, tranken alle erwachſenen Bürger programmäßig etwas über den Durſt. Am Tage darauf erhielt jeder von ihnen einen Hering aus der Gemeindetonne.

Nichts iſt ſchrecklicher als Religionshaß und Glaubensverfolgung. Wo dieſe zu Hauſe ſind, flieht die Gerechtigkeit und das Vergnügen; Greuel und Grauſamkeit herrſchen da. In der Stadt der vollkommenen Leute war ſelbſtverſtändlich auch in religiöſer Beziehung Friede und Einigkeit zu Hauſe. Man hatte zuerſt eine Religion eingeführt, die aus allen Religionen der Erde gemiſcht war, ſchaffte ſie indeſſen wieder ab, als ſich herausſtellte, daß ſie zu verwickelt und zu ſchwer zu erlernen war. Darauf einigte man ſich dahin, zur oberſten

Digitized by Google

Glaubensformel den pythagoräiſchen Lehrſatz zu erklären, und hatte nicht Urſache, dieſe Wahl zu bereuen. Niemals gab dieſe neue Glaubenslehre zu Streitigkeiten Anlaß, kein Zweifler lehnte ſich gegen ſie auf.

Ehren und Titel wurden gleichmäßig auf alle vertheilt. Wer die Schule durchgemacht hatte, erhielt den Doktortitel, wer da dreißig Jahr alt war, wurde zum Aſſeſſor erklärt. Mit dem vierzigſten Jahre wurde man Geheimrath, mit dem fünfzigſten Präſident, mit dem ſechzigſten Oberpräſident, mit dem ſiebzigſten Admiral. Alle dieſe Titel wurden erworben, ohne daß man nöthig hatte, ein Examen zu machen oder etwas dafür zu bezahlen.

Daß die ſchönen Künſte nicht vernachläſſigt wurden, geht ſchon aus dem hervor, was vorher über die Aufſtellung von Gemeindeklavieren bemerkt worden iſt. Auch gedichtet wurde, und zwar allgemein in der Vormittagsſtunde von 11 bis 12. Die Dichtungen, welche in der Stadt der vollkommenen Leute entſtanden, waren frei von aller Empfindſamkeit. Sie behandelten ſtets praktiſche Vorwürfe, z. B. den Gährungsprozeß, den Schwerſpath, den Rachenkatarrh, die Entfernung, den luftdichten Verſchluß, die Kugel und Aehnliches. Liebesgedichte wurden nicht angefertigt, weil man über die Neigung der beiden Geſchlechter zu einander überaus nüchternen Anſichten huldigte. Man war ſich klar darüber, daß es ſich dabei lediglich um die Erhaltung der Gattung handelt, und darin liegt nichts weſentlich Poetiſches.

Als einen großen Fortſchritt betrachtete man es, daß die Namen abgeſchafft waren. Statt benannt zu ſein, waren ſämmtliche Einwohner numerirt. Starb jemand, ſo wurde

Digitized by Google

ſeine Nummer in dem Hauptverzeichniß durchgeſtrichen und blieb gelöſcht, bis wieder ein Kind geboren ward, auf das ſie dann übertragen wurde. Nach dieſer Art der Bezeichnung lautete eine Verlobungsanzeige, um ein Beiſpiel zu geben: „Verlobte: 327 und 2158.“

Die Gleichartigkeit der Ernährung, der Kleidung, der Bildung, der ganzen Lebensweiſe bewirkte es, daß ſämmtliche Bewohner der Stadt der vollkommnen Leute einander ſehr ähnlich ſahen. Perſonen desſelben Alters und Geſchlechtes waren ſehr ſchwer von einander zu unterſcheiden, ſie unterſchieden ſich eigentlich nur durch die verſchiedene Nummer. Eine und dieſelbe Photographie genügte für viele.

Dieſe Aehnlichkeit der Leute untereinander war ſo groß, daß, wenn ein Bürger abends nach Hauſe ging, er in ein beliebiges der auch völlig gleichartig gebauten Häuſer ſich begeben konnte. Fand er den Hausherrn ſchon anweſend, ſo entfernte er ſich wieder mit den Worten: Entſchuldigen Sie, ich habe mich geirrt. Andernfalls — vorausgeſetzt, daß auch die Zahl der Kinder ſtimmte — betrachtete er ſich als den Herrn des Hauſes, und wenn noch einer nach ihm kam, mochte dieſer nun wirklich der Richtige ſein oder nicht, ſo entfernte ſich derſelbe alsbald mit derſelben obigen Entſchuldigung. Eiferſucht, dieſe fürchterliche Leidenſchaft, die ſo große Verheerungen in der menſchlichen Geſellſchaft anrichtet, ſo oft zu Mord und Todſchlag führt, war in dieſem Wohnort verſtändiger Menſchen etwas durchaus Unbekanntes.

Verbrechen gegen das Eigenthum kamen nicht vor, da niemand Grund hatte, dem andern etwas wegzunehmen.

Digitized by Google

Was der eine beſaß, beſaß auch der andre. Man kam ohne Gerichte, ohne Gefängniſſe aus.

Der Geſundheitszuſtand der Einwohner war ein vorzüglicher. Man brauchte keine Aerzte, weil infolge der ſo überaus regelmäßigen Lebensweiſe ſchwere Krankheiten überhaupt nicht vorkamen. Kleine Leiden, wie der Schnupfen, von dem ſtets alle Bewohner der Stadt zugleich ergriffen wurden, bekämpfte man mit einfachen Hausmitteln. Hatte jemand das fünfundſiebzigſte Jahr erreicht, ſo wurde er regelmäßig von einem Bacillus befallen, der ſein Ende herbeiführte. Er wurde dann unanſehnlich und fleckig, vertrocknete und ging ein.

So hätten die vollkommnen Leute noch viele Jahre, Jahrhunderte vielleicht, ruhig und glücklich in ihrer Stadt wohnen können, wenn ſie nicht einmal gegen ihr Prinzip einen Fremden bei ſich eingelaſſen hätten. Vielleicht plagte ſie der Stolz, vielleicht wollten ſie, daß andre von ihrem Glück hörten, damit ſie ihre Einrichtungen nachahmen und zu demſelben Zuſtande der Vollkommenheit und Glückſeligkeit gelangen könnten. Jedenfalls war es verhängnißvoll für ſie, daß ſie den Fremden einließen und ihn mit ihren Einrichtungen bekannt machten. Denn nachdem ſie ihm alles gezeigt und geſagt hatten und nun meinten, er müßte außer ſich darüber gerathen, was für vollkommne und vernünftige Leute ſie wären fragten ſie ihn endlich, wie es ihm bei ihnen gefiele. Darauf antwortete der Fremde: Es iſt alles ſehr ſchön, aber auch zum Sterben langweilig. Darüber lachten ſie anfangs, nachher aber, als der Fremde ſchon abgereiſt war, überlegten ſich einige die Sache genauer, fanden, daß er vollkommen recht hatte, und hängten ſich auf. Die andern folgten ihrem Bei-

Digitized by Google

ſpiele, und in kurzer Zeit hatte die ganze Bewohnerſchaft, Alt und Jung, ſich aufgehängt.

So ging dieſe große und glückliche Stadt unter. Der Tag, der ſie beſcheint, erblickt in ihr kein lebendes menſchliches Weſen mehr. In den Straßen heult der Präriewolf.

Digitized by Google

Seltſames Abenteuer.

Es war an einem ſchönen Herbſtabend, als ich zu . . . im Staate Kentucky in das Wirthshaus „Zum fliegenden Alligator“ trat. Ich fand daſelbſt eine Geſellſchaft ehrenwerther Männer verſammelt, unter denen mir einer ſofort beſonders auffiel. Es war ein Mann in den mittleren Jahren von ſehr gutem, geſundem Ausſehen, einfach aber anſtändig gekleidet. In ſeinem Weſen und ſeinen Bewegungen jedoch zeigte er ſich noch ein gut Theil eckiger, als man es ſonſt bei Amerikanern zu finden gewohnt iſt. Doch das Merkwürdigſte an ihm war ſeine Stimme. Dieſelbe hatte etwas Schnarrendes an ſich, das wenig angenehm war, und beim Sprechen trennte er in auffallender Weiſe die einzelnen Silben der Wörter von einander. Nie habe ich, außer bei Taubſtummen, welche ſprechen gelernt hatten, eine ſo ſonderbare Sprechweiſe und Betonung gehört. Neben dieſem Herrn ſaß ein anderer von mehr gewöhnlichem Ausſehen, mit dem er nahe befreundet zu ſein ſchien, denn derſelbe widmete ihm offenbar ſeine ganze Aufmerkſamkeit und legte ihm häufig in zärtlicher Weiſe ſeine Hand auf die Schultern oder auf den Rücken, redete auch faſt unaufhörlich zu ihm. Der Sonderbare ſelbſt ſprach nicht

Digitized by Google

viel, nur von Zeit zu Zeit brachte er mit ſeiner ſchnarrenden Stimme eine kurze, nicht immer von tiefer Auffaſſung des Gegenſtandes zeigende Bemerkung vor. Der Mann erregte aber in hohem Grade meine Aufmerkſamkeit, ich wünſchte ſehr, etwas Genaueres über ihn zu erfahren, und nahm deshalb in ſeiner Nähe Platz. Bald war ich mit ſeinem Freunde im Geſpräch, er ſelbſt aber ſchien mich nicht im Geringſten zu beachten, ſondern ſaß ſchweigend und unbeweglich wie in tiefes Nachdenken verſunken da. „Na, Bill," — rief plötzlich der Freund des Sonderbaren, indem er ihn kräftig auf die Schultern ſchlug — „wie geht's, alter Knabe?" — „„Al—les in Ord=—nung!"" ſchnarrte der Angeredete mit einer Stimme, die mir durch Mark und Bein ging.

„Mein Freund Bill" — ſagte mein gefälliger Nachbar, ſich zu mir wendend — „iſt ein Prachtjunge und einer der edelſten Menſchen, die ich kenne. Aber er hat Unglück gehabt im Leben, viel Unglück. Vor drei Jahren fiel er in die Hände der Plattfußindianer und ward mit mehreren Unglücksgefährten zum qualvollen Tode beſtimmt. Schon war er an den Marterpfahl gefeſſelt, trocknes Reiſig war ſchon um ſeine Füße gehäuft und angezündet, ſchon brannten die Spitzen ſeiner Zehen lichterloh, da kommt plötzlich im allerletzten Augenblick die Rettung. Ich ſelbſt war es, der an der Spitze eines Trupps Bewaffneter ihm zu Hilfe herangeſprengt kam. Die Indianer niedermachen, das Feuer auslöſchen und unſern armen Freund vom Pfahl losbinden war für uns das Werk eines Augenblicks. Bill war gerettet, aber den Schrecken und die Todesangſt dieſes Tages hat er noch nicht wieder verwinden können. Nicht nur daß er etwas ſchwach auf ſeinen beiden damals angebrannten Füßen ſteht, ſondern er hat auch

Digitized by Google

eine gewiſſe Steifigkeit in ſämmtlichen Gelenken davon behalten, ſowie eine geringe Lähmung der Zunge, woher ſeine ſonderbare Sprache ſtammt, welche Ihnen gewiß ſchon aufgefallen iſt. Aber ein prächtiger Kerl iſt er geblieben, ein Menſch von unverwüſtlichem Humor, und das Herz hat er auf der rechten Stelle. Ja," — fuhr er fort, indem er plötzlich ſehr ernſt wurde, und ſeine Stimme klang bewegt — „ja, auf der rechten Stelle hat er das Herz, aber ganz geſund iſt es leider auch nicht. Das iſt ja auch gar kein Wunder, wenn man bedenkt, was er ausgeſtanden hat. So hat er denn von jenem Schreckenstage her auch einen bedenklich ſtarken Herzſchlag behalten, der mir oft Beſorgniſſe einflößt und gegen den die Aerzte nichts anderes zu verordnen wiſſen, als was ich ſelbſt ſchon vorher mit richtigem Gefühl ihm verordnet hatte: Branntwein mit Waſſer. Wollen Sie einmal alle ſtille ſein und aufhorchen? Sie werden es deutlich hören können, wie ihm das Herz ſchlägt."

Sofort waren wir alle mäuschenſtill und horchten. Richtig, das war Bills Herzſchlag. Und allerdings, er war ungewöhnlich ſtark, er hörte ſich an wie das Ticken einer großen Wanduhr, nur daß er ſchneller ging. Auf uns alle hatte die Erzählung von Bills Schickſalen einen großen Eindruck gemacht. Wir ließen unſere Gläſer neu füllen und beeilten uns, mit dem Schwergeprüften auf ſein Wohlergehen anzuſtoßen. Mechaniſch ergriff dieſer, ohne ſich ſonſt zu bewegen, mit beiden Händen das vor ihm ſtehende große Glas, führte es langſam und ruckweiſe zum Munde und goß ſeinen Inhalt, ohne abzuſetzen und ohne zu ſchlucken, in ſeine offenbar recht geräumige Kehle hinunter. Für einen Mann, der ſoviel gelitten hatte, eine ſehr anſtändige Leiſtung! Auf dieſelbe

Digitized by Google

Weiſe, wie er das Glas vom Tiſche aufgenommen hatte, ſetzte er es dann auf denſelben nieder.

„Brav, Bill, brav!“ rief der Freund und Retter des Genannten, der ihm mit Entzücken zugeſehen hatte — „einen beſſern Kerl wie du giebt es auf der ganzen Welt nicht. Hier, Bill, iſt ein Fremder, welcher ſich glücklich ſchätzen würde, deine nähere Bekanntſchaft zu machen. Ich wette darauf, daß er vor Begierde brennt, ſich mit dir zu unterhalten. Nun Bill, was ſagſt du dazu?“ Bei dieſen Worten gab er ſeinem Schützling einen Rippenſtoß, welcher nicht eben auf eine leidende Geſundheit berechnet zu ſein ſchien. Kaum war das geſchehen, ſo drehte Bill mir langſam ſein Geſicht zu und ſchnarrte mühſam hervor: „„Freut mich un—end—lich, Ih—re Be—kannt—ſchaft zu mach—en. Wie geht es Ih—rer wer—then Fa—mi—li—e? —““ „Prächtig, prächtig!“ rief unſer gemeinſamer Freund. „Bill weiß doch immer, was ſich ſchickt. Nicht war, Fremder?“

Ich muß geſtehen, daß der Blick, mit dem Bill mich anſah, mich ein wenig aus der Faſſung gebracht hatte. Nie in meinem Leben vorher oder nachher habe ich ſolche Augen geſehen. Sie waren durchbohrend, wenn ſie einen anſahen, und doch hatten ſie zugleich etwas unheimlich Todtes. Ja, ſo mußte der Mann ausſehen, der mit brennenden Füßen am Marterpfahl der Indianer geſtanden hatte. Nach kurzer Zeit hatte ich mich ſoweit gefaßt, um ihm erwidern zu können, daß ich meines Theils nicht weniger erfreut ſei, eine ſo ſchätzenswerthe Perſönlichkeit kennen zu lernen, und daß es meiner Familie den letzten Nachrichten zufolge, die ich von ihr erhalten hätte, wohl ginge. Bill hörte ſchweigend zu, er verſank augenſcheinlich wieder in Gedanken. Als ſein

Digitized by Google

Freund aber, wohl um aus ſeinem Nachdenken ihn aufzurütteln, ihn am Arm faßte, drehte er ſein Geſicht, das er unterdeſſen abgewendet hatte, aufs Neue mir zu und ſagte mit ſeiner ſonderbaren Stimme zu mir: „„Wel—chen po—li—ti—ſchen Stand—punkt neh—men Sie ein?““ Die Frage kam mir einigermaßen überraſchend. Da ich es aber für unhöflich hielt, nichts darauf zu erwidern, ſo legte ich in Kürze dar, welche Stellung ich in politiſchen Dingen einnähme und welcher Art meine Ueberzeugungen wären. Darauf ſchwieg ich und erwartete, daß Bill etwas erwidern würde. Das that er jedoch nicht, obwohl er fortfuhr, mich mit ſtarren Augen anzuſehen. Die Lage fing an peinlich zu werden, als mein freundlicher Nachbar uns beiden heraushalf, indem er Bill heftig auf das rechte Bein ſchlug und zu ihm ſprach: „Haſt du nicht gehört, was der Fremde ſagte?“ Bill hatte offenbar zugehört, ſchien aber durch das Gehörte nur in geringem Grade befriedigt worden zu ſein, denn er brach ſofort in die mir gewidmeten merkwürdigen Worte aus: „„Sie ſind ein gro—ßer E—ſel, mein Herr!““

Das war mir denn doch zu viel. Ich vergaß mich, holte aus und verſetzte dem Unverſchämten eine gewaltige Ohrfeige. Im nächſten Augenblick that es mir leid, daß ich einen körperlich leidenden Menſchen geſchlagen hatte, um ſo mehr, als in Folge meiner Handlungsweiſe etwas unſäglich Grauſenvolles ſich ereignete. Zuerſt ließ ſich ein Raſſeln vernehmen, daß ſeinen Sitz in Bills Kopf hatte. Darauf drehte ſein Kopf ſich unter ſchnurrendem Geräuſch mit unbegreiflicher Geſchwindigkeit ſiebzig bis achtzig Mal um ſeine Achſe und blieb endlich — ſchrecklich iſt es zu ſagen — mit nach hinten gerichtetem Geſicht ſtehen. Mit erſterbender

Digitized by Google

Stimme, die tief aus ſeinem Innern zu kommen ſchien, ſchnarrte der Unglückliche: „„Al—les in Or—dnung!“ “ während er zugleich beide Hände zu ſeinem Kopf erhob, verſuchend denſelben zurecht zu drehen. Es war vergebens. Jetzt fing es auch in Bills Bruſt an zu ſchnurren, dann gab es einen Knacks, und ſeine Arme ſanken kraftlos herab. Er war augenſcheinlich todt.

Während dies geſchah, waren alle Gäſte, von Entſetzen erfaßt, aufgeſprungen — ich nicht zuletzt, denn als Mörder des armen Bill hatte ich vor allen andern Grund, an meine Rettung zu denken. Mit einem Schreckensruf ſprang auch Bills Freund und Beſchützer empor und warf ſich auf den Todten. Zuerſt ſchüttelte er ihn, dann machte er ſich mit einer Art von Schlüſſel, den er aus der Taſche zog, in den Ohren und in der Herzgegend des Erſchlagenen zu ſchaffen. Als er auf ſolche Weiſe vergeblich verſucht hatte, ihn ins Leben zurückzurufen, wandte er ſich im heftigſten Zorne mir zu. „Menſch“, rief er, „was haben Sie gethan! Sie haben das größte Wunder der Welt zerſtört. Meinen künſtlichen mechaniſchen Menſchen, an dem ich fünfundzwanzig Jahre hindurch ununterbrochen gearbeitet, haben Sie mit einem Schlage entzwei gemacht. Wußten Sie nicht, was Sie vor ſich hatten, daß es alles nur Räderwerk, Hebel, Schraube, Elektricität und dergleichen war? Jetzt iſt alles hin, alles verdorben, der ganze Mechanismus iſt übergeſchnappt. O mein armer Bill! Eben wollte ich mit ihm die große Rundreiſe machen und ihn für Geld ſehen laſſen. O wie viel Geld hätte ich mit ihm verdient! Zum reichſten Manne der Welt würde er mich gemacht haben. Er war ein Kunſtwerk, wie es die Erde nicht wieder ſehen wird. Er verſtand alles. Er ſprach wie ein Weiſer, er trank wie ein Mann, er rauchte

Digitized by Google

wie ein Schornſtein. Er hätte alle Frauen in ſich verliebt gemacht. Er war der edelſte Menſch, der treueſte Freund, an ihm war kein Falſch. Er gewann im Kartenſpiel, ohne zu betrügen.“

So jammerte laut der unglückliche Mechaniker. Dann in einem Anfall von Wuth fiel er über mich her, als wollte er mich erwürgen. „Erſetze ihn mir“ — ſchrie er — „erſetze ihn mir, du grauſamer Mörder, oder ich werde dir den Kopf umdrehen, wie du ihn meinem Bill umgedreht haſt.“

Einige Gäſte befreiten mich von dem Raſenden. Die meiſten ergriffen für mich Partei. Einer erklärte ſogar offen, daß er es für höchſt unpaſſend erachte, einen künſtlichen Menſchen in eine Geſellſchaft ehrenwerther Männer mitzubringen, wo derſelbe lediglich zu Zwiſtigkeiten Anlaß geben müſſe, zumal wenn er, wie dieſer ſogenannte Bill gethan, andere Gäſte ohne Grund beleidige. Gegen dieſen meinen Vertheidiger wandte ſich jetzt die ganze Wuth des Mechanikus. Er zog ſeinen Revolver hervor, und der andere that desgleichen. Das war der Augenblick, den ich für den geeignetſten hielt, mich zu drücken. Draußen angelangt hörte ich, wie im Innern des Wirthshauſes eine große Anzahl von Schüſſen abgegeben wurde. Dann wurde es ganz ſtill drinnen. Ich zog den Schluß daraus, daß alle todt waren, und hatte recht.

Am andern Tage fand unter großer Theilnahme der Bevölkerung des Ortes die Beerdigung der Opfer ſtatt, welcher ich auch beiwohnte. Auch der arme Bill wurde mitbegraben, da im Orte ſich niemand fand, der im Stande war, ihn zu repariren. Als Todesurſache hatten die Todtenbeſchauer bei ihm angegeben: Selbſtumdrehung des Halſes und durch einen Schlag herbeigeführt. Löſung einiger Schrauben.

Lippert & Co. (G. Pätz'ſche Buchdr.), Naumburg a. S.

Digitized by Google

In demſelben Verlage erſchien und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Für gewöhnliche Leute.

Hunderterlei
in Verſen und Proſa

von

Johannes Trojan.

Geheftet 3, fein gebunden 4 Mark.

Der als Humoriſt und als Redakteur des „Kladderadatſch“ bekannte Verfaſſer, der ſich durch ſeine Kinderlieder auch in der kleinen Welt viele Freunde erworben hat, wendet ſich mit dieſem Buch an alle diejenigen, die ſich ein einfaches Empfinden und Sinn für das, was vom Herzen kommt und zum Gemüth ſpricht, bewahrt haben. Das Buch enthält hundert und einige Stücke in gebundener und ungebundener Rede, die nach Inhalt und Form dem Volksthümlichen ſich nähern. Es iſt, wenn auch keine Tendenz ausdrücklich darin ausgeſprochen iſt, ein Proteſt gegen das Geſuchte, Gekünſtelte und Unnatürliche in unſerer neueren Litteratur. Die Ueberſchriften der einzelnen Abtheilungen: „Haus und Garten“, „Aus der Stadt“, „Feld, Wald und Heide“, „Feſtliches“ und „Leben und Sterben“ deuten an, welchem Gebiet dieſe ſchlichten Poeſien angehören. Johannes Trojan's kleines Werk will ein deutſches Haus- und Volksbüchlein ſein.

Digitized by Google

In demselben Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Eifernde Liebe.

Roman

von

Ernst von Wildenbruch.

6. Auflage.

21 Bogen 8°. Geheftet 4 Mk., fein gebunden 5 Mk.

Die **„Tägliche Rundschau"** schreibt über diesen Roman:

„Auch in der neuesten Erzählung Wildenbruchs, dem Roman „Eifernde Liebe" steht die Frau im Mittelpunkte. Wie so oft bei Wildenbruch, zerfällt auch dieser Roman in zwei Theile von ästhetisch ganz verschiedenem Charakter; den realen, ich möchte sagen prosaischen Untergrund bildet die Darstellung hamburgischer Patrizierverhältnisse, niederländischer Kleinbilder, mit Frische und Humor ausgeführt. Von diesem Untergrund hebt sich die Liebesgeschichte in jeder Hinsicht, nicht nur in der Sprache, so vollständig ab, daß ein Eindruck entsteht, als wenn ein Velasquez Gestalten in eine Landschaft von Ruisdael hineingemalt hätte. Wie in einen Rausch, in einen Wirbel fühlt sich der Leser versetzt, sobald er in die Empfindungssphäre des Liebespaares geräth, er fühlt den Boden unter sich entschwinden und wandelt in und durch Luft. Diese Wirkung kann nur ein echter Dichter erzielen. Der Roman ist ein Meisterstück und das Zeugniß einer mächtigen Phantasie — diese Schilderung, wie die kühle Pratriziertochter in den Bann des leidenschaftlichen Malers geräth, wie sie hinausgerissen wird aus all' ihrem bisherigen Alltagsleben und -Denken, bis sie nicht länger Widerstand leisten kann und in den Wirbel hineinspringt. Der Schluß ist verständlich, aber nicht nothwendig. Entweder sieht die Frau ein, daß kein dauerndes Verhältniß zwischen ihrer und der Eigenart des Künstlers möglich ist, dann giebt es für ein so thatkräftiges Wesen mehr als einen Ausweg, oder sie findet eine Brücke über jene Kluft. Der Tod jedoch ist keiner jener Auswege, denn er — beweist nichts. Befriedigt aber der vom furor tragicus verschuldete Schluß auch das Empfinden und die Vernunft nicht ganz, so ist er doch reich an poetischer Stimmung und durchflutet von berückender Sinnlichkeit."

Digitized by Google

In demſelben Verlage erſchienen früher und ſind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schriften

von

Emil Marriot.

---

	geh. ℳ	geb. ℳ
Der geiſtliche Tod. Roman. 18 Bogen 8°. 5. Auflage	3,—	4,—
Die Familie Hartenberg. Roman. 15 Bgn. 8°.	3,—	4,—
Novellen. Band I. 17 Bogen 8°. . . .	3,—	4,—
Inhalt: Askeſe. — Hochwürden mein Sohn. — Unſer Anton.		
Novellen. Band II. 12 Bogen 8°. . .	3,—	4,—
Inhalt: Anathema sit. — Johannes.		
Die Unzufriedenen. Roman aus den bürgerlichen Kreiſen. 23 Bogen 8°. 3. Aufl.	3,—	4,—

Unter den Romanciers, die im letzten Jahrzehnt aufgetreten ſind, ragt Emil Marriot als ein literariſcher Charakterkopf eigenthümlicher vornehmſter Prägung heraus. Dem modernen pſychologiſchen Gebot der Arbeitstheilung entſprechend, hat dieſer neue Autor in der anſchaulichen Schilderung des modernen Oeſterreich, ſpeziell Wiens, ſich ein Gebiet literariſcher Produktion erobert, auf dem er als Meiſter erſten Ranges glänzt.

Digitized by Google

In demſelben Verlage erſchien und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Liedermacher.

Roman aus Neu-Berlin

von

Julius Stinde.

Sechſte Auflage.

18 Bogen 8°, geheftet 3 Mark, fein gebunden 4 Mark.

Aus dem Kampf ums Daſein hat ſich folgerecht **der bewußte Kampf um den Genuß** entwickelt, der naturgemäß in der Großſtadt am mächtigſten zu Tage tritt und ſeinen Einfluß auf das Leben des Einzelnen ſowohl, wie des Volkes ausübt. Genießenwollen iſt die Loſung des Tages. Aber es fehlt auch nicht an Stimmen, die auf die idealen Güter der Menſchheit dringlich hinweiſen, das Geiſtesleben wieder in ſeine Hoheitsrechte einzuſetzen. *Kampf um den Idealismus* wird der Wahrſpruch der nächſten Zeiten ſein.

Mit ſicherem Griffe hat Stinde ſeinen Stoff zum **„Liedermacher“** aus dieſen Strömungen erfaßt und zu einem ergreifenden Seelengemälde geſtaltet, das frei von *jeglicher Schablone* Menſchen und Dinge bringt, **denen wir im Leben begegneten**, noch nie aber **in den Büchern Anderer.**

Wie immer geht Stinde auch hier ſeine eigenen Wege und bewährt ſich wieder in zunehmender Vertiefung als Kenner des menſchlichen Herzens, deſſen Empfinden er bis in die intimſte Regung nachſpürt, **Meiſter des Ausdrucks**, iſt ihm die Sprache das biegſame Material zur Schilderung der geheimſten pſychologiſchen Vorgänge ſowohl, als nicht minder der Wiedergabe des äußeren Lebens, ſei es in ſcharfen Beobachtungen, **ſatiriſchen Ausfällen**, ***humoriſtiſchen Episoden***, deren das Buch *eine überaus reiche Fülle* enthält.

Digitized by Google

In demselben Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der schöne Georg.

(BEL-AMI.)

Roman

von

Guy de Maupassant.

Deutsch von Max Schoenau.

24 Bogen 8°. geheftet 3 Mark, fein gebunden 4 Mark.

Die wahrheitsgetreue Geschichte eines rücksichts- und gewissenlosen Strebers erzählt von einem Meister der Wirklichkeitsschilderung mit gewissenhafter Ausführlichkeit, psychologischer Feinheit und in der unbefangenen, ungenirten, behaglichen Weise, in welcher der Franzose auch die galanteren Geheimnisse des großstädtischen Lebens behandelt. Georg Duroy, der unwiderstehliche Bel-Ami aller verliebten Damen, sonst aber ein herzlich unbedeutender Mensch ohne eigene Initiative, der Sohn einfältigster Bauernleute, wird durch einen Freund in die journalistische Karrière gedrängt; des Freundes Frau führt dem Unbeholfenen, dem Unfähigen die Hand bei der Niederschrift seines ersten Artikels; sein Glück bei den Frauen ist seine einzige Springstange bei seinem überraschend schnellen Avancement. Eine Frau unterhält am Anfang den Mittellosen, indem sie in trauten Schäferstunden Goldstücke in seiner leeren Tasche ablagert, des Freundes verwittwete Frau wird nebenher sein Weib, leistet seine Arbeit, stachelt seinen Ehrgeiz an, erkauft ihm durch fleißig feilgebotene Liebesgunst eine ansehnliche Erbschaft nnd die gewichtigsten politischen Geheimnisse, die dann Beide journalistisch verwerthen; seines Chefs Frau verführt er, um durch ihre Fürsprache höher und höher zu steigen; ihre Tochter lockt er endlich aus des Vaters Hause, erzwingt sich des Vaters Jawort zur ehelichen Verbindung und feiert endlich seine Vermählung unter Assistenz höchster politischer und kirchlicher Würdenträger als Baron Du Roy von Cantel, Chefredakteur der „Vie française“, Besitzer von Millionen, künftig Deputirter und Minister und allvermögender Bel-Ami der schönsten und vornehmsten Frauen. Die Detailschilderung aller Zustände und Situationen, durch welche dieser Lebensweg sich hinzieht, ist meisterhaft in Zeichnung und Kolorit. Das armselige, häßliche Heim der Eltern des Helden ist ebenso anschaulich und wahr vorgeführt, wie die elende Wohnung des jungen Duroy am Beginn seiner Laufbahn, das Redaktionsbureau ebenso lebendig und gegenständlich, wie die hohen und niederen Vergnügungslokalitäten, das verschwiegene Absteigequartier der Verliebten ebenso intim und klar wie die vornehmsten Salons. Das Getriebe einer freibeuterischen Presse und das Geliebel mit allerhand Frauen sind die brennenden Punkte der Erzählung; in beiden Centren stehen eine ganze Reihe fein getroffener, lebendig ausgeschaffener Typen: neben dem glücklich spekulirenden Zeitungsbesitzer der vielgewandte politische Hauptredakteur, der nüchterne Bureaubeamte, der gewissenlose Interviewer, der geistreiche Feuilletonist, der pessimistische Novellendichter; neben der leidenschaftlich, heißhungrig Liebenden die spät verführte brave Frau, das altkluge, empfindliche Kind, die Allerweltsdirne, die berechnende Liebesgeschäftsfrau. Wer nach diesen Richtungen hin an der Hand eines kundigen und amüsanten Führers das moderne Paris intimer kennen lernen will, der wird in Maupassant's „Bel-Ami“, dessen durch Max Schoenau besorgte deutsche Uebersetzung sich sehr fließend liest, den besten und pikantesten Wegweiser finden.

Digitized by Google

Empfehlenswerthe Werke

aus dem Verlage von

Freund & Jeckel in Berlin.

	geh. ℳ ₰	geb. ℳ ₰
Bernstein, Novellen. (Vögele der Maggid. — Mendel Gibbor.)	3,—	4,—
Bliß, Der verlorene Sohn. Erzählung . . .	2,—	—
Blumenthal, Gesammelte Epigramme	—	3,—
Elcho, Goldene Schwingen. Roman. 3. Aufl.	3,—	—
— —, Linda. Roman	3,—	—
Felsing, In Sturmesbrausen. Roman . . .	4,—	5,—
Frank, Rechtsanwalt Arnau. Roman	3,—	—
— —, Sollen Damen allein reisen. Novellen . .	2,—	—
Gaedke, Aus dem Leben. Ges. Novellen . .	2,—	—
Hutzler, Zwei Frauen. Erzählung	2,—	—
Kalbeck, Aus alter u. neuer Zeit. Ges. Gedichte.	2,—	3,—
Marriot, Moderne Menschen. Roman . . .	3,—	4,—
— —, Novellen. 2 Bände . . . . . à	3,—	—
— —, Die Unzufriedenen. Roman. 3. Aufl.	3,—	—
Maupassant, Der schöne Georg. Roman . .	3,—	4,—
Pichler, Der Nordstern u. A. 8 Seenovellen .	3,—	4,—
Proelß, Modelle. Novellen	3,—	—
Röseler, Die Barbarina	3,—	4,—
Stinde, Gesammelte Humoresken. 6. Aufl. . .	3,—	4,—
Trojan, Für gewöhnliche Leute. Humoresken	3,—	4,—
Voß, Novellen. 2. Aufl.	3,—	—
Waldstein, Der Papagei der Herzogin u. a. Novellen	2,—	—
Wildenbruch, Das edle Blut. Erzählung. 5. Aufl.	—	1,—
Wolff, Der Untergang. Roman	2,—	—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 067520336

Digitized by Google